



Forschungsbericht

Zur Situation von lesbischen, schwulen und trans* Jugendlichen in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe.

Dr. Constance Ohms

AIDS-Hilfe Marburg e.V. (Hg.)
2020



Forschungsbericht 2020

Zur Situation von lesbischen, schwulen und trans* Jugendlichen in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe.

Dr. Constance Ohms

**Zur Situation von lesbischen, schwulen und
trans* Jugendlichen in Einrichtungen der
stationären Jugendhilfe. Ein Forschungs-
bericht.**

ISBN: 978-3-00-067742-7

1. Auflage, 2020

AIDS-Hilfe Marburg e.V.
Bahnhofstraße 27
35037 Marburg
mail@aids-hilfe-marburg.de
Telefon: 06421/64523

Layout: Dr. Sam Achilles
Foto (Umschlag): AdobeStock

Die Autorin:

Dr. Constance Ohms ist freiberufliche Sozialwissenschaftlerin, Systemische Therapeutin und Familientherapeutin (DGSF). Zudem ist sie Leiterin der Beratungsstelle **gewaltfreileben**, die Lesben, Bisexuelle, Trans* und queere Menschen mit Gewalt- oder Diskriminierungserfahrungen psychosozial unterstützt und begleitet. E-Mail: wissenswerkstatt@posteo.net

Unter Mitarbeit von:

Paul Ruprich (studentischer Mitarbeiter)

Das Werk einschließlich all seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Aidshilfe Marburg e. V. und der Autorin unzulässig.

© Aidshilfe Marburg 2020

Bahnhofstr. 27

35037 Marburg

Das Forschungskonsortium:

AIDS-Hilfe Marburg e.V. St. Elisabeth-Verein e. V. Marburg Broken Rainbow e. V.



Cornelia Schlerf, Mario Ferranti (Aidshilfe Marburg), Bernd Stolte (St. Elisabeth-Verein e.V. Marburg)

Gefördert durch:



Inhaltsverzeichnis

Geleitwort des Hessischen Ministers für Soziales und Integration, Kai Klose	9
Vorwort	11
1. Einleitung	15
1.1 Erkenntnisinteresse, Ziel und Forschungsperspektive	15
1.2 Die Idee der stationären Jugendhilfe	17
1.3 Sexualerziehung in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe	19
1.4 Kinder- und Jugendhilfe in Hessen	23
1.5 Sexuelle Orientierung und Variationen der Geschlechtsidentität in der stationären Jugendhilfe	25
1.6 Intersektionale Betrachtung: Sexuelle Orientierung und Geschlechts- identitäten als Risikofaktoren für und in der Fremdunterbringung	27
2. Herangehensweise	30
2.1 Befragung der Fachkräfte	30
2.2 Befragung der Jugendlichen	31
2.3 Online-Befragung	33
3. Sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität in der stationären Jugendhilfe aus Sicht der Fachkräfte	34
3.1 Erfahrung in der Arbeit mit Lesben, Schwulen und Trans*	34
3.2 Gründe für eine Fremdunterbringung	37
3.3 Sexualerziehung als zentraler Bestandteil pädagogischer Jugendarbeit	40
3.4 Dyadisches Erziehungsgeschehen	42
3.5 Auf die Geschlechtlichkeit und Sexualität bezogene Gruppenangebote . .	49
3.6 Gestaltung von Räumlichkeiten	51
3.7 Betreuende als Rollenvorbilder	53

3.8 Reflexion der Rahmenbedingungen aus Sicht der Fachkräfte.	60
4. Lesbische, schwule und trans* Jugendliche in der Stationären Jugendhilfe – Erzählungen	67
4.1 Cornelius (18 Jahre alt, trans*männlich, hetero)	67
4.2 Emma (17 Jahre alt, demisexuell, cis-weiblich)	90
4.3 Khalid (17 Jahre alt, PoC, cis-männlich, schwul)	112
4.4 Friedrich (17 Jahre alt, bisexuell, cis-weiblich)	146
4.5 Markus (19 Jahre alt, cis-männlich, schwul, PoC)	167
4.6. Asad (21 Jahre alt, schwul, Asylsuchender, Careleaver, PoC)	188
4.7 Paul (26 Jahre alt, trans-männlich, schwul, sehbehindert)	207
4.8 Max (29 Jahre alt, schwul, Careleaver, PoC)	236
5. Vulnerabilität und Resilienz der interviewten Jugendlichen	253
5.1 Beschreibung von Vulnerabilität	253
5.2 Die besondere Vulnerabilität von lesbischen, schwulen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen	254
5.3 Beschreibung von Resilienz	271
5.4 Die besondere Fähigkeit zur Resilienz von lesbischen, schwulen und trans* Jugendlichen	272
5.5 Rekursive Betrachtung der Expert*innen Interviews	285
6. Resümee.	296
Glossar.	301
Anhang: Rückmeldungen der Teilnehmenden der Fachkonferenz vom 28. November 2019: Queer im Heim – Zur Situation LST* Jugendlicher in der stationären Jugendhilfe	303
Literatur	306

Geleitwort des Hessischen Ministers für Soziales und Integration, Kai Klose



Der Pädagoge Hans Thiersch hat bereits in den 1970er Jahren den Begriff der *Lebensweltorientierung* geprägt. Er hat die Soziale Arbeit damit nachhaltig verändert. Mit Blick auf junge Menschen bedeutet *Leben-Lernen* für ihn, „seinen Platz zu finden, sich mit den Vorgaben, Selbstverständlichkeiten und impliziten Erwartungen in den Verhältnissen auseinanderzusetzen, um darin den eigenen Lebensweg zu finden.“

Die vorliegende Forschungsarbeit zeichnet diesen Prozess der Auseinandersetzung mit vorgefundenen gesellschaftlichen Normen und Werten für eine Gruppe von Jugendlichen nach, die bislang selten Gehör gefunden hat. Sie stellt Erfahrungen und Bedürfnisse in den Mittelpunkt, die in der Vergangenheit nicht nur nicht gesehen, sondern viel zu häufig dethematisiert und gelehnet wurden.

In dem die Lebenswege von queeren Jugendlichen skizziert werden, die durch die stationäre Jugendhilfe mitgeprägt wurden, entsteht ein eindrückliches Dokument der Intersektion von Migrationsbiographie, sexueller Orientierung, geschlechtlicher Identität und/oder körperlicher Behinderung/Beeinträchtigung und der sich hieraus ergebenden besonderen Belastungen.

Die Verdichtung dieses biografischen Materials, ergänzt durch die kenntnisreiche Analyse von Gesprächen mit pädagogischen Mitarbeitenden, belegt eindrücklich, worin die besonderen Herausforderungen professionellen Handelns im Umgang mit queeren Jugendlichen bestehen – und das über den Bereich der stationären Hilfen hinaus.

Es ist einer der großen Vorzüge dieser Arbeit, dass die Forscherin im Team mit der AIDS-Hilfe Marburg und dem St. Elisabeth-Verein Marburg – beide in diesem Segment pädagogischer Arbeit engagiert und erfahren –, auf dieser Grundlage sehr praxisrelevante Impulse zur Weiterentwicklung des Arbeitsfelds formuliert hat. Ich werde mich auch persönlich dafür verwenden, dass diese im Fachdiskurs aufgegriffen werden.

Es freut mich sehr, dass wir mit dem Hessischen Aktionsplan für Akzeptanz und Vielfalt ein weiteres Mal einen Beitrag dazu leisten können, Forschungslücken zu schließen und Impulse für die Entwicklung von Regenbogenkompetenz in Hessen zu vermitteln.

Mein herzlicher Dank gilt neben dem Forschungsteam und den beteiligten Fachkräften insbesondere den queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die uns tiefe Einblicke in ihre Lebenswelten und wege gewährt haben, ohne sie wäre diese Studie nicht möglich gewesen!

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'K. Klose', written in a cursive style.

Kai Klose
Hessischer Minister für Soziales und Integration

Vorwort

Der vorliegende Forschungsbericht reflektiert die Ergebnisse einer von der AIDS-Hilfe Marburg e.V. in Auftrag gegebenen qualitativen Studie zur Situation lesbischer, schwuler und trans* Jugendlicher in der stationären Jugendhilfe.

Als Aidshilfe beschäftigen wir uns mit den Lebensbedingungen von Angehörigen marginalisierter und mit negativen Werturteilen behafteter Gruppen im Kontext von Gender und Sexualität sowie deren Auswirkungen auf die Entwicklung und Entfaltung von Persönlichkeit. Zudem fördern wir Strukturen, die zur Stärkung von Selbstbestimmung und positivem Selbsterleben geeignet sind.

Wiederkehrende Beratungsanfragen von Betreuer*innen wie auch von fremdplatzierten Jugendlichen – meist zum Coming-out – haben unser Interesse an den Bedingungen des Aufwachsens queerer Jugendlicher in der stationären Jugendhilfe geweckt.

Kinder und Jugendliche, die sich in dem ihnen zugewiesenen Geschlecht nicht wiederfinden, oder die erkennen, dass sich ihr sexuelles Interesse nicht der normativen Fremderwartung entsprechend ausrichtet, erleben oftmals schon frühe Formen verbaler, körperlicher und emotionaler Sanktionierung und Beschämung. Allein dies ist unzumutbar und kann die psychosexuelle Entwicklung sowie die Entfaltung von Persönlichkeit und Selbstwertgefühl nachhaltig beschädigen.

Bei fremdplatzierten Jugendlichen können sich zudem die Kontexte, die zu der Unterbringung geführt haben, als zusätzliche Belastungsfaktoren aufschichten. In manchen Fällen ist ein Leben für lesbische, schwule oder trans* Jugendliche in der Herkunftsfamilie aufgrund von Ablehnung nicht möglich oder gar lebensbedrohlich, wie auch die Studie zeigt.

Mutmaßlich sind Jugendwohngruppen und Jugendheime selbst Orte möglicher Beschämung, andererseits aber auch ausgestattet mit professioneller pädagogischer Begleitung und einem gesetzlichen Erziehungsauftrag, der gerade auf die Stärkung von Identitäten und die Entwicklung positiver Selbstbilder abzielt.

Wie also ist es um die Selbstwerdung queerer Jugendlicher im Heim bestellt? Unser Forschungsinteresse orientiert sich dazu an Fragen zur Beziehungsqualität

von Betreuer*innen und Jugendlichen, dem Umgang mit Sexualität generell, der Sichtbarkeit queerer Lebenswelt im Alltag, etwa in der Gestaltung von Räumlichkeiten, möglicher Peerkompetenz aufseiten der Bezugsbetreuer*innen sowie einer Vernetzung mit Einrichtungen und Angeboten queerer Community.

Insbesondere den befragten Jugendlichen wollen wir hier eine Stimme geben und den Raum, uns ihre Geschichte zu erzählen.

Dabei zeigt sich, wie sehr sich das Erleben und die Integration geschlechtlicher und sexueller Differenz auch wechselseitig mit anderen biografischen Themen bedingen können, etwa mit Migration, kultureller Erfahrung, Religion, Hautfarbe oder körperlicher Behinderung.

Mit der wissenschaftlichen Durchführung des Projekts haben wir die Sozialwissenschaftlerin Dr. Constance Ohms betraut, der wir für ihre engagierte und empathische Arbeit ganz herzlich danken!

Unser Dank gilt an dieser Stelle auch Bernd Stolte, der die Arbeit als Vertreter des Jugendhilfeträgers und fachlichen Kooperationspartners St. Elisabeth-Verein e.V. begleitet hat, sowie dem Hessischen Ministerium für Soziales und Integration für die Bereitstellung der Mittel zur Finanzierung dieses Projekts!

Die Ergebnisse der nun vorliegenden Studie zeigen Entwicklungsbedarfe hinsichtlich der Rahmenbedingungen für eine angemessene Begleitung von Coming-out und Identitätsfindung im Heim auf. Gleichzeitig belegen sie aber auch eine hohe Bereitschaft aufseiten der Betreuer*innen und Träger, das Aufwachsen queerer Jugendlicher in der stationären Jugendhilfe besser zu unterstützen.

Wir hoffen mit der Thematisierung dieses bislang noch wenig belichteten Feldes pädagogischer Arbeit, eine vertiefende Beschäftigung in Forschung und Praxis mit den Anliegen und Bedarfen fremdplatzierter queerer Jugendlicher anstoßen zu können.

Cornelia Schlerf und Mario Ferranti
(AIDS-Hilfe Marburg)
Marburg, im Juni 2020

1. Einleitung

1.1 Erkenntnisinteresse, Ziel und Forschungsperspektive

Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Forschungsarbeit richtet sich auf einen besonderen Aspekt von Sexualerziehung in der stationären Jugendhilfe Hessens aus Sicht von lesbischen, schwulen oder trans* (LST*) Jugendlichen. Von Interesse sind einerseits die subjektiven Deutungen, Bewertungen und Bedürfnisse von LST* Jugendlichen hinsichtlich ihrer Entwicklungsmöglichkeiten einer von der Heteronormativität abweichenden (Kern-) Geschlechtsidentität oder sexuellen Orientierung im Rahmen der stationären Jugendhilfe und andererseits der Blick der Bezugsbetreuer*innen und der Einrichtungen auf eben jene Entwicklungsmöglichkeiten einer nicht-normkonformen psychosexuellen Identität und den Umgang innerhalb der Einrichtung mit LST*- Jugendlichen.

Untersucht werden daher zum einen das sexualerzieherische Handeln der Erziehenden und dessen institutionelle Rahmenbedingungen und zum anderen die Rezeption dieses Handelns durch LST* Jugendliche.

Die Fokussierung auf lesbische, schwule oder trans* Jugendliche ist vor allem auf den engen Zeitrahmen des Forschungsprojekts zurückzuführen; die Auswahl umfasst zwei zentrale Aspekte von Geschlechtlichkeit, die sexuelle Orientierung und die Geschlechtsidentität. Uns ist dabei bewusst, dass diese Engführung nicht notwendigerweise den Vulnerabilitäten insbesondere von bisexuellen oder nicht-binären Menschen Rechnung trägt. Dennoch ermöglicht der Blick auf die Lebenswelten von lesbischen, schwulen oder trans* Jugendlichen, in der Normabweichung begründete Vulnerabilitäten mit dem System der Jugendhilfe zu kontextualisieren. Das wiederum erlaubt es, Schlüsse zu ziehen, die auch auf andere Personen, die in ihrer Geschlechtlichkeit von heteronormativen Werten abweichen, zutreffen könnten.

In Deutschland finden sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur sehr wenige empirische Arbeiten zur Sexualerziehung in der stationären Jugendhilfe mit Fokus auf Varianz der Geschlechtsidentität oder auf eine von der heterosexuellen Norm abweichende sexuelle Orientierung (u. a. D. Höblich 2017, 2019). Daher

sind die Fragestellung der vorliegenden Arbeit und auch die Herangehensweise offen gewählt. Beabsichtigt ist, erste Hypothesen hinsichtlich der interaktionalen Verhandlung von spezifischen Aspekten von Sexualität (sexuelle Orientierung, Geschlechtsidentität) als Gegenstand der Sexualerziehung zu entwickeln und Zusammenhänge modellhaft zu beschreiben. Entsprechend den in der Grounded Theory entwickelten Qualitätskriterien insbesondere bezüglich des Codierens, d. h. der Entwicklung von Analysekatégorien und deren Auswertung (vgl. Strauss/Corbin 1998), sollen Impulse für Praxen der Sexualerziehung in der stationären Jugendhilfe generiert werden.

Im Rahmen des Forschungsvorhabens wird durch Befragung der Erziehenden bzw. der Einrichtungsleitung versucht, die sexualerzieherische Praxis im pädagogischen Kontext ‚Heim‘ aus Sicht der jeweiligen Organisationseinheiten zu skizzieren:

- ▶ Dyadisches Erziehungsgeschehen, d. h. die Interaktion zwischen Bezugsbetreuer*in und Jugendlichem*
- ▶ Auf die Geschlechtlichkeit (Sexualität) bezogene Gruppenangebote
- ▶ Strukturen und Regeln bezüglich des Umgangs mit Sexualität
- ▶ Gestaltung von Räumlichkeiten
- ▶ Vorbildverhalten der Erziehenden (Peer Kontext)

Mit der Befragung von lesbischen, schwulen oder trans* Jugendlichen, die in einer Einrichtung der stationären Jugendhilfe leben bzw. lebten, wird versucht, an die Erfahrungen der Jugendlichen anzuschließen und zu schauen, wie deren Identitätsfindung durch Erziehende und die Institution ‚Heim‘ mit ihren Strukturen beeinflusst wird und wie die Jugendlichen mit diesen Strukturen umgehen.

Die anschließende vergleichende Analyse ermöglicht, die spezifischen Bedarfe und Notwendigkeiten von LST* Jugendlichen herauszuarbeiten und zu untersuchen, wie diese im sexualpädagogischen Handeln reflektiert werden.

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass wir, sofern es den Kontext dieser Studie betrifft, von LST* Jugendlichen sprechen. Sofern weitere Publikationen benannt, zitiert oder reflektiert werden, benutzen wir selbstverständlich deren Beschreibung der Zielgruppen.

1.2 Die Idee der stationären Jugendhilfe

Das SGB VIII ist aus dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) entstanden, das an die Stelle des Jugendwohlfahrtgesetzes getreten war. In Ostdeutschland trat das SGB VIII im Oktober 1990 und in Westdeutschland drei Monate später, im Januar 1991 in Kraft. Mit dem SGB VIII hat ein Paradigmenwechsel stattgefunden, der in den Grundlagen und Zielsetzungen der Jugendhilfe seinen Ausdruck findet: So wird in § 1 (1) festgestellt, dass „jeder junge Mensch ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung und Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit“ hat. Dabei haben die Eltern nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zur Pflege und Erziehung der Kinder. In § 1 (3) werden dabei die Ziele der Jugendhilfe näher definiert: Demnach soll die Jugendhilfe dazu dienen, „junge Menschen in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung [zu] fördern“ und dazu „beitragen, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen“; „Kinder und Jugendliche vor Gefahren für ihr Wohl zu schützen“ und dazu beitragen, „positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien sowie eine kinder- und familienfreundliche Umwelt zu erhalten oder zu schaffen“. Die konkreten Aufgaben der Jugendhilfe sind in einem Leistungskatalog verankert, von Angeboten der Jugendarbeit über Erziehungshilfen in der Familie, Förderung von Kindern in Tageseinrichtungen über Inobhutnahme bis zur Beistandschaft. In die Entwicklung und Umsetzung der Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe sind die Kinder und Jugendlichen einzubeziehen, und zwar „entsprechend ihrem Entwicklungsstand“ und in „allen sie betreffenden Entscheidungen der öffentlichen Jugendhilfe.“ Auch sind die Kinder und Jugendlichen über ihre Rechte aufzuklären. Kinder und Jugendliche sind nicht länger Objekte staatlichen erzieherischen Handelns, sondern Subjekte, die ihre Geschicke beeinflussen und selbst bestimmen können. So hat jedes Kind, jeder Jugendliche das Recht, sich „in Angelegenheiten der Erziehung und Entwicklung“ an das Jugendamt zu wenden. Schließlich wird darauf hingewiesen, dass die „unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen zu berücksichtigen, Benachteiligungen abzubauen [sind] und die Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen zu fördern“ ist.

Die Leistungsangebote der Hilfen zur Erziehung umfassen neben der Erziehungsberatung auch in § 34 die Heimerziehung, sonstige betreute Wohnformen

und in § 35 die intensive sozialpädagogische Einzelbetreuung. Hilfen außerhalb der Familie kommen dann zum Tragen, wenn das Erziehungspotenzial der Eltern nicht hinreichend ist, um „Art und Grad der Schwierigkeit“ des Kindes zu bewältigen und somit das Kindeswohl sicherzustellen. Diese Argumentationslinie ist zwingend abzugrenzen von einer Kindeswohlgefährdung. Liegt diese vor, kann auch gegen den Willen der Eltern eine Fremdunterbringung stattfinden, ansonsten müssen Eltern bzw. die Erziehungsberechtigten der Fremdunterbringung zustimmen.

Die Fremdunterbringung ist grundsätzlich nur in Ausnahmefällen als dauerhaft angelegt, denn gemäß § 37 SGB VIII sollen „durch Beratung und Unterstützung die Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie innerhalb eines im Hinblick auf die Entwicklung des Kindes oder Jugendlichen vertretbaren Zeitraums so weit verbessert werden, dass sie das Kind oder den Jugendlichen wieder selbst erziehen kann. Während dieser Zeit soll durch begleitende Beratung und Unterstützung der Familien darauf hingewirkt werden, dass die Beziehung des Kindes oder Jugendlichen zur Herkunftsfamilie gefördert wird. Ist eine nachhaltige Verbesserung der Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie innerhalb dieses Zeitraums nicht erreichbar, so soll mit den beteiligten Personen eine andere, dem Wohl des Kindes oder des Jugendlichen förderliche und auf Dauer angelegte Lebensperspektive erarbeitet werden.“

Zudem ist die UN-Kinderrechtskonvention am 5. April 1992 in Deutschland in Kraft getreten, die ebenfalls zum Ziel hat, positive Lebensbedingungen für junge Menschen herzustellen und zu sichern. Dazu gehören eine schulische und berufliche Ausbildung, soziale Integration und Eingliederung in die Arbeitswelt – und das Aufwachsen ohne Gewalt.

Im Fokus beider gesetzlichen Regelungen steht die Familie als „Grundeinheit der Gesellschaft“, die für „das Wachsen und Gedeihen aller ihrer Mitglieder, insbesondere der Kinder, den erforderlichen Schutz und Beistand gewähren sollte, damit sie ihre Aufgabe innerhalb der Gemeinschaft voll erfüllen kann.“ (Präambel UN-Kinderrechtskonvention). Während sich die Kinderrechtskonvention auf Kinder bis zum vollendeten 18ten Lebensjahr bezieht, bezieht sich das SGB VIII auf „Kinder“ bis zum 14ten Lebensjahr, „Jugendliche“ vom 14ten Lebensjahr bis zum 18ten Lebensjahr und „junge Volljährige“ vom 18ten bis zum 27ten Lebensjahr.

Eine Inobhutnahme ist für Kinder und Jugendliche möglich, in besonderen Ausnahmefällen aber auch bis zum 21ten Lebensjahr.

Zudem ermöglicht das Bürgerliche Gesetzbuch eine Fremdunterbringung, wenn eine Gefährdung des Kindeswohls oder eine Selbstgefährdung vorliegt (§ 1631b BGB).

Eine Fremdunterbringung kann die Unterbringung in einer Pflegefamilie (§ 33 SGB VIII), in einer Einrichtung des Betreuten Wohnens oder in einem Heim (Einrichtung über Tag und Nacht) (§ 34 SGB VIII) sein. Eine Fremdunterbringung bedarf der Zustimmung der sorgeberechtigten Personen. Ein richterlicher Beschluss erfolgt dann, wenn eine Fremdplatzierung ohne Einwilligung der Sorgeberechtigten vollzogen werden soll.

1.3 Sexualerziehung in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe

Die WHO hat bereits 2010 eine umfassende Definition des Begriffs Sexualität vorgeschlagen, die auch sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität inkludiert:

„Sexuality is a central aspect of being human throughout life and encompasses sex, gender identities and roles, sexual orientation, eroticism, pleasure, intimacy and reproduction. Sexuality is experienced and expressed in thoughts, fantasies, desires, beliefs, attitudes, values, behaviours, practices, roles and relationships. While sexuality can include all those dimensions, not all of them are always experienced or expressed. Sexuality is influenced by the interaction of biological, psychological, social, economic, political, ethical, legal, historical, religious, and spiritual factors.“ (BZgA 2011: 18)

Diese Definition hebt hervor, dass Sexualität ein zentraler Aspekt des Menschseins ist: Sie ist nicht auf ein bestimmtes Alter beschränkt, steht in Bezug zu dem sozialen Geschlecht (Geschlechtsrollenerwartungen) und beinhaltet verschiedene Geschlechtsidentitäten und sexuelle Orientierungen – und geht folglich weit über den Aspekt der Reproduktion hinaus. Auch betont diese Definition, dass Sexualität nicht biologisch determiniert ist, sondern durch zahlreiche soziokulturelle und wirtschaftliche Faktoren beeinflusst wird. Sexualerziehung muss folglich deutlich über das klassische Feld der Aufklärung über Reproduktion (Schwangerschaft, Verhütung) hinausgehen.

Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter hatte zudem in 2013 den Beschluss gefasst, dass die sexuelle Orientierung Thema in der Kinder- und

Jugendhilfe sein muss (BAGLJÄ 2013: 1). Auch wird in den „Empfehlungen – Qualitätsmaßstäbe und Gelingensfaktoren für die Hilfeplanung gem. § 36 SGB VIII von 2015 auf „Gleichberechtigte Berücksichtigung vielfältiger Lebenslagen“ und insbesondere auf das Geschlecht und die sexuelle Orientierung (BAGLJÄ 2015: 35) hingewiesen:

„Kinder und Jugendliche, Mütter und Väter wachsen heute in einer individualisierten Gesellschaft auf, in der sich einerseits jenseits von Geschlechtszugehörigkeit und sexueller Orientierung Lebensentwürfe vervielfältigen und andererseits geschlechtsbezogene Ungleichheiten wie z. B. die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung oder Gewalt im Geschlechterverhältnis weiterhin wirksam sind. Sie müssen sich zu vorherrschenden Rollenbildern und Moralvorstellungen verhalten und zwischen Anpassung und Gegenentwurf ihr Lebensmodell und ihre eigene sexuelle und geschlechtliche Identität entwerfen. Die Ressourcen dafür hängen sehr stark vom jeweiligen Bildungsstand und sozialen Status ab.

Die Hilfeplanung kann Mädchen und Jungen, Mütter und Väter darin unterstützen, die eigenen Verhaltensweisen auch als Versuch zu entschlüsseln, mit widersprüchlichen oder einschränkenden Anforderungen an Männlichkeit oder Weiblichkeit umzugehen und alternative Rollenmodelle oder Bewältigungsstrategien zu erproben. Dazu gehört auch, dass Fachkräfte sich ihrer eigenen Geschlechterbilder bewusst sind und die in Angeboten und Maßnahmen eingebundenen Geschlechtsrollenerwartungen kritisch reflektieren.“ (BAGLJÄ 2015: 35)

In den anschließenden Fragen zur Überprüfung der Praxis der eigenen Einrichtung wird ebenfalls Bezug auf sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität genommen:

Wie berücksichtigen wir in der Hilfeplanung Aspekte der geschlechtlichen und sexuellen Identität, des Mann- und Frauseins?

- ▶ Werden auffällige Verhaltensweisen von Jungen z. B. auch als Versuch gedeutet, sich selbst als männlich darzustellen?
- ▶ Sind die Fachkräfte für die Vielfalt sexueller Orientierungen und geschlechtlicher Identitäten sensibilisiert, so dass auch lesbische, schwule, bi-, trans- oder intersexuelle Jugendliche sich angstfrei äußern können?

Ausgehend von der umfassenden Definition von Sexualität der WHO (2010) und dem Beschluss der BAGLJÄ (2015) ist der Frage nachzugehen, inwiefern sich die umfassende Definition von Sexualität unter besonderer Berücksichtigung von sexueller Orientierung und Vielfalt von Geschlechtsidentitäten in der Praxis erzieherischen Handelns und in den Strukturen der erzieherischen Einrichtungen niederschlagen.

Schließlich ist auch im SGB VIII, § 45 (3,1) als Voraussetzung für die Inbetriebnahme eines Heimes „eine Konzeption vorzulegen, die auch Auskunft über Maßnahmen zur Qualitätsentwicklung und -sicherung gibt“. Die Konzeption muss ein pädagogisches Konzept beinhalten, ebenso Beteiligungsmöglichkeiten der Kinder und Jugendlichen. Weiteres findet sich zudem im *Hessischen Kinder- und Jugendhilfegesetzbuch* (HKJGB), Dritter Teil – Außerschulische Jugendbildung.

In § 35 HKJGB heißt es wie folgt:

(1) 1 Außerschulische Jugendbildung ist ein Schwerpunkt der Jugendarbeit nach § 11 des Achten Buches Sozialgesetzbuch. 2 Sie zielt auf den Erwerb von Lebenskompetenz und die Entfaltung von Identität. 3 Sie unterstützt junge Menschen, Werte zu erkennen, zu achten und zu leben. 4 Sie trägt dazu bei, junge Menschen auf ihr Leben in Gesellschaft und Beruf sowie Partnerschaft, Ehe und Familie vorzubereiten. 5 Außerschulische Jugendbildung soll junge Menschen in die Lage versetzen, ihre persönlichen und gesellschaftlichen Lebensbedingungen wahrzunehmen und an der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens mitzuwirken. 6 Sie wirkt auch auf den Abbau von gesellschaftlichen Benachteiligungen hin und befähigt zu Eigenverantwortung, Eigeninitiative und gemeinsamem Engagement.

(2) 1 Die Bildungsangebote sollen gemeinsam mit den jungen Menschen entwickelt werden. 2 Bei der Ausgestaltung der Angebote haben die Träger der außerschulischen Jugendbildung die jeweiligen besonderen sozialen, kulturellen und geschlechtsspezifischen Lebenslagen, Bedürfnisse und Interessen von Mädchen und Jungen sowie jungen Frauen und jungen Männern als durchgängiges Leitmotiv zu berücksichtigen.

In § 35 HKJGB werden mehrere Anknüpfungspunkte für die Entwicklung eines sexualpädagogischen Konzepts, welches auch geschlechtliche Vielfalt und sexuelle Orientierung beinhalten kann, angeführt:

So gehört zur „Entfaltung von Identität“ auch die Entfaltung einer geschlechtlichen Identität; die „Vorbereitung auf „Partnerschaft, Ehe und Familie“ beinhaltet auch

die Möglichkeit cis-gleichgeschlechtlicher oder trans* Beziehungen, ebenso die Berücksichtigung „geschlechtsspezifischer Lebenslagen“. Und schließlich beinhaltet der „Abbau gesellschaftlicher Benachteiligungen“ ein Diskriminierungsverbot aufgrund der sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität.

Die rechtlichen Rahmenbedingungen lassen erwarten, dass die Einrichtungen der Jugendhilfe für den Erhalt einer Betriebserlaubnis nicht nur ein pädagogisches, sondern auch ein sexualpädagogisches Konzept einreichen muss(t)en. Da sie jedoch nur Mindestanforderungen sicherstellen, die dem Kindeswohl gerecht werden, dürften hier erhebliche Spielräume vorhanden sein.

Nach wie vor wird vor allem die Schule als zentraler Ort der Sexualerziehung erachtet, wobei insbesondere Eltern, andere Familienmitglieder und die Peergruppe eine gleichermaßen bedeutsame Rolle spielen (vgl. BZgA 2011: 24). Allerdings kann vermutet werden, dass außerschulische Quellen nicht unbedingt über hinreichendes Wissen beispielsweise zu sexuell übertragbaren Erkrankungen, Verhütung oder zu sexualisierter Gewalt verfügen, um fachlich und sachlich fundiert Informationen vermitteln zu können, und Jugendliche zudem digitale Medien nutzen, um sich über verschiedene Aspekte von Sexualität zu informieren.

Das Ziel der Sexualerziehung sollte laut WHO sein, ein Klima zu schaffen, „das sich durch Toleranz, Offenheit und Respekt gegenüber Sexualität, verschiedenen Lebensstilen, Haltungen und Wertungen auszeichnet“. Weiterhin soll Sexualerziehung die „Achtung vor der Vielfalt und Verschiedenheit der Geschlechter sowie das Bewusstsein für sexuelle Identität und Geschlechterrollen [fördern]“. Auch soll Sexualerziehung die „psychosexuelle Entwicklung eines Menschen“ [unterstützen und fördern]; das bedeutet auch, Raum zu geben für die Ausbildung der eigenen sexuellen und geschlechtlichen Identität (BZgA 2011: 31).

Die oben angeführten Empfehlungen der BAGLJÄ von 2015 gehen hier noch einen Schritt weiter, nämlich dass sich auch die pädagogischen Fachkräfte mit ihrer eigenen sexuellen Orientierung und Geschlechtlichkeit auseinandersetzen und die Teams zudem geschlechtliche Vielfalt widerspiegeln sollten.

Im Kontext von Sexualerziehung in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe muss jedoch bedacht werden, dass die Rahmenbedingungen, die durch die Institutionen/

Träger gestaltet werden, die Sexualerziehung beeinflussen, vielleicht sogar erschweren können. Die pädagogischen Mitarbeiter*innen können nicht die Rollen der Eltern übernehmen und die Jugendlichen treffen daher andere emotionale Voraussetzungen an als möglicherweise in einem familiären Setting. Und schließlich kommen die Kinder und Jugendlichen mit spezifischen Vorerfahrungen, insbesondere Erfahrungen sexueller Gewalt, in die Einrichtung.

1.4 Kinder- und Jugendhilfe in Hessen

In 2018 ist in Hessen jede*r sechste Einwohner*in unter 18 Jahren. Der Anteil der 6- bis unter 15-Jährigen beträgt 8,2 Prozent, derjenige der 15- bis unter 18-Jährigen 2,9 Prozent und schließlich derjenige der 18- bis unter 21 Jahre alten Jugendlichen 3,3 Prozent. In den beiden Altersgruppen ab dem 15ten Lebensjahr gibt es etwas mehr männliche als weibliche Personen, geschlechtliche Variationen bzw. Selbstbeschreibungen werden nicht angeführt (Quelle: Statistisches Landesamt <https://statistik.hessen.de>; Bevölkerung Hessens nach Alter und Geschlecht zum 31.12.2018. Letzter Zugriff: 27.5.2019). 46 Prozent der Kinder und Jugendlichen haben einen Migrationshintergrund, allerdings hat die überwiegende Mehrheit (83 Prozent) keine eigene Migrationserfahrung (Hessisches Ministerium für Soziales und Integration 2018: Kinder- und Jugendrechte Charta: 21). Laut der Charta leben drei Viertel der Kinder in heteronormativen Familienbezügen, jedes 6. Kind wächst bei einem alleinerziehenden Elter auf (16 Prozent) und weitere 8 Prozent wachsen in Lebensgemeinschaften auf.

Ende 2016 gab es laut dem Hessischen Statistischen Landesamt in Hessen 8.153 stationäre Hilfen nach § 34 SGB VIII, also Heimerziehung oder sonstige Betreute Wohnformen (Kinder- und Jugendhilfe Hessen: 9), wobei in 2017 2.817 Hilfen begonnen wurden. Die Auswertung nach binärem Geschlecht zeigt, dass begonnene Hilfen nach § 34 SGB VIII vor allem von männlichen Jugendlichen beansprucht werden. Der Anteil männlicher Jugendlicher in der stationären Jugendhilfe ist Ende 2017 mit 63 Prozent deutlich höher als der Anteil weiblicher Jugendlicher (Hessisches Statistisches Landesamt 2017). Gemäß 2. Hessischem Landessozialbericht von 2015 stammte die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen aus Familien, in denen mindestens ein Elternteil nicht-deutscher Herkunft war (67,3 Prozent), bzw. aus

Familien, in denen vorrangig nicht deutsch gesprochen wurde (54,9 Prozent). Weitere 27,6 Prozent der Kinder oder Jugendlichen entstammten einer Ein-Eltern-Familie ohne Partner*in und weitere 14,4 Prozent kamen aus einer Ein-Eltern-Familie, bei der das Elternteil eine*n Partner*in hatte. Letzteres ist also vergleichbar mit einer Stiefeltern-Familienstruktur (Hessisches Ministerium für Soziales und Integration 2017: 2. Hessischer Landesozialbericht: 212). Auch scheint es einen engen Zusammenhang zwischen der Inanspruchnahme von Maßnahmen der Jugendhilfe und dem Bezug von Transferleistungen zu geben: So beziehen 46 Prozent der Familien, in denen in 2017 eine Maßnahme der Heimerziehung begonnen wurde, staatliche Transferleistungen.

Laut dem Erziehungswissenschaftler Richard Günder sind Kinder mit einem Stiefelerteil besonders häufig in der stationären Erziehungshilfe anzutreffen (Günder 2015: 39). In 2015 wurden in Hessen 7.056 Kinder und Jugendliche gemäß § 42 SGB VIII in Obhut genommen, wobei davon die meisten, d. h. 65 Prozent, unbegleitete minderjährige Geflüchtete waren (§ 42b SGB VIII). In 17 Prozent der Inobhutnahmen war die „Überforderung der Eltern oder eines Elternteils“ die Ursache. Vernachlässigung, Misshandlung und Beziehungsprobleme folgten mit jeweils fünf Prozent. Während die Maßnahmen bei den jungen Menschen unter 16 Jahren vor allem wegen einer akuten Gefährdung durchgeführt wurden, kamen die 16- bis unter 18-Jährigen meist auf eigenen Wunsch in eine Einrichtung der stationären Jugendhilfe. Viele Familien sind den Jugendämtern bekannt und hatten bereits ambulante Hilfen (z. B. SPFH) erhalten. Häufig werden die Kinder und Jugendlichen zu Symptomträger*innen dysfunktionaler familiärer Systeme und verweigern beispielsweise den Schulbesuch oder zeigen aggressive Verhaltensweisen.

Das Statistische Bundesamt führt für Hessen 2017 ebenfalls Gründe für die Inobhutnahme auf. Auch hier machen den größten Anteil (35 Prozent) Jugendliche aus, die unbegleitet aus dem Ausland eingereist sind. Dann folgen die ‚Überforderung der Eltern‘ mit 30 Prozent, ‚Sonstige Probleme‘ mit 25 Prozent, Vernachlässigung und Anzeichen für Misshandlungen mit jeweils 11 Prozent.

Auch wurden in Hessen in 2017 in 2.554 Fällen Verfahren zur Einschätzung, ob eine Kindeswohlgefährdung nach § 8a SGB VIII vorliegt, eingeleitet. Davon betrafen 2.554 Fälle eine akute Kindeswohlgefährdung, davon in 677 Fällen wegen körperlicher

Hessen – 2017		
Integrationsprobleme im Heim /in der Pflegefamilie	205	5 %
Überforderung der Eltern / eines Elternteils	1.371	30 %
Schul- / Ausbildungsprobleme	143	3 %
Vernachlässigung	501	11 %
Delinquenz des Kindes / Straftat des Jugendlichen	144	3 %
Suchtprobleme des Kindes / Jugendlichen	113	2 %
Anzeichen für Misshandlung	501	11 %
Anzeichen für sexuellen Missbrauch	49	1 %
Trennung / Scheidung der Eltern	74	2 %
Wohnungsprobleme	101	2 %
Unbegleitete Einreise aus dem Ausland	1.587	35 %
Beziehungsprobleme	310	7 %
Sonstige Probleme	1.123	25 %
Insgesamt	4.491	100 %

Quelle: Statistisches Bundesamt 2019 (Stand: 17.3.2019)

Misshandlungen, in 726 Fällen wegen psychischer Misshandlungen und in 87 Fällen wegen sexueller Gewalt. In 1.860 Fällen wurden Verfahren zur Einschätzung einer latenten Kindeswohlgefährdung eingeleitet, in 768 Fällen wegen Vernachlässigung, in 345 Fällen wegen physischer Misshandlungen, in 693 Fällen wegen psychischer Misshandlungen und in 54 Fällen wegen sexueller Gewalt (Quelle: Statistisches Bundesamt 2019). In 450 Fällen kam es zu einer Heimunterbringung wegen einer angenommenen Kindeswohlgefährdung (Hessisches Statistisches Landesamt 2017).

Nach R. Günder (2015) zeigen 42 Prozent der in den stationären Einrichtungen lebenden Kinder oder Jugendlichen aggressive Verhaltensweisen – die letztlich ihre Fremdunterbringung befördert haben.

1.5 Sexuelle Orientierung und Variationen der Geschlechtsidentität in der stationären Jugendhilfe

Kinder oder Jugendliche, die in einer Einrichtung der stationären Jugendhilfe leben, haben meist multifaktorielle Bedingtheiten dorthin geführt. Unabhängig von der Komplexität der Bedingtheiten ist in der Regel zu konstatieren, dass sie aus konflikthaften oder gewalttätigen familiären Strukturen kommen. Als Indikation für die Heimunterbringung wird am häufigsten eine „Einschränkung

der Erziehungskompetenz“ der Eltern, gefolgt von einer „Gefährdung des Kindeswohls“, „Auffälligkeiten im sozialen Verhalten“ des jungen Menschen und seine „Unversorgtheit“ angegeben (vgl. Günder 2015: 45; 2. Hessischer Landessozialbericht 2017).

Für zahlreiche lesbische, schwule, trans* oder queere Jugendliche ist die Erfahrung von Ablehnung, die sie in ihrer Herkunftsfamilie erfahren, die erste von vielen. Erleben die Jugendlichen insbesondere in der Lebensphase der Identitätsfindung und einer damit einhergehenden Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Identität keine Unterstützung durch ihr soziales Umfeld, steigt die Wahrscheinlichkeit eines Schulabbruchs, in Armut zu leben oder sogar wohnsitzlos zu werden (vgl. u. a. Galfa LGBTQ Homelessness: final report 2017). Auch weisen Studien aus den USA und England darauf hin, dass sich zwischen 20 und 40 Prozent der in den Städten lebenden obdachlosen Jugendlichen als lesbisch, schwul, trans*, inter* oder queer beschreiben (Coenraad de Beer 2016: 8), was deutlich über dem durchschnittlichen Bevölkerungsanteil liegt. Zudem ist der Anteil LSBT*I*Q-Jugendlicher in Pflegefamilien größer als in der allgemeinen Population Jugendlicher. Auch wechseln LSBT*I*Q Jugendliche häufiger ihre Pflegefamilie (Coenraad de Beer 2016: 8).

Allerdings ist die Lebenssituation Jugendlicher in Deutschland nicht ohne weiteres übertragbar auf die in den Vereinigten Staaten oder in Großbritannien, da sowohl die Sozial- als auch die Jugendhilfe anders konzipiert sind und das Risiko, obdachlos zu werden, geringer ist als in diesen Ländern. Im 2. Hessischen Landessozialbericht wird dennoch insbesondere bei der Erfassung und Versorgung von Straßenkindern auf Lücken im sozialen Netz hingewiesen, vor allem auf die „schlechte Verzahnung von Jugend- und Wohnungslosenhilfe auf kommunaler Ebene“ (2. Hess. Landessozialbericht: 214). Ebenso wird darauf verwiesen, dass es in Hessen keine offizielle Statistik zu der Anzahl von Straßenkindern gibt: „Offizielle Daten dazu gibt es nicht, kann es nicht geben, weil hier unterschiedliche Übergangs- und Erscheinungsformen anzutreffen sind“ (Ebenda: 215).

Nach einer aktuellen Studie des Dalia Forschungsinstituts von 2016 (<https://daliaresearch.com/counting-the-lgbt-population-6-of-europeans-identify-as-lgbt/>; 31.7.2018) beschreiben sich in Deutschland 7,8 Prozent der Bevölkerung als lesbisch,

schwul, bisexuell oder trans*. Die Studie verweist zudem darauf, dass der Anteil der Bevölkerung, der sich der LSBT*I*Q Community zuordnet, abhängig ist vom Grad gesellschaftlicher Akzeptanz.¹

Da nur sehr wenig Forschung zu LSBT*I*Q² Jugendlichen in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe in Deutschland vorhanden ist, ist trotz der unterschiedlichen Strukturen der Jugendhilfe ein Rekurrenieren auf anglo-amerikanische Untersuchungen geboten. Diese legen nahe, dass sich ein leicht erhöhter Anteil von LSBT*I*Q Jugendlichen in den Einrichtungen der stationären Jugendhilfe findet, es kann daher von einem Anteil von mindestens zehn Prozent ausgegangen werden.

Es gibt in Deutschland nur sehr wenige Einrichtungen der stationären Jugendhilfe, die sich dezidiert an lesbische, schwule, trans* oder queere Jugendliche richten (z. B. Berlin und Frankfurt/M) und somit explizit Geschlechtlichkeit als zentralen Aspekt von Sexualität konzeptionell einbinden.

1.6 Intersektionale Betrachtung: Sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentitäten als Risikofaktoren für und in der Fremdunterbringung

Für Deutschland finden sich zwar Studien, die sich mit der Lebenssituation von LSBT*I*Q Jugendlichen befassen (u. a. Krell/Oldemeier 2017, Timmermanns 2017), sie gehen jedoch nicht näher auf die besondere Lebenslage in der Fremdunterbringung ein.

Eine Fremdunterbringung ist dann notwendig, wenn das Wohl des Kindes bzw. des_ der Jugendlich*en gefährdet ist, mit der Fremdunterbringung eine dem Kindeswohl dienliche Erziehung ermöglicht wird und die Entwicklung der_des Jugendlich*en soweit stabilisiert werden kann, dass einer möglichen Kindeswohlgefährdung entgegengewirkt werden kann.

¹ So beschreiben sich beispielsweise in Ungarn nur 1,5 Prozent der Bevölkerung als lesbisch, bisexuell, schwul oder trans*.

² LSBT*I*Q = lesbisch, schwul, bisexuell, trans*, intergeschlechtlich und queer. Mit der Schreibweise ‚trans‘ mit Asterisk (trans*) möchten wir der Vielfalt transgeschlechtlicher Identitäten – auch jenseits einer binären Verortung – gerecht werden. Wir benutzen diese Darstellung dann, wenn es uns um allgemeinere Themenstellungen geht.

So können Konflikte, die durch das Coming-out in der Herkunftsfamilie entstehen, zu einer Gefährdung des Wohls des lesbischen, schwulen, trans* oder queeren Kindes führen: Fehlen emotionale Wärme und Empathie, Sicherheit und Schutz, Förderung und Reflexion, Sozialisation und Werte, soziale Kontakte, Kontinuität und Verlässlichkeit, liegt eine Gefährdung des Kindeswohls vor.

Wie bereits skizziert, bestehen für Jugendliche, die ihr Coming-out als lesbisch, schwul, trans* oder queer haben, zwei zentrale soziale Kontexte, die für sie ein erhöhtes Risiko bergen, Gewalt oder Diskriminierung zu erleben: Zum einen betrifft dies das Coming-out in der Herkunftsfamilie und zum anderen das Coming-out in der Schule. Diejenigen, die Gewalt oder Diskriminierungen ausüben, sind folglich zentrale Bezugspersonen, so Angehörige der Herkunftsfamilie oder Menschen der Peergruppe.

Laut Krell/Oldemeier (2017) befürchten 20,7 Prozent der 4.347 befragten lesbischen, schwulen, trans* und queeren Jugendlichen, von den Eltern bestraft zu werden, beispielsweise, indem sie Hausarrest erhalten oder aber rausgeworfen werden. Weitere 19,9 Prozent befürchten sogar, von den Eltern körperlich misshandelt zu werden. Auch in der Studie von Timmermanns/Thomas/Uhlmann (2017) wird darauf verwiesen, dass neben den Peers die Herkunftsfamilie eine bedeutende Rolle im Coming-out spielt. Die Reaktionen der Familienmitglieder reichen dabei von „eindeutiger Unterstützung und Zusammenhalt bis hin zu vollständiger Ablehnung mit drohendem Kontaktabbruch“ (Timmermanns et.al. 2017: 27).

Ist wegen des Coming-outs bzw. wegen der sexuellen Orientierung und/oder der Geschlechtsidentität das Wohl des Kindes gefährdet, ist eine Fremdunterbringung geboten.

Es gibt allerdings auch Konfliktlinien, die nicht auf den ersten Blick in Verbindung mit der inneren oder äußeren Auseinandersetzung mit der eigenen psychosexuellen Identität stehen: So weist die Psychotherapeut*in Gisela Wolf darauf hin, dass es unter Lesben, Bisexuellen, Schwulen und Trans* einen gegenüber cis-hetero Personen höheren Gebrauch psychoaktiver Substanzen gibt: (Wolf 2017).

„Manchmal schafft Substanzgebrauch in biografischen Krisensituationen, im Coming-out oder auch im Transitionsprozess ein Moratorium, in dem eine Person verharren kann, wenn sich andere Wege als nicht gangbar erweisen.“ (Wolf 2017: 29)

Wolf sieht einen engen Zusammenhang zwischen Substanzgebrauch und Stigmatisierung. Der Substanzgebrauch eines Kindes kann zu Konflikten in der Familie führen, die ebenfalls in einer Heimunterbringung münden können. Den Fachkräften (und auch den Eltern) erschließt sich erst einmal nicht der innere Konflikt der Identitätsfindung, der sich in Substanzgebrauch ausdrückt.

Ebenso wie es einen engen Zusammenhang zwischen Substanzgebrauch, Stigmatisierung und einer LSBT*I*Q Lebensweise gibt, ist ein vergleichbar enger Zusammenhang mit Suizidalität vorhanden: So belegen Studien ein 5- bis 6-fach erhöhtes Suizidrisiko für Lesben, Schwule und Bisexuelle (vgl. Plöderl/Kralovec et.al. 2009). Das Risiko für Trans*Personen wird dabei noch einmal deutlich höher eingeschätzt (vgl. di Giacomo, Krausz et.al. 2018).

Zeigen Jugendliche oder junge Erwachsene, die fremduntergebracht sind, eben jene Symptome auf, ist es an den Betreuer*innen, die spezifischen Hintergründe zu erkennen und entsprechend darauf zu reagieren.

In der Lebensphase der Fremdunterbringung kann der_die Jugendliche Gewissheit über seine_ihre sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität erhalten und muss dann im Coming-out begleitet werden. Folglich können Peergruppen und pädagogische Fachkräfte mit dem Thema ‚konfrontiert‘ sein.

2. Herangehensweise

Ziel der Forschungsarbeit ist, die Situation von LST* Jugendlichen in Stationären Einrichtungen zu beleuchten, wobei von besonderem Interesse ist, inwiefern sie sich dort in der Entwicklung ihrer von der Heteronorm abweichenden sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität unterstützt und akzeptiert fühlen. Daher haben wir einerseits Expert*innen-Interviews mit den Fachkräften und andererseits biografische Interviews mit den Jugendlichen geführt. Ergänzt wurde diese Herangehensweise mit einer Online-Befragung, die sich an Jugendlich*e richtete, die in einer Einrichtung der Stationären Jugendhilfe wohnen oder wohnten.

2.1 Befragung der Fachkräfte

Um ein möglichst breites Spektrum der Jugendhilfeeinrichtungen abbilden zu können, war es für uns von Interesse, dass die interviewten Einrichtungen sowohl im urbanen als auch im ländlichen Raum verortet waren, in konfessioneller, aber auch konfessionsloser Trägerschaft waren und schließlich größere und kleinere Einrichtungen umfassten. Informationen mit der Bitte um Teilnahme an dem Forschungsvorhaben konnten über das Hessische Ministerium für Soziales und Integration an die Einrichtungen übermittelt werden. Die erreichten Einrichtungen unterscheiden sich dabei in der Trägerschaft (kirchliche und freie Träger) und in der Größe, d. h. vertreten sind kleinere Einrichtungen (bis 30 Plätze) und größere Einrichtungen (bis 600 Plätze). Einige Einrichtungen liegen in Großstädten und haben Wohneinrichtungen auch im ländlichen Raum, andere Einrichtungen waren eher im ländlichen Raum verortet.

Es wurden fünf leitfadengestützte Interviews mit Fachkräften der Stationären Jugendhilfe geführt; diese waren sowohl Bezugsbetreuer*innen als auch Bereichsleiter*innen bzw. Einrichtungsleiter*innen. Eine Fachkraft hat ihre sexuelle Orientierung mit ‚schwul‘ angegeben, eine weitere Fachkraft hat sich während des Interviews als „selbst in der Community vernetzt, und zwar doppelt; also in meinem Leben und gleichzeitig als Berater“ beschrieben. Ansonsten hat kein*e weitere Interviewpartner*in die eigene sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität benannt. Von den interviewten Fachkräften waren zwei cis-weiblich und drei cis-männlich.

Eine Ausnahme hinsichtlich der repräsentierten Einrichtungen bildet die ‚blista‘ – Kompetenzzentrum für Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung, die ein Fördergymnasium von Klasse fünf bis dreizehn für sehbehinderte oder blinde Schüler*innen betreibt sowie ein hieran angeschlossenes Internat (auch mit dezentralen Wohneinheiten). Die ‚blista‘ ist eine Einrichtung der Eingliederungshilfe (SGB XII) und im Internat leben etwas mehr als 200 Schüler*innen.

Der Interviewleitfaden wurde den Fachkräften vorab zur Verfügung gestellt. Während des Interviews wurden zusätzliche, vertiefende Fragen gestellt. Die Interviews dauerten durchschnittlich 1,5 Stunden. Sie wurden transkribiert und anschließend entsprechend den nachfolgend angeführten Analyseebenen strukturiert:

- ▶ Strukturelle Rahmenbedingungen/Selbstverständnis
- ▶ Dyadisches Erziehungsgeschehen, d. h. die Interaktion zwischen Bezugsbetreuer*in und Jugendliche*m
- ▶ Auf die Geschlechtlichkeit (Sexualität) bezogene Gruppenangebote
- ▶ Strukturen und Regeln bezüglich des Umgangs mit Sexualität
- ▶ Gestaltung von Räumlichkeiten
- ▶ Vorbildverhalten der Erziehenden (Peer Kontext)

2.2 Befragung der Jugendlichen

Weiterhin wurden acht Jugendliche zu ihren Biografien und ihrem Leben in der Jugendhilfeeinrichtung interviewt. Zwei der Jugendlichen beschrieben sich als cis-weiblich, wobei ein Mädchen ihre sexuelle Orientierung als demisexuell und das andere Mädchen ihre sexuelle Orientierung als bisexuell beschrieb. Zwei Menschen beschrieben sich als trans-männlich, wobei einer der beiden seine sexuelle Orientierung als schwul, der andere als heterosexuell angab. Außerdem wurden drei cis-männliche Jugendliche interviewt, die sich als schwul beschrieben. Vier der interviewten männlichen Jugendlichen waren ‚Person of Colour‘, eine trans-männliche Person war sehbehindert. Zwei der interviewten Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen waren Careleaver, d. h. sie befanden sich nicht länger in einer Einrichtung der Jugendhilfe.

Die Kontakte zu den Jugendlichen wurden durch die Fachkräfte hergestellt, d. h. keine*r der interviewten Jugendlichen war ein* Selbstmelder*in. Die Interviews wurden überwiegend von zwei Studierenden der Frankfurt University of Applied Sciences durchgeführt, die bereits in der Führung leitfadengestützter biografischer Interviews intern geschult waren. Der Leitfaden beinhaltete folgende Themen:

1. Es wäre schön, wenn wir zu Beginn etwas über dich erfahren würden. Wie würde deine beste Freundin, dein bester Freund dich beschreiben?
2. Welche guten Gründe/Umstände haben dazu geführt, dass du im Moment in einem Jugendheim lebst?
3. Kannst du mir etwas über deine Erfahrungen im Coming-out erzählen? Von wem bist du unterstützt worden, wo hast du Ablehnung erfahren? Was hättest du dir gewünscht?
4. Wie wird aus deiner Erfahrung das Thema Sexualität hier in der Einrichtung aufgegriffen?
5. Wirst du darin unterstützt, z. B. ein lesbisch-schwules-queeres Jugendzentrum aufzusuchen?
6. Wo bekommst du Informationen über deine sexuelle Orientierung oder deine Transidentität her?
7. Fühlst du dich in der Einrichtung aufgehoben und akzeptiert? Gab es Situationen, in denen du das Gefühl hattest, in deinem besonderen Sosein nicht akzeptiert zu werden?
8. Gibt es Situationen, in denen du dir mehr Unterstützung gewünscht hättest?
9. Was wünschst du dir für deine Zukunft? Welche Pläne für deine Zukunft hast du? Wovon träumst du?
10. Ist dir noch etwas wichtig, worüber wir noch nicht gesprochen haben?

Die Interviews wurden transkribiert und anschließend in vitro codiert. Leitend waren dabei nachfolgende Themen:

- ▶ Aktuelle Lebenssituation
- ▶ Gründe für die Fremdunterbringung
- ▶ Coming-out Prozess
- ▶ Leben in der Stationären Jugendhilfe
- ▶ Reflexion der Interviews

2.3 Online-Befragung

Die Online-Befragung wurde von Februar 2019 bis einschließlich April 2019 durchgeführt. Hier hatten Jugendliche die Möglichkeit, uns anonym ihre Erfahrungen in der Stationären Jugendhilfe mitzuteilen. Die Seite wurde 296mal aufgerufen, es wurden 88 Datensätze ausgefüllt, aber nur wenige vollständig. Die Datensätze zeigten keine Abweichungen zu den Erkenntnissen, die durch die Interviews gewonnen wurde. Daher wird in dem vorliegenden Forschungsbericht nicht näher auf die Online-Befragung eingegangen.

3. Sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität in der stationären Jugendhilfe aus Sicht der Fachkräfte

Die durchschnittliche Verweildauer von Jugendlichen wird mit zirka zwei Jahren angegeben, wobei zentraler Faktor die Maßgabe des Hilfeplans ist. Zu berücksichtigen ist dabei, dass neben der persönlichen Entwicklung der Jugendlichen auch die Größe der Einrichtung und die Zusammensetzung der Wohngruppen Einfluss auf die Verweildauer haben können. Letztendliches Ziel einer jeden Unterbringung ist die Verselbstständigung der Jugendlichen/jungen Heranwachsenden. Diese wird durch verschiedene Übergänge in der Heimunterbringung befördert, so kann es Übergänge vom Wohnen in betreuten Wohngruppen zu selbstständigen Wohneinheiten geben, in denen die Jugendlichen/jungen Erwachsenen für sich selbst sorgen (aber weiterhin begleitet werden), bis sie schließlich die Einrichtung verlassen. Aber auch hier ist noch eine Nachbetreuung möglich, sollte dies notwendig sein.

3.1 Erfahrung in der Arbeit mit Lesben, Schwulen und Trans*

Alle interviewten Fachkräfte berichten, dass in ihren Einrichtungen Jugendliche lebten, die lesbisch, schwul oder trans* seien:

B: ... *Wir haben Homosexuelle gehabt, wir haben lesbische Mädchen gehabt, wir haben mindestens zwei oder drei, ja, transsexuell sagt man heute nicht mehr, es ist aber mein Lieblingswort dazu.* #00:14:16#³

W: *Ich speziell hatte jetzt noch keinen Fall, wo ein Mädchen einfach homosexuell war. Das hatte ich jetzt in den vergangenen Jahren noch nicht erlebt. Habe aber ein Mädchen, [...] die sich ganz bewusst auch kleidet wie ein Junge und auch kurze Haare trägt und eher auch so den Anschein vermittelt, dass sie ein Junge ist. Aber nicht so aus, also bei dem besagten Mädchen ist das, die ist da gerade noch so ein bisschen auch in der Findungsphase. [...] Und sie selber beschäftigt sich auch ganz viel mit dem Thema Transgender, also sie ist da auch in der Hinsicht sehr offen und mag das auch gar nicht so, dass da andere Vorurteile dagegen haben, ne. Und ärgert sich dann natürlich auch immer mal, wenn sie gefragt wird, ob sie ein Junge oder ein Mädchen ist.* #00:04:59#

³ Die Zeitmarkierung gibt an, zu welchem Zeitpunkt (Stunde, Minute, Sekunde) das angeführte Zitat in dem Interview gemacht wurde.

T-S: [...] und in dieser Gruppe habe ich gerade einen jungen Menschen, [Name], der ist gerade dabei, eine Geschlechtsumwandlung zu machen, und wir sind gerade in diesem Prozess mit dabei und begleiten [Name]. In dieser Gruppe gab es natürlich auch im Vorfeld auch andere Prozesse, die auch das Thema so ein Stück weit anschnitten, aber grundsätzlich ist es für mich in den Jugendhilfeeinrichtungen, die Jugendlichen und Kinder, also Jugendlichen in diesem Alter, ist die sexuelle Orientierung, sexuelle Identität, Entwicklung, grundsätzlich ein wichtiges Thema. #00:04:08#

D-C: Also da merke ich auch schon, dass da immer mehr ein Thema bei den Betreuern daraus wird. Dadurch, dass jetzt auch in verschiedenen Einrichtungen vermehrt Homosexuelle oder auch Trans*Jugendliche auftauchen. Also das, da gab es vorher recht wenig Berührungspunkte, (Pause 3 Sek) sehr wenig sogar, aber es wird immer mehr zum Thema. Alleine ich hatte jetzt innerhalb der Ausbildung, jetzt in meinen zwei Jahren hier, z. B. auch schon zwei Transsexuelle, Betreute. #00:29:51#

M: Also wir haben, also ich hatte, das gab, also so weit, wie ich mich erinnern kann in den letzten 30 Jahren, gab es in der [Einrichtung] nur drei Transgenderpersonen von, die in einer Geschlechtsumwandlung sind, von Mädchen zum Jungen. #00:32:49#

Die angeführten Zitate verdeutlichen, dass alle interviewten Fachkräfte mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt als Aspekt von Sexualität konfrontiert und sich der zentralen Bedeutung von Sexualität in der Entwicklung der Jugendlichen bewusst sind. Alle Interviewpartner*innen begleiten und unterstützten Lesben, Schwule und Trans* in ihren Selbstfindungsprozessen und in ihren Coming-outs, respektive Transitionsprozessen. Teilweise schließt das die pädagogische Arbeit mit den Eltern ein, insbesondere wenn es sich um Trans* Jugendliche handelt, die eine Hormonbehandlung oder operative Eingriffe wünschen.

Alle interviewten Fachkräfte stellen das dyadische Erziehungsgeschehen, insbesondere den Aufbau einer stabilen Bindung zwischen Betreuer*in und Jugendlichen, als wesentlichen Gelingensfaktor für die psychosoziale und psychosexuelle Entwicklung des jungen Menschen in den Vordergrund. In diesem Erziehungsgeschehen werden dann auch Problemlagen, die insbesondere in den Herkunftsfamilien vorhanden sind, bearbeitet; das kann auch eine intensive Arbeit mit den Eltern beinhalten:

T-S: Also das Thema ist ja natürlich zunächst mal, ich hatte bereits gesagt, Beziehungsarbeit, ja. Aber im Rahmen dieser Beziehungsarbeit gibt es auf jeden Fall Zusammenhänge, in denen wir das

Jugendamt, die Eltern ins Boot holen müssen. Das ist auch beispielsweise, wenn die Eltern erfahren, dass ihre Kinder jetzt mal ein anderes Geschlecht haben wollen, oder anders sexuell orientiert sind, kann es doch auch Krisen in der Familie geben. #00:27:00#

D-C.: [...] *Da, also muss ich sagen, manchmal ist es erstmal ganz gut, dass der Jugendliche dann nicht mehr dort ist und erst mal Gras über die Situation wächst. Und dann, also auch wenn das ein Problem war, bin ich dann so, dass ich auf Eltern zugehe und erstmal eine Plattform anbiete, wie sie sich dem Jugendlichen wieder nähern können und mit mir auch über solche Themen sprechen können. Und dann biete ich auch Eltern an, dass man sich zusammen informiert. Gebe Informationen raus, wo sie sich hinwenden können, wenn sie noch mehr Infos haben wollen. Halt alles mit dem, mit dem Schwerpunkt, dass ich ihnen die Möglichkeit geben will, sich mit ihrem Kind wieder an das Thema anzunähern und ihrem Kind anzunähern vor allen Dingen. [...]* #00:55:02#

Die beiden angeführten Zitate verdeutlichen eine parteiliche Haltung der Fachkräfte für den_die Jugendlichen*en. Da in der Konzeption der Jugendhilfe die Herkunftsfamilie als eine zentrale erzieherische Instanz erachtet wird, ist es auch das Ziel der Jugendhilfe, Eltern darin zu befähigen, ihre Kinder wertschätzend und wohlwollend zu erziehen, um den Kindern/Jugendlichen eine Rückkehr zu ermöglichen. Mittels Maßnahmen der Familienhilfe können Eltern darin unterstützt werden, angemessen erzieherisch zu wirken.

Insbesondere ist bei Transgeschlechtlichkeit und sexueller Orientierung ein hohes Maß an Bildungsarbeit notwendig, um Wissenslücken zu füllen und durch Verstehen und Verständnis eine Entpathologisierung der geschlechtlichen Selbstbeschreibung der Kinder zu erreichen. Zugleich wird anhand der angeführten Zitate deutlich, dass die Fachkräfte ungeachtet ihrer Parteilichkeit für die Jugendlichen meist von einer heteronormativen Geschlechterordnung ausgehen und Varianz der sexuellen Orientierung oder der Geschlechtsidentität selbst als Normabweichung wahrnehmen und beschreiben. Konflikte in der Herkunftsfamilie werden daher vor allem auf die Abweichung von der Heteronorm zurückgeführt – und damit auf das Sosein des_der Jugendlichen.

3.2 Gründe für eine Fremdunterbringung

Die Gründe für eine Fremdunterbringung werden als vielfältig und komplex beschrieben, wobei die Androhung von Gewalt durch Mitglieder der Herkunftsfamilie bei Offenlegung der von der Heteronorm abweichenden sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität ein bedeutsamer Grund sein kann.

B: *Mitten in Frankfurt ohne, also gebildete Leute, Deutsche, also wo es nicht den kulturellen Hintergrund nochmal gibt, wo man sagen könnte: „Das ist jetzt also von Glaubenssatz her gewollt, dass es keine Homosexualität gibt.“ Also es gibt alles, ja. Ich glaube der Grund, also warum Leute zu uns kommen, die dann zufällig auch lesbisch, schwul oder dazwischen irgendwas sind, ist im Einzelfall eine Diskriminierung von zu Hause, also dass Gewalt angedroht wird. Das gab es auch schon. Also in den letzten Jahren bei drei Jugendlichen, die gesagt haben: „Mein Vater hat mir angedroht, er schlägt mich tot“, oder irgend sowas. Oder man redete nicht mehr, oder man ließ sie nicht mehr am Familienleben teilnehmen. So Extremfälle gab es, aber die normalen Einweisungsgründe sind andere. [...] Also bei Zweien weiß ich es ganz genau, die bei mir in der Beratung waren. Die gesagt haben: „Weil ich zu Hause keine Akzeptanz gekriegt habe, habe ich (unverständlich)“ [...] „Und ich habe erst bei euch gelernt, das ist keine Krankheit.“ [...] Oder „Ich habe erst bei euch gelernt, ich bin okay so, wie ich bin.“ #00:28:17#*

Das angeführte Zitat verweist auf einerseits allgemeine Vulnerabilitäten und auf andererseits spezifische Vulnerabilitätsfaktoren, die zu der Fremdunterbringung geführt haben. Die interviewte Fachkraft verdeutlicht, dass dabei die spezifischen Vulnerabilitätsfaktoren, die mit der sexuellen Orientierung oder der Geschlechtsidentität verknüpft sind, in allen soziokulturellen Milieus zu finden sind: Homosexuellenfeindlichkeit kann in jeder sozialen Schicht, Nationalität oder Religionszugehörigkeit vorkommen. Homosexualität scheint bei einigen Eltern als Krankheit betrachtet zu werden, die nur mittels Gewalt geheilt werden kann. Die Gewalt, die die Jugendlichen wegen ihrer sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität erleben, reicht von Todesdrohungen bis hin zu einem sozialen Ausschluss aus dem familiären Gefüge und Geschehen.

Auch werden anhand des Zitats psychische Folgen der Pathologisierung und Abwertung auf die betroffenen Jugendlichen deutlich: Sie haben die Abwertungen und Pathologisierung verinnerlicht und akzeptieren sich in ihrem Sosein nicht. Die

verinnerlichte Homo- oder Trans*negativität zeigt sich dann in Selbstabwertung und einem geringen Selbstwert.

Möglicherweise zeigen die betroffenen Jugendlichen ein hohes Maß an psychischer Belastung und erleben in der Einrichtung die Möglichkeit der ‚Genesung‘ von verinnerlichter Homo- oder Trans*negativität. Die in dem Zitat angeführte Formulierung von „Einweisungsgründen“ legt daher nahe, dass die interviewte Fachkraft ihre Einrichtung auch als Ort der ‚Heilung‘ betrachtet analog zu einer (psychiatrischen) Klinik.

Auch andere Fachkräfte beschreiben eine Kombination von allgemeinen und spezifischen Vulnerabilitätsfaktoren, die zu der Fremdunterbringung geführt haben:

T-S: *Also ich würde jetzt nicht, also von mir aus, aus meiner Erfahrung, sagen, oder ich habe da auch vielleicht nicht nachvollziehbare Erkennungswerte darüber, dass ausschließlich eine sexuelle Orientierung, oder ein Konflikt in Bezug auf eine sexuelle Orientierung, Thema ist. Das habe ich nicht mitgekriegt, aber ich habe sehr wohl mitgekriegt, dass es ein Teil der Problematik ist, ja.* #00:14:15#

In Hessen machte in 2017 die größte Gruppe der schutzbedürftigen Jugendlichen „Unbegleitete Einreise aus dem Ausland“ aus. Weitere Gründe sind vorrangig die ‚Überforderung der Eltern bzw. eines Elternteils‘ (30 Prozent), ‚Sonstige Probleme‘ (25 Prozent), ‚Anzeichen für Misshandlung‘ und ‚Vernachlässigung‘ mit jeweils 11 Prozent (Statistisches Bundesamt 2017).

Die Gründe für Vernachlässigungen, die Überforderung der Eltern, psychische oder physische Misshandlungen, sexuelle Gewalt usw. lassen sich den Statistiken nicht entnehmen.

Auch die von uns befragten Jugendlichen beschreiben als allgemeine Vulnerabilitätsfaktoren vor allem dysfunktionale Herkunftsfamilien: Sie haben körperliche, psychische oder sexualisierte Gewalt erlebt oder die Eltern waren Alkoholiker*innen. Ein weiterer allgemeiner Vulnerabilitätsfaktor ist die Flucht aus dem Herkunftsland (siehe nachfolgendes Kapitel).

M: *Meine leibliche Mutter war sehr laut und auffällig. Und ich bin halt groß geworden mit sehr viel körperlicher und auch psychischer Gewalt mir gegenüber. Aber irgendwie war es für mich, so seltsam das klingt, es hat sich normal angefühlt.* #00:08:35#

F: *Also meine Mutter und, ja zu sagen fast meine ganze Familie ist Alkoholiker. Und ich bin in 2015 nach Deutschland gezogen zu meiner Mutter. Und meine Mutter ist wirklich depressiv, weil sie mit ihren Gefühlen und mit dem Tod von meinem Bruder nicht so ganz gut umgehen kann. Und da in ihrer Familie schon Alkohol gab, dann trinkt sie auch. Als ich klein war hat sie auch getrunken, aber sie konnte, sie hat alles noch auf die Reihe gekriegt. Und mittlerweile habe ich ja, so ab sechs, weil, da kann ich mich erinnern, so mittlerweile ihr immer geholfen. Ich habe sie von irgendwelchen Gärten nach Hause geholt. #00:11:55#*

E: *Also bei mir war hauptsächlich der Grund, dass es in meiner Familie viele Missbrauchsfälle gab. Und sexuelle Übergriffe und meine Erzeugerin ist so ein Mensch, die, [...], also sie weiß davon, aber sie tut halt nichts und das haben meine Geschwister auch schon zuvor gemerkt und auch mein Bruder war schon davor in einem Heim und bei mir hatten sie es auch versucht, aber das ging ja am Anfang noch nicht. Und ja, also es ist eigentlich so der größte Grund. #00:10:35#*

Ebenso werden Ausgrenzung und Gewalt als Reaktion auf ein von der Heteronorm abweichendes Coming-out als spezifische Vulnerabilitätsfaktoren benannt. In einem Fall der von uns interviewten Jugendlichen führte das schwule Coming-out zu einer akuten Kindeswohlgefährdung, so dass hier eine Monokausalität gegeben ist. In einem weiteren Fall war der Jugendliche wegen seiner Homosexualität in seinem Herkunftsland mit dem Tod bedroht.

K: *[...] Es war schon echt krass, als sie es herausgefunden hat. Also das war dann halt schon manchmal so, dass sie mich richtig hart angeschrien hat und gesagt hat, das wäre irgendeine Krankheit oder so (lacht). Und ja, keine Ahnung, hat mich dann nachts mehrmals aufgeweckt einfach so und wollte mich fast umbringen mit einem Messer. [...] Und es war schon echt derb beschissen (lacht), aber da wusste ich halt echt nicht, was ich machen soll. [...] Ich kannte so etwas wie Jugendamt gar nicht. #00:12:50#*

3.3 Sexualerziehung als zentraler Bestandteil pädagogischer Jugendarbeit

Die sexuelle Orientierung bzw. die geschlechtlichen Selbstbeschreibungen der Jugendlichen als Teil der Identitätsfindung werden von einigen Fachkräften als gleichermaßen bedeutsam wahrgenommen wie die Sexualprävention:

T-S: [...] *aber grundsätzlich ist es für mich in den Jugendhilfeeinrichtungen, die Jugendlichen und Kinder, also Jugendlichen in diesem Alter, ist die sexuelle Orientierung, sexuelle Identität, Entwicklung, grundsätzlich ein wichtiges Thema.* #00:04#

Folglich wird in einigen Einrichtungen bereits in den Aufnahmegesprächen das Thema Sexualität einschließlich sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität angesprochen. Die Art und Weise, wie das geschieht, ist dabei sehr unterschiedlich. In einer Einrichtung beispielsweise erfolgt die Thematisierung eher prozessorientiert, d. h. dem Gesprächsverlauf angepasst, während in einer anderen Einrichtung das Thema im Rahmen der Darstellung des Selbstverständnisses der Einrichtung benannt wird:

T-S: *Und wir haben in der Einrichtung, das kann ich Ihnen auch nochmal zeigen, also wir haben schon auch ein besonderes Aufnahme-prozedere. D. h. wir explorieren erstmal, wir schauen uns gemeinsam nach dem Bedarf, also wir arbeiten systemisch, [...] und es ist tatsächlich so, dass sogar in der ersten Exploration, also im ersten Vorstellungsgespräch mit einer Familie, dass solche Themen auch, Fragen auch Thema sind. [...] Also, wenn sich aus dem Gespräch ein roter Faden ergibt, also wenn Sie das systemisch betrachten, wenn sich da ein roter Faden ergibt, dann kann man das schon fragen, ja. Kann man das Thema auch mit berücksichtigen. Natürlich fragen wir nicht wildfremd, oder einfach mal sofort: „Wie ist es denn bei dir, oder dir?“, nein. Das hat einen Kontext und einen Zusammenhang.* #00:16:04#

B: [...] *Wenn wir Schwule haben und Lesben haben, verhindern wir Sexualität grundsätzlich nicht. Und die besuchen sich auch heimlich. Selbst die „Hetzen“ machen das. Ja, also, man kann doch heute keinen, also die hier leben, teilweise ja 21-, 22-jährige Leute, da war ich schon verheiratet, also... Das kann man knicken. [...] Und deswegen haben wir gesagt: „Ne, lieber offen damit umgeben.“ Wir machen das auch zum Thema im Kennenlerngespräch, zu sagen: „Wir erwarten diese Toleranz.“* #00:11:26#

Sexualerziehung scheint generell eher präventiv ausgerichtet zu sein, d. h. im Fokus stehen meist Themen wie Reproduktion und Verhütung, und damit verknüpft auch

die heteronormative Sexualität in Liebesbeziehungen zwischen Heimbewohner*innen (vgl. Tuidter 2013). Daher finden sich häufig Kooperationen mit der Pro Familia oder mit einzelnen, engagierten Frauenärztinnen, die in den Einrichtungen Sexuaufklärung anbieten. Auch kann es dazu kommen, dass Liebespaare, die sich in einer Einrichtung gefunden haben, aus gruppensdynamischen Gründen getrennt werden, aber letztlich auch, um Schwangerschaften zu verhindern. Diese wäre weder gegenüber den Eltern noch gegenüber dem Jugendamt fachlich und juristisch zu vertreten.

T-S: [...] *Da geht es um Gruppendynamik, aber auch, naja gut, ich meine Sexualität. Um Sexualität an sich geht es nicht, aber ich hätte schon ein Problem, wenn ein Mädchen schwanger wird von einem Jungen aus der Gruppe. Also, da habe ich, es gibt noch einen Rattenschwanz; Es gibt das Jugendamt, es gibt sorgeberechtigte Eltern und sie sind Herr [der Situation]. Von daher, wir, also ich habe zumindest diese, diesbezüglich immer eine gute Lösung gefunden, indem ich, weil ich habe sieben Wohngruppen, und ich konnte immer die Kinder trennen und die haben sich dann getroffen und die haben und das hat auch gepasst. [...] #00:53:29#*

Trotzdem werden die strukturelle Verankerung und die dadurch angeregte Implementierung sexualpädagogischer Konzepte häufig als nicht zwingend notwendig angesehen:

B: *Also sexualpädagogische Konzepte als solches sind im Rahmen der Betriebserlaubnis nicht zu erstellen. [...] #00:07:46#*

Allerdings muss nach dem SGB VIII, § 45 (3) und gemäß HKJGB bei Neuzulassungen ein pädagogisches Konzept vorgelegt werden. Da Sexualität einen zentralen Aspekt der pädagogischen Arbeit darstellt, sollte die sexualerzieherische Arbeit Inhalt des pädagogischen Konzepts sein. Dass einige Einrichtungen einer konzeptionellen Weiterentwicklung, die gesellschaftliche Entwicklungen aufgreift, offen gegenüberstehen, zeigt nachfolgendes Zitat:

W: *Also wir haben auch kein sexualpädagogisches Konzept für die (unverständlich) Gruppen. Deswegen, ich mache ja gerade eine Weiterbildung zur Sexualpädagogin und soll ja dann anschließend, wenn ich fertig bin, auch ein sexualpädagogisches Konzept entwickeln, wo ich dann natürlich auch an der Lebenswelt und am 21. Jahrhundert orientieren werde. [...] Und da gehören eben Homosexualität, Transgender einfach auch dazu, ne, in die heutige Gesellschaft. #00:01:32#*

3.4 Dyadisches Erziehungsgeschehen

Das dyadische Erziehungsgeschehen wird allgemein als zentraler Baustein der pädagogischen (und sexualerzieherischen) Arbeit mit den Jugendlichen erachtet. Das zeigt sich in der umfangreichen Fachliteratur, die sich vor allem auf diesen Aspekt der pädagogischen Arbeit bezieht (u. a. Mantey 2017, Günder 2015, Winkelmann 2014). Wesentlich ist dabei der Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zwischen der betreuenden und der zu betreuenden Person. Wie bereits skizziert, kommen viele Jugendliche aus desolaten familiären Verhältnissen, wobei es ihnen teilweise unmöglich war, sichere Bindungen aufzubauen. Grundlage für eine sichere Bindungsrepräsentation ist ein vertrauensvolles Verhältnis zu denjenigen Personen, die für ihr Wohl zuständig sind – meist die Eltern. Werden Jugendliche fremduntergebracht, treffen die Betreuer*innen oftmals auf psychisch stark belastete junge Menschen, die sich zum einen in einer für sie fremden Umgebung zurechtfinden müssen und zum anderen ein großes Misstrauen gegenüber Erwachsenen hegen. Das trifft insbesondere für lesbische, schwule oder trans* Jugendliche zu, die wegen Gewalterfahrungen im Zusammenhang mit ihrem Coming-out ihr Zuhause verlassen mussten.

3.4.1 Die Haltung der Betreuer*innen als zentraler Aspekt des Erziehungsgeschehens

Die Betreuer*innen müssen sich daher das Vertrauen ihrer Bezugsjugendlichen erst ‚erarbeiten‘, beispielsweise indem sie eine wertschätzende und akzeptierende Haltung kommunizieren. Ein weiterer Aspekt ist, dass die Jugendlichen dabei ‚entsprechend ihrem Entwicklungsstand an allen sie betreffenden Entscheidungen der öffentlichen Jugendhilfe‘ beteiligt werden müssen (KJHG § 8 Abs. 1), d. h. eine ‚Kommunikation auf Augenhöhe‘ erfolgen muss. Indem die Jugendlichen in alle sie betreffenden Entscheidungen einbezogen werden, können sie sich als selbstwirksam und selbstermächtigend erleben.

Auch in den Interviews mit den Fachkräften wird deutlich, dass zentraler Aspekt der pädagogischen Arbeit das „dyadische Erziehungsgeschehen“ ist.

T-S: *Also wir haben natürlich, wir sind natürlich, naja, also die erste Auseinandersetzung läuft über die Beziehung. [...] Also für mich steht und fällt alles doch auch mit der, mit der Frage der Beziehung. #00:24:46#*

Das Beziehungsverhältnis zwischen Betreuer*in und zu betreuender jugendlicher Person kann dabei analog zu einem therapeutischen Verhältnis betrachtet werden, da viele Jugendliche psychisch stark belastet sind und oftmals keine sicheren Bindungen erlebt haben. Albrecht (2017: 47) verweist auf Forschungsergebnisse, die Faktoren für die Wirksamkeit von Beratung und Psychotherapie messen. Es werden vier Faktoren benannt:

- ▶ Extratherapeutische Faktoren, die der Klient*in selbst und dem sozialen Umfeld zugeordnet werden (40 Prozent)
- ▶ Therapeutische Beziehung (30 Prozent)
- ▶ Angewendete Methoden und Verfahren (15 Prozent)
- ▶ Placeboeffekte, z. B. Kompetenzzuschreibungen seitens der Klient*in gegenüber der Berater*in (15 Prozent)

Als zentraler Aspekt der beraterischen/therapeutischen Beziehung wird auch von Albrecht eine „kooperative, vertrauensvolle und tragfähige Beziehung“ benannt. Daher seien insbesondere Kompetenzen in der Beziehungsgestaltung entscheidend und weniger methodische Kompetenzen. Die Ausgestaltung der Beziehung hänge vor allem von der Haltung der Fachkraft ab, die sich ebenfalls in der Beratungshaltung spiegelt. Daher sei ‚Haltung‘ zentraler Bestandteil der Beratungskompetenz. Weiterhin schreibt Albrecht, dass die Beratungshaltung auf den „Einstellungen und Werten sowie der daraus hervorgehenden Handlungsorientierung“ der Berater*in hervorgehe und die Beziehung präge (Albrecht 2017: 47 f.). Zudem sei beratungstheoretisches Wissen zentraler Aspekt von Beratungskompetenz, aber auch arbeits- bzw. handlungsfeldspezifisches Fachwissen: „Beratung in verschiedenen Arbeitsfeldern wie z. B. Kinder- und Jugendhilfe [...] setzt notwendigerweise ein spezifisches Fachwissen zu den relevanten Problemlagen, gesetzlichen Grundlagen usw. voraus, um kompetent und hilfreich beraten zu können.“ (Albrecht 2017: 48).

Gerade die große Wirkmächtigkeit von „extratherapeutischen Faktoren“, die der Klient*in und ihrem sozialen Umfeld beigemessen wird, verweist in Kombination mit der großen Bedeutung der therapeutischen Beziehung auf die besondere Relevanz von Peer-Kompetenzen bei der Betreuung von Personen, die besonders vulnerablen Gruppen angehören, so auch LSBT*I*Q. Die Peer-Kompetenzen fließen sowohl in

die beraterische/therapeutische Beziehung, als auch in die Methodenauswahl und die Einstellungen und Werte der beratenden Personen ein und können einen überaus bedeutsamen Effekt auf die Gestaltung des Betreuungsverhältnisses haben.

Ein zentrales Thema der psychosexuellen Entwicklung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist die Frage der sexuellen und geschlechtlichen Identität. Werden diese als von der Heteronorm abweichend wahrgenommen, findet eine Auseinandersetzung mit verinnerlichten gesellschaftlichen Werten statt, z. B. verinnerlichter Homonegativität und Transfeindlichkeit. Die Überwindung dieser Hürden ist zentraler Aspekt eines ‚inneren Coming-outs‘ und kann sich in sehr vielfältigen Verhaltensweisen zeigen, z. B. in einer ausgeprägten Darstellung von bestimmten heteronormativen Männlichkeiten oder Weiblichkeiten, in offener Abwertung von Homosexuellen und Trans*, aber auch in verminderten schulischen Leistungen, Rückzug, Depression usw. Fragestellungen, die verknüpft sind mit dem äußeren Coming-out setzen folglich eine innere Auseinandersetzung mit dem eigenen Sosein voraus.

Damit Bezugsbetreuer*innen diese Entwicklungsprozesse aufgreifen können, müssen sie sich auf der Ebene der Beratungstheorie die komplexe Definition der WHO von Sexualität⁴ vergegenwärtigen, Fachwissen zu den Entwicklungsprozessen, möglichen rechtlichen Rahmenbedingungen (insbesondere zu Trans* und diverser Geschlechtsidentität) einbringen und ihre eigenen Einstellungen und Werte zu Homosexualität und geschlechtlicher Vielfalt reflektieren. In der Summe ergeben diese Faktoren die Betreuungshaltung der Bezugsbetreuer*innen gegenüber den Jugendlichen.

T-S: *[...] Wenn man in der Arbeit mit den Jugendlichen ist, wenn man in die Beziehung geht und das ist die Voraussetzung, um sie zu begleiten und da ein bisschen etwas nach zu korrigieren, wenn die Jugendlichen das Gefühl haben, dass sie sich angenommen fühlen und verstanden fühlen*

⁴ „Sexuality is a central aspect of being human throughout life and encompasses sex, gender identities and roles, sexual orientation, eroticism, pleasure, intimacy and reproduction. Sexuality is experienced and expressed in thoughts, fantasies, desires, beliefs, attitudes, values, behaviours, practices, roles and relationships. While sexuality can include all those dimensions, not all of them are always experienced or expressed. Sexuality is influenced by the interaction of biological, psychological, social, economic, political, ethical, legal, historical, religious, and spiritual factors.“ (BZgA 2011: 18)

und sie so sein dürfen, wie sie sind, und dass es auch okay ist und erlaubt ist, dann kommen sie ganz schnell. #00:24:00#

D-C: *Ob man jetzt Geschlechtsverkehr mit einem Mann, einer Frau, oder einem, ist ja auch Mann oder Frau, mit einem Transsexuellen hat, das ist, es soll sich alles absolut normal anfühlen dürfen und man soll alle Fragen stellen dürfen. #00:27:43#*

Die angeführten Zitate verdeutlichen die Bedeutsamkeit, durch Vermittlung der eigenen offenen Haltung gegenüber geschlechtlicher und sexueller Vielfalt den Jugendlichen eine Türe zu öffnen, das Thema im Betreuungskontext aufzugreifen. Da zentraler Aspekt des Verhältnisses zwischen Jugendlichen und Bezugsbetreuer*innen der Aufbau von Vertrauen ist, um den Jugendlichen den Raum zu schaffen, sichere Bindungen zu erleben, ist es unabdingbar, die geschlechtlichen und sexuellen Selbstbeschreibungen zu akzeptieren und diesen mit Wohlwollen zu begegnen. Die Haltung, die die betreuende Person den Jugendlichen vermittelt, ist folglich zentral für die Schaffung eines Vertrauensraumes. Weitere Angebote, die die Haltung der Einrichtung reflektieren, wie beispielsweise Gruppenangebote, in denen die Vielfalt von Geschlecht thematisiert werden, oder die räumliche Gestaltung, rücken dabei erst einmal in den Hintergrund.

3.4.1.1 Haltung zu Sexualkontakten

In den Einrichtungen finden sich unterschiedliche Haltungen zum Umgang mit Sexualkontakten. Gemeinsam ist allen jedoch, dass Sexualität unter Jugendlichen zum normalen Entwicklungsprozess gehört und auch nicht verhindert werden kann.

B: *Und dann haben wir aber Außengruppen und da geht das dann schon eher. Wir haben auch kleinere WGs und wir wissen natürlich auch, wir sind ja nicht blöd, also die Betreuung ist ja abends zu Ende, es wird nicht über Nacht betreut im betreuten Wohnen. Uns ist natürlich klar, dass die Freundin dann da, oder der Freund, da auch übernachtet. [...] also hier haben sie ja wenigstens noch die Möglichkeit, über die Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen einfach auch begleitet zu werden in ihrer Kontaktaufnahme und in ihren ersten Schwierigkeiten, und das finde ich immer besser, Sexualität nicht auszuklammern, sondern eher mit zum Gegenstand zu machen, als zu sagen: „Ne, wir trennen Jungen und Mädchen.“ #00:10:43#*

Gleichgeschlechtliche Sexualkontakte werden meist als Aspekt der geschlechtlichen Identitätsfindung erachtet und als Bestandteil der ‚Phase des Ausprobierens‘ beschrieben:

T-S: *Ich weiß schon von (Pause 3 Sek) von Liebesgeschichtchen unter den Jungs, klar weiß ich das. Die erzählen auch darüber. Sicher. Aber es waren keine Beziehungen jetzt. Also nicht wirklich eine Beziehung, sondern es waren so Ausprobiergeschichten. So kurze Geschichten und das war es dann auch. #00:54:51#*

Neben möglichen gleichgeschlechtlichen Sexualkontakten werden auch verschiedene Geschlechtsrollen erprobt:

W: *Also wir versuchen hier natürlich in unserer Gruppe so gut es geht offen mit Sexualität umzugehen. Ich speziell hatte jetzt noch keinen Fall, wo ein Mädchen einfach homosexuell war. Das hatte ich jetzt in den vergangenen Jahren noch nicht erlebt. Habe aber ein Mädchen, wie ich ja auch das eine Mal schon kurz angerissen hatte, die sich ganz bewusst auch kleidet wie ein Junge und auch kurze Haare trägt und eber auch so den Anschein vermittelt, dass sie ein Junge ist. Aber nicht so aus, also bei dem besagten Mädchen ist das, die ist da gerade noch so ein bisschen auch in der Findungsphase. #00:03:47#*

Die angeführten Zitate verweisen auf den Umstand, dass die Jugendlichen im Rahmen der (sexuellen) Identitätsfindung auch unterschiedliche Sexualkontakte und Geschlechtsrollen erproben. Auch in diesem Kontext ist es notwendig, den unterschiedlichen geschlechtlichen und sexuellen Repräsentationen positiv zu begegnen und so Entwicklungsräume auch für eine gleichgeschlechtliche sexuelle Orientierung oder eine Transgeschlechtlichkeit zu eröffnen.

3.4.2 Umgang der Betreuer*innen mit Diskriminierungen innerhalb der Wohngruppe

T-S: *Die müssen definitiv begleitet werden. Ja, sicher. Wir haben Ausgrenzungen, wir haben am Tisch eine Essenssituation und dann sagt der Junge: „Ich habe ein Date heute Abend.“ und dann kommt ein entwertender Spruch von dem anderen Jungen, ja. Also da muss man ganz rein. Also muss man in die Auseinandersetzung mit den Jugendlichen und Gespräche führen und dafür einfach auch stehen, dass, das kann man nicht stehen lassen so. #00:36:19#*

B: *Wir haben, wir haben einmal eine Wohngruppe gehabt, wo wir echt Sorge hatten, weil es da so homophobe Jugendliche gab und einen sehr (lacht) exaltierten Schwulen. Wo wir gedacht haben: „Ob Mann, das geht schief.“ Es ging aber nicht schief. Die haben eine echt gute WG gehabt. Und haben sich auch gegenseitig immer verspottet, ja. Also der Schwuli hatte immer Rentierschube an und*

bellblaue Augen und Zipfelmütze zu Weihnachten und völliges Programm. Und die anderen haben halt dann extrem cool gemacht, ja. Aber die haben ein gutes Miteinander gehabt. #00:31:28#

In beiden angeführten Zitaten werden konflikthafte Situationen innerhalb der Gruppe der Jugendlichen beschrieben bzw. benannt. Der Umgang mit Diskriminierungen innerhalb einer Wohngruppe wird dabei unterschiedlich beschrieben: Während T-S die Entwertungen des schwulen Jungen durch seine Peers aktiv in Gesprächen aufgreift und so einen affirmativen Werterahmen setzt, scheint B eher die selbstregulierenden Gruppendynamiken zu betonen. Dennoch hat er sich um das Wohl des schwulen Jugendlichen „Sorgen“ gemacht.

Während T-S aktiv erzieherisch wirkt, scheint B vor allem auf die Selbstwirksamkeit des schwulen Jugendlichen zu hoffen. Indem dieser sich in der Gruppe durchsetzt und etabliert, erlebt er sich als selbstwirksam und durchsetzungsstark. Allerdings wird mit der stereotypen und abwertenden Beschreibung des schwulen Jugendlichen als „Schwuli“ mit „Rentierschuhen und Zipfelmütze zu Weihnachten“ eben jene Herabsetzung, die der Jugendliche in der Gruppe erlebte, prolongiert, d. h. in der Beschreibung der Gruppendynamik wird der Blick der homophoben Jugendlichen eingenommen und nicht der Blick desjenigen, um den sich B. vermeintlich Sorgen macht. Abschließend resümiert B, dass die Gruppe „ein gutes Miteinander“ gefunden habe, d. h. er betont die Selbstwirksamkeit des schwulen Jugendlichen. In der Erzählung über das diskriminierende Erleben in der Gruppe werden jedoch die Belastungen durch den alltäglichen Stress, der durch die kontinuierliche Auseinandersetzung mit den homophoben Jugendlichen befördert wird, nicht benannt.

Konflikthafte Beziehungen können ebenfalls die Gruppendynamik beeinflussen, wenn eine jugendliche Person sich ihrer sexuellen Orientierung sicher ist und sich in ein* Jugendlich* verliebt hat, die sich ihrer sexuellen Orientierung unsicher ist:

T-S: *Und sie hat sich dann schließlich in ein Mädchen in der Gruppe verliebt. Und wir hatten ja größte Krisen und Katastrophen, weil das andere Mädchen nicht lesbisch war, aber sie hat in ihrem pubertären Ausprobierdrang, ja, war offen und hat wohl auch einiges ausprobieren wollen. Was auch, aus meiner Sicht auch normal ist, ja. Und im Grunde genommen war das tatsächlich so, dass dann die gleichen Prozesse, also die Frage der, also pubertäre Entwicklung, sexuelle Entwicklung, Identität, das eine Mädchen war nur am Ausprobiertrip und das andere war gerade dabei für*

sich, sich selbst zuzugestehen: „Hier bei mir ist das alles ein bisschen anders.“ Und sie hat sich verliebt und hin und her. Das waren dann schon auch Dramen, Katastrophen, die wir natürlich sehr behutsam begleiten mussten und sehr viel Arbeit reingesteckt haben, und da sind auch größere Krisen in einer Einrichtung gelaufen aufgrund von Liebeskummer und so weiter und so fort. [...]
#00:22:47#.

Ein erster Blick auf das angeführte Zitat lässt vermuten, dass es sich um eine unter Jugendlichen häufig auftretende Problematik handelt, eine Person verliebt sich in eine andere Person, die dann feststellt, dass sie vielleicht doch nicht ‚die Richtige‘ ist. Allerdings muss dabei bedacht werden, dass eine lesbische Identitätsentwicklung vor allem jenseits heterosexueller Normen stattfindet und nach wie vor stigmatisiert und diskriminiert wird; ein Coming-out ist folglich auch immer damit verbunden, Erfahrungen von Ablehnung, Herabsetzungen oder Ausgrenzungen zu machen. Durch die Zurückweisung des ersehnten Liebesobjekts kann letztlich eine Destabilisierung der psychosexuellen Identität erfolgen, die durch die Betreuer*innen aufgefangen werden muss. Auch kann die Offenlegung der normabweichenden sexuellen Orientierung einerseits und die Zurückweisung durch eine andere Person eine diskriminierende Gruppendynamik befördern oder bestärken. Das angeführte Zitat verdeutlicht, dass auch hier durch ein aktives erzieherisches Wirken die Mädchen in ihrem Erleben begleitet und Krisen bewältigt werden.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass eine affirmative Haltung der Bezugsbetreuer*innen hinsichtlich sexueller und geschlechtlicher Vielfalt zwingend erforderlich ist, um Coming-outs förderlich begleiten und unterstützen zu können und eine vertrauensvolle Beziehung zu ermöglichen. Zugleich zeigen sich unterschiedliche Ansätze, in welchem Rahmen erzieherisches Wirken zum Tragen kommt: Während einige Betreuer*innen bei Erleben von Diskriminierungen aktiv erzieherisch (ein)wirken, erachten andere Fachkräfte die Möglichkeit, sich innerhalb der Gruppe selbstwirksam zu erleben, als wesentlich. Es kann vermutet werden, dass in der Art und Weise, wie und welches erzieherische Wirken zum Tragen kommen, Ausdruck unterschiedlicher pädagogischer Konzepte ist.

Ogleich das erzieherische Geschehen und das dyadische Betreuungsverhältnis von zentraler Bedeutung sind, kann ein Setting, in dem sexuelle und geschlechtliche Vielfalt benannt und für alle offen zugänglich ist, ein Coming-out positiv beeinflussen. Das

Setting kann Gruppenangebote und die Gestaltung von Räumen ebenso beinhalten wie das Vorbildverhalten der Fachkräfte.

3.5 Auf die Geschlechtlichkeit und Sexualität bezogene Gruppenangebote

In den befragten Einrichtungen finden sich zwar allgemeine Gruppenangebote zu Sexualität, beispielsweise Vorträge zu Verhütung und sexuell übertragbaren Krankheiten, jedoch keine zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt.

I: *Und wie sieht das denn so mit den anderen Ebenen aus, also z. B. gibt es Gruppenangebote, die sich mit dem Thema Geschlechtlichkeit, oder Sexualität auseinandersetzen?*

W: *Die gibt es soweit, ne, nicht dass ich wüsste. #00:09:56#*

Angebote zur Sexualerziehung können intern oder extern organisiert werden, d. h. dass einerseits z. B. Ärzt*innen in die Wohngruppen kommen, oder aber den Jugendlichen die Möglichkeit geboten wird, externe Angebote wahrzunehmen:

B: *Was wir manchmal gemacht haben, ist, wenn es eher um so eine anonyme Beratung geht, wie gehe ich mit Sexualität um, damit ich mir nicht jede, jede Erkrankung hole, ja, es wurde ja immer nur über Aids geredet, aber es gibt ja Hepatitis C, es gibt alles Mögliche, ja, Syphilis ist am Vormarsch und so weiter. Und das besprechen die natürlich nicht so wahnsinnig gerne mit uns. Da haben wir dann schon externe Angebote auch wahrgenommen. Wir laden die dann weniger hierher ein, weil es einfach, wir haben nicht genug Jugendliche, die dafür interessiert sind. #00:38:04#*

Es scheint, als ob nach Auffassung der Betreuer* ein Fokus der Sexualerziehung auf den Risiken von Sexualität liegt, die insbesondere in jugendlichem Alter vermeintlich eher unterschätzt bzw. nicht berücksichtigt würden. Die Nutzung vor allem externer Angebote der Sexualerziehung werden damit begründet, dass die Jugendlichen nur ungern mit ihren Betreuer*innen über sexualitätsbezogene Themen sprechen und auch nur wenige diesbezügliche hausinterne Angebote nutzen würden. Die angeführte Begründung regt zu verschiedenen Überlegungen an:

Möglicherweise könnte ein sexualpädagogisches Konzept dazu beitragen, eine ausgewogene Balance zwischen den Annehmlichkeiten und den Risiken bei der Auseinandersetzung mit Sexualität herzustellen und so den Jugendlichen eine Tür zu öffnen, sich dem Thema mit größerem Interesse zu widmen. Den Jugendlichen

anheim zu stellen, externe Bildungsangebote zu nutzen, stärkt einerseits die Selbstwirksamkeit der Jugendlichen und fördert ihre Selbstständigkeit, andererseits entzieht sich die Einrichtung so ihrer Verantwortung, auch sexualerzieherisch zu wirken.

Wenn sexualerzieherische Angebote stattfinden, sind sie oft binärgeschlechtsspezifisch ausgerichtet, d. h. in Mädchengruppen wird eher einmal eine Frauenärztin eingeladen oder eine Fachkraft von Pro Familia, um Themen wie Schwangerschaft und Verhütung anzusprechen, während in Jungengruppen der Gebrauch von Kondomen thematisiert wird.

Sexualerzieherische Gruppenarbeit scheint für einige Betreuer*innen ein schwieriges Unterfangen zu sein, weil das Thema Sexualität schambesetzt – und damit tabuisiert – ist:

W: *Also wir versuchen das schon so offen wie möglich zu behandeln, das Thema. Natürlich immer mit einer gewissen Distanz, ne, weil, das ist ja, das Thema Sexualität ist ja schon auch ein empfindliches Thema, sage ich mal. Und auch ein Thema, was mit viel Scham auch behaftet ist.*
#00:10:57#

Da Sexualität tabuisiert bzw. schambesetzt, ist, findet die Sexualerziehung vor allem im dyadischen Erziehungsgeschehen statt:

D-C: *[...] Also ich hat jetzt verschiedene, also wenn ich über Bereich Sexualität nachdenke, habe ich Mädchen die sich mir offenbaren, mit denen ich losgegangen bin um HIV Tests zu machen und all so etwas. Ich habe Jungs, die sich mir offenbaren, wo ich dann am Ende nochmal losgehe und mit ihnen Kondome kaufe und sie frage, ob sie wissen, wie sie es denn richtig anlegen müssen. [...]*
#00:27:24#

Auch in diesem angeführten Zitat wird deutlich, dass Sexualität vor allem über Risiken und Gefahren verhandelt wird. Das erschwert es den Jugendlichen, ein positives Verhältnis zu Sexualität zu entwickeln. Da auch hier Fragen zu Sexualität eher in der betreuenden Beziehung gestellt werden, ist nicht nur die Offenheit der Betreuer*innen gegenüber Fragestellungen zu Sexualität von großer Bedeutung, sondern auch deren Wissen zu unterschiedlichen sexuellen Kontexten.

3.6 Gestaltung von Räumlichkeiten

In zahlreichen Wohngruppen oder Wohneinrichtungen gibt es Gemeinschaftsräume, die es zu gestalten gilt, so beispielsweise die Küche, das Gemeinschafts- bzw. Wohnzimmer oder Bad und Toilette. Pädagogische und/oder sexualerzieherische Konzepte können auch hier zum Tragen kommen. Mit der Gestaltung der Räumlichkeiten kann sexuelle und/oder geschlechtliche Vielfalt aufgegriffen und deren Akzeptanz vermittelt werden. Die Gestaltung von Räumen wäre folglich eine Möglichkeit, dieses Thema in den Alltag der Jugendlichen einzubetten und so zu ‚normalisieren‘. Zudem sind die Einrichtungen aufgefordert, mit der Anerkennung der Existenz von mehr als zwei Geschlechtern durch das Bundesverfassungsgericht vom Oktober 2017 und der rechtlichen Umsetzung im „Gesetz zur Änderung der in das Geburtsregister einzutragenden Angaben“⁵ vom Dezember 2018, sich damit auseinanderzusetzen, wie Räume gestaltet werden können, um der Vielfalt von Geschlecht positiv zu begegnen. Zu der Gestaltung der Räume gehört auch die Frage, inwiefern den Jugendlichen allgemeines Informationsmaterial, zum Beispiel zu Ausstellungen, Museen usw. oder eben zu LSBT*I*Q Community Einrichtungen und Angeboten bereitgestellt wird.

In den Interviews wird deutlich, dass insbesondere der Bereitstellung von Informationsmaterial zu sexueller Orientierung und geschlechtlicher Vielfalt mit großer Zurückhaltung begegnet wird:

T-S: *Also ich komme ja nicht zum Jugendlichen und sage: „Hier, ich habe das Gefühl bei dir, hier lies mal“.* #00:24:39#

D.C.: *[...] Gleichzeitig sehe ich da dann wieder, vielleicht ist das auch nur meine Angst in dem Moment, vielleicht dieselbe Angst, aus der ich als Kind nicht den Flyer mit Homosexuellen-Tipps genommen hätte, weil dann ist es ja offensichtlich.* #01:07#

B: *Also Flyer haben wir dann, wenn sie uns zugeschickt werden.* #00:38:31#

Die angeführten Zitate verweisen auf die Befürchtung, dass Jugendliche, die Informationsmaterial zu LSBT*I*Q nutzen, zugleich einer Stigmatisierung und einem

⁵ § 22 Abs. 3: „Kann das Kind weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden, so kann der Personenstandsfall auch ohne eine solche Angabe oder mit der Angabe „divers“ in das Geburtsregister eingetragen werden.“

– möglicherweise ungewollten – Outing unterliegen könnten. Bei dieser Befürchtung ist allerdings zu erwägen, dass eine mögliche Stigmatisierung und auch ein Outing dann ausbleiben, wenn das Thema in ein allgemeines sexualerzieherisches Konzept eingebunden wäre. Die Sorge einer möglichen Stigmatisierung könnte daher auf dem Umstand beruhen, dass keine strukturelle Einbettung in sexualerzieherische Konzepte erfolgt ist, welches alle Jugendlichen einschließt. Schließlich verdeutlicht das Zitat von B, dass beispielsweise Informationsmaterial zu sexueller Vielfalt oder auch Community Angeboten nicht aktiv beschafft wird.

Nach wie vor sind die meisten Einrichtungen der Jugendhilfe entsprechend einer binären Geschlechterordnung ausgerichtet und können auch rechtlichen Maßgaben zu geschlechtlicher Vielfalt noch nicht gerecht werden: Die geschlechtliche Selbstbeschreibung ‚divers‘ gilt noch als Sonderfall:

D-C: [...] *Also offiziell, da wüsste ich nicht, dass es [zur ,3. Option‘, Anmerkung Interviewerin] größere Überlegungen gibt. (Pause 4 Sek) Jetzt bin ich wieder bei dem Trans*jugendlichen, da war ja schon die Überlegung, er fühlt sich als Mann, teilt er sich dann auch das Männerbad mit allen? Wir haben entschieden: Ja, er darf im Jungenbad, man schließt es eh ab und ist da alleine zum Duschen, er benutzt genauso das Jungenbad. Er benutzt genauso das Jungenklo, aber ich habe dazu jetzt noch keine offiziellen Überlegungen mitgekriegt und muss auch sagen soweit waren wir hier jetzt auch noch nicht. Wir hatten das Thema jetzt mit dem Trans*jugendlichen, haben geschaut, dass wir es für ihn anpassen und alles (Pause 3 Sek) so normal wie möglich wie gesagt machen, aber wir haben das jetzt noch nicht als übergeordnetes Thema“.* #00:57:13#

Schließlich gehört zu einem sexualerzieherischen Konzept der Einrichtung auch die Überlegung, ob und inwiefern eine eigene Unterbringung von lesbischen, schwulen, trans*, inter* oder queeren Jugendlichen deren Bedarfen und Schutz eher gerecht wird als eine gemeinsame Unterbringung mit cis-heterosexuellen Jugendlichen. Die bereits geschilderten Erfahrungen von Herabsetzungen und Diskriminierungen legen nahe, dass dies eine Option darstellen könnte, sofern das a) von dem_der Jugendlichen* gewünscht und b) dem Schutz und der psychosexuellen Entwicklung des_der Jugendlichen* förderlich ist. In keiner der interviewten Einrichtungen wurden dahingehend Überlegungen geäußert. Auf Nachfrage wurde eine eigene Unterbringung allerdings eher kritisch gesehen:

D-C.: [...] *Wenn man, eine eigene Einrichtung für Regenbogenmenschen kann natürlich gut sein, aber ich habe immer so ein bisschen die Befürchtung, so dann ist das die Schwulengruppe. Dann*

ist das, dann ist das direkt so ein Herausstellungsmerkmal. Das ist ganz, ganz assi gesprochen, also ich haue jetzt Worte raus, die ich mir unter Jugendlichen vorstellen könnte. Du kommst aus einer Gruppe für Schwuchteln. Dann ist das so das Herausstellungsmerkmal. Und das ist das, was ich eben nicht wünsche. Dass es so das Herausstellungsmerkmal wird. Lieber ganz normal in den Alltag integrieren. Dann hat man alle Geschlechtlichkeiten in einer Gruppe, als eine reine Regenbogengruppe. Weil ich, ich habe da so ein bisschen immer die Befürchtung, dass das dann zu dem Herausstellungsmerkmal wird.“ #01:06:22#

In dem angeführten Zitat wird die Sorge um eine mögliche Stigmatisierung bzw. Diskriminierung wegen der sexuellen Orientierung benannt, sofern keine Integration in ein heteronormatives Umfeld erfolgt. Da es allerdings zugleich eines sexualerzieherischen Konzepts ermangelt und vorrangig auf individuelle Lebenslagen reagiert wird, obliegt es zuvorderst den LSBT*I*Q Jugendlichen, ihren Coming-out-Prozess zu initiieren und zumindest gegenüber der betreuenden Person offenzulegen bzw. auf Diskriminierungen durch andere Jugendliche oder gar die betreuende Person zu reagieren. Das wiederum verstärkt psychische Belastungen, denen die Jugendlichen bereits ausgesetzt sind. Daher ist in Erwägung zu ziehen, ob die Bereitstellung von eigenen Räumen Bestandteil eines allgemeinen sexualerzieherischen Konzepts sein sollte, welches flankiert wird durch Angebote und Thematisierungen des Themas für *alle* Jugendlichen, so dass der ‚Sonderfall‘ zum ‚Normalfall‘ wird.

3.7 Betreuende als Rollenvorbilder

Bereits in der Analyse des dyadischen Erziehungsgeschehens wurde deutlich, dass Grundlage des (erzieherischen) Verhältnisses zwischen Betreuer*in und fremduntergebrachtem Jugendlichen Vertrauen ist. Vertrauen wiederum ermöglicht es erst, eine sichere Bindung aufzubauen. Ein zentraler Gelingensfaktor ist in diesem Gefüge die affirmative und akzeptierende Haltung des_der Betreuer*in, die wiederum dem_der Jugendlichen* kommuniziert werden muss.

Insbesondere Jugendliche aus prekären familiären Herkunftsfamilienverhältnissen haben in den Erwachsenen keine Rollenvorbilder vorgefunden, die ihnen eine gesunde psychosoziale Entwicklung ermöglichten. Daher sind Betreuende als Rollenvorbilder ebenfalls ein wesentlicher Gelingensfaktor für eine gesunde Entwicklung des_der Jugendlichen*.

Die Anforderungen an das Vorbildverhalten der Erziehenden umfassen dabei nicht nur formale Kriterien, die im SGB VIII, insbesondere § 9 (Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen) und den Partizipationsgedanken des § 8 (Beteiligung von Kindern und Jugendlichen) beschrieben werden, sondern auch die Vermittlung ethischer Werte, wie beispielsweise die Gleichberechtigung der Geschlechter, Gewaltfreiheit usw.

Eine besondere Bedeutung kommt dem Peer-Gedanken im Kontext der Förderung einer gesunden Entwicklung von LSBT*I*Q Jugendlichen zu: Da sich Homosexualität und Transgeschlechtlichkeit nach wie vor in einem Spannungsfeld von Stigmatisierung und Akzeptanz geschlechtlicher Vielfalt bewegen, erleben viele Jugendliche in ihrem Coming-out Ablehnung und Ausgrenzungen, bis hin zu Gewalt. Lesbische, schwule, bisexuelle, trans* oder queere Betreuende, die ihre geschlechtliche Vielfalt verschleiern, vermitteln den Jugendlichen, dass ihr Sosein negativ besetzt ist, und verstärken die Stigmatisierung. Das heißt, dass LSBT*I*Q Betreuende, die ihr Sosein nicht offen leben, den Coming-out-Prozess von LSBT*I*Q Jugendlichen erschweren oder verzögern können. Ein offener Umgang und eine akzeptierende Einbettung in das Team vermitteln demgegenüber eine ‚Normalität‘, die das innere und äußere Coming-out der Jugendlichen erleichtern könnte.

Untersuchungen zu Diversity in Unternehmen konnten aufzeigen, dass durch vielfältig zusammengesetzte Teams und die Implementierung von Diversity die Fehlzeiten von Mitarbeiter*innen und auch die Personalfuktuation reduziert werden konnten. Diverse Teams zeichnen sich durch ein hohes Innovationspotenzial aus und tragen zum wirtschaftlichen Erfolg eines Unternehmens bei (vgl. Page Group 2016: 28). Die Erkenntnis, dass vielfältige Teams positive Effekte auf die Ziele der Einrichtungen haben, kommt auch im sozialen Bereich zum Tragen (vgl. hierzu AWO Soziale Dienste gGmbH 2014). Allerdings werden meist nur drei Diversity-Kriterien diskutiert und in die berufliche Praxis integriert: Geschlecht, Interkulturalität und Alter. Unter Geschlecht fällt in der Regel die Chancengleichheit von Männern und Frauen, d. h. Geschlecht wird häufig nur binär reflektiert. Die dem Geschlecht zugehörigen Dimensionen sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität kommen zwar vermehrt zum Tragen, werden aber nicht regelhaft inkludiert.

*„Eine diversitätsbewusste Jugendhilfe zeichnet sich dadurch aus, dass Heterogenität bei jungen Menschen als auch bei Kolleg*innen als Normalfall verstanden wird und Konstruktionen von Differenzen sichtbar gemacht werden. Teams von Kolleg*innen, die einen hohen Grad an Diversität aufweisen, profitieren davon, da sie ganz unterschiedliche Kompetenzen bündeln.“*
(Musa Dağdeviren 2018)

Ausgehend von der Annahme, dass offen lebende lesbische, schwule, trans* oder queere Betreuer*innen Coming-out Prozesse befördern, bzw. u. U. sogar erst ermöglichen, und so eine gesunde psychosoziale Entwicklung LSBT*I*Q Jugendlicher fördern, stellt sich die Frage, inwiefern dieser Aspekt von Diversity in den stationären Einrichtungen der Jugendhilfe zum Tragen kommt.

Wie bereits dargestellt, haben zwei männliche Bezugsbetreuer ihre von der Heteronormativität abweichende sexuelle Orientierung benannt. Ein Bezugsbetreuer beschreibt sich als schwul:

D-C.: *Ich glaube, was uns hier zu Gute kommt ist, so doof wie es klingt, dass ich in dem Moment jetzt noch der homosexuelle zusätzliche Betreuer bin. Und das wird hier vollkommen akzeptiert. Das ist auch bei uns im Team nie irgendwie ein Thema gewesen, dass das bei jemanden aneckt, nein. Ganz im Gegenteil. Auch hier wird das ganz alltäglich angesehen und man spricht wie über die Frau des Chefs, so auch über meinen Partner. Und das wünsche ich mir einfach für viele Teams. Dass da so eine Offenheit schon im Team gelebt wird, weil, so transportiert man das dann auch den Jugendlichen gegenüber. Es wäre etwas anderes, wenn wir es uns jetzt irgendwie aufstülpen müssten und aufzwingen würden. Und ich glaube, da bin in dem Moment ich mit meiner Homosexualität schon mal ein Zugewinn für das Team. #01:05#*

In dem angeführten Zitat wird deutlich, dass sich das Vorbildverhalten nicht an einer einzelnen Person festmachen lässt, sondern der wertschätzende Umgang mit (geschlechtlicher) Vielfalt im Team eine starke Wirkmächtigkeit bei den Jugendlichen entfalten kann. Wird geschlechtliche Vielfalt im Team als ‚Normalfall‘ gelebt, wird dies auch den Jugendlichen gespiegelt und vermittelt.

Ungeachtet dessen bleibt es den Fachkräften überlassen, inwiefern sie ihre sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität in das dyadische Erziehungsgeschehen einfließen lassen:

D-C.: *Das ist, erstmal nehme ich sie so an, wie sie sind und sie sollen mich als Betreuer so annehmen. Und mit der Zeit, wenn eine Beziehung wirklich aufgebaut ist, da geht das sehr viel um Beziehung und auch gegenseitiges Vertrauen, dann ist das etwas, was ich durchaus auch mal erwähnen kann. Aber nicht muss. #00:39#*

Das Offenlegen der eigenen normabweichenden sexuellen Orientierung der Bezugsperson kann eine wertvolle Unterstützung für das Coming-out des_der Jugendlich*en sein:

D-C.: *Und ich denke auch, dass das immer noch Scham besetzt ist, auch für Jugendliche. Da muss ich an den Beginn meiner Ausbildung denken, da hatte ich hier auch einen Jugendlichen, bei dem hatte ich einen starken Verdacht, dass er homosexuell sein könnte. Und er hat das aber auch einfach nicht angesprochen. Ich habe das dann so gemacht, dass ich irgendwann über mich und meinen Freund einfach erzählt habe. Jetzt keine zu privaten Details, aber ich rede ganz normal darüber, wie wenn jemand anderes erwähnen würde: Meine Frau, wir haben gestern das und das zusammen erlebt, rede ich über mich und meinen Partner. Wie eine ganz normale Beziehung. Und dann habe ich schon gemerkt: Ah, er ist sehr interessiert daran. Habe ihn dann auch Fragen stellen lassen, mit ihm darüber geredet [...]. Und dann hat er mich angelächelt, wurde erstmal hochrot und hat dann gesagt: „Ah, was denkst du jetzt über mich?“ Und dann habe ich gesagt: „Nichts. Du bist immer noch der Jugendliche wie vorher.“ Dann hat er gegrinst und wir haben nicht mehr darüber geredet. Aber in dem Moment war das irgendwie, ich habe so ein bisschen die Tür aufgemacht. Und dann kam er auch irgendwann einfach auf mich zu und hat, so wie ich ganz normal über meine Beziehung zu einem Mann rede, hat er dann erwähnt, ganz normal, [...] ganz natürlich davon erzählt, dass er jemanden kennengelernt hat und man sich inzwischen trifft. Und da war kein: Du musst dich jetzt unbedingt gezielt bei mir outen. Sondern es war jetzt einfach normal, dass du einen Mann triffst. #00:49 #*

In dem angeführten Zitat wird ein schwuler Coming-out-Prozess beschrieben, der von dem schwulen Betreuer ermöglicht wurde, indem er sich als Vorbild zur Verfügung stellte und so eine Normalität kommunizierte, die es dem Jugendlichen erlaubte, sich zu öffnen. Zuvorderst vermutete der Betreuer, dass der Jugendliche homosexuell sein könnte. Möglicherweise hat das Rekurrieren auf eigene Erfahrungen zu Selbstfindungsprozessen und Coming-out dem Betreuer rasch in die Lage versetzt, diesen unterdrückten Prozess des Jugendlichen zu erkennen. Indem der Betreuer dem Jugendlichen Einblick in seine Lebenswelt gewährte, legte er das Verborgene offen, machte es sichtbar – und erlebbar.

Der Jugendliche greift die Signale auf und beginnt, sich seiner Homosexualität zu nähern. Dabei formuliert er seine Angst vor Zurückweisung und Stigmatisierung. Es kann vermutet werden, dass der Jugendliche Abwertungen von Schwulen verinnerlicht hatte und diese seine Sorge vor Ablehnung nährte.

Indem der Betreuer formuliert, dass sich sein Bild von dem Jugendlichen durch diese Selbstbeschreibung nicht verändert habe, findet eine Normalisierung der Vielfalt statt, die es dem Jugendlichen ermöglicht, sich seiner selbst zu vergewissern.

Von zentraler Bedeutung ist, dass zwar dieser Zeitpunkt der Kommunikation von Betreuer*innen unabhängig von ihrer eigenen geschlechtlichen oder sexuellen Selbstbeschreibung aufgegriffen werden kann – Akzeptanz des Soseins des Jugendlichen. Aber die vorhergehende Kommunikation, die es dem Jugendlichen überhaupt erst ermöglichte, seine geschlechtliche Varianz für sich anzunehmen, bleibt cis-heterosexuellen Betreuer*innen verschlossen. Indem die Homosexualität des Betreuers sichtbar und mit Leben gefüllt wird, dient dieser als Rollenvorbild und erlaubt es dem Jugendlichen, ein positives Bild seiner Homosexualität zu entwickeln. Da im Coming-out-Prozess mögliche Ablehnungen antizipiert werden, könnten diese gegenüber cis-heterosexuellen Betreuer*innen eine größere Wirkmächtigkeit entfalten – denn sie repräsentieren letztlich auch jene Menschen, die sie ablehnen.

Der in dem angeführten Zitat dargestellte offene Umgang mit der eigenen Homosexualität scheint ein zentraler Gelingensfaktor für die Herstellung von geschlechtlicher Vielfalt als ‚Normalität‘ zu sein. Für ein positives Selbstbild, welches dann auch gegenüber dem/der Jugendlichen* kommuniziert werden kann, ist es notwendig, die eigene verinnerlichte Homo- oder Transnegativität zu bearbeiten. Das heißt, das Vorhandensein einer von der Heterosexualität abweichenden sexuellen Orientierung oder einer Transgeschlechtlichkeit alleine ist nicht hinreichend für eine positive Repräsentation der sexuellen und/oder geschlechtlichen Vielfalt. Vielmehr müssen verinnerlichte Homo- oder Transnegativität bearbeitet und bewältigt werden, um das eigene Sein wertzuschätzen.

B: *Und da ich selber in der Community vernetzt bin, und zwar doppelt. Also in meinem Leben (lacht) und gleichzeitig als Berater und Coach... #00:01:58#*

In dem angeführten Zitat konstatiert der Einrichtungsleiter, dass er „in seinem Leben in der Community vernetzt“ sei. Diese Formulierung öffnet einen Möglichkeitsraum,

schwul, bisexuell, pansexuell usw., der es der Fantasie des_der Betrachter*in überlässt, eine Antwort zu finden. Zugleich ist der interviewten Fachkraft daran gelegen, in der Einrichtung eine Wertschätzung für sexuelle Vielfalt zu etablieren:

B: *Bei uns in den Aufnahmestatuten, in den Richtlinien, in jedem Bewerbungsgespräch von Jugendlichen wird darauf hingewiesen, dass wir niemanden aufnehmen, der, was weiß ich, Randgruppen verfolgt, religiöser Art, sexueller Art, egal. Und dass wir uns als multikultureller und auch multisexueller (lacht) kann man jetzt nicht sagen, aber, also jeder darf so, wie er will. [...] Also wir hatten auch schon Jugendliche mit Stöckelschubsen. Also Männer. Das ist für uns, spielt für uns keine Rolle. [...] Das wird auch sehr offen kommuniziert. #00:08#*

Der Hinweis, dass sexuelle Vielfalt bereits in den Aufnahmestatuten bzw. in den Richtlinien der Einrichtung verankert ist und auf die Akzeptanz von sexueller Vielfalt bereits im Aufnahmegespräch hingewiesen wird, lässt eine strukturelle Einbettung von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt vermuten. Auch weist der Einrichtungsleiter darauf hin, dass keine Jugendlichen* aufgenommen werden, die andere Menschen, die einer „Randgruppe“ angehören, „verfolgen“. Eine vergleichbare strukturelle Einbettung konnten wir in keiner der anderen befragten Einrichtungen feststellen. Zugleich nutzt B für die Beschreibung eines schwulen Jugendlichen ein stark effeminiertes Bild als „Jugendlicher mit Stöckelschuhen“. Die Reproduktion stereotyper und vorurteilsbeladener Bilder schwuler Männer lässt vermuten, dass er sich in seiner sexuellen Orientierung abgrenzen will.

In der Einrichtung der stationären Jugendhilfe, in der die Interviews durchgeführt wurden, ist Diversity strukturell eingebettet, d. h. spiegelt sich auch in der Struktur des Teams wider:

B: *Wir haben jetzt einen Moslem eingestellt, [...]. Dem habe ich das im Bewerbungsgespräch auch gesagt. Ich habe gesagt: „Es kann dir auch passieren ...“, es ist ein sportlicher, junger Mann, ich habe gesagt: „Es kann dir auch passieren, dass du angegraben wirst von Frauen, von Männern, von allem, was lebt. [...] Damit musst du umgehen können, aber du darfst keine Unterschiede machen. Also, das ist für uns eben wichtig.“ #00:44:07#*

In dem Einstellungsverfahren wurde dem Bewerber die der Einrichtung zugrunde liegende ethische Richtlinie der Akzeptanz geschlechtlicher Vielfalt vermittelt. Die Anforderung der Akzeptanz geschlechtlicher Vielfalt wird dabei durch das mögliche

sexuelle Begehren der Jugendlichen transportiert. So könne der Betreuer Objekt sexuellen Begehrens von „Frauen, Männern, von allem, was lebt“ werden. Indem der Einrichtungsleiter die religiöse Zugehörigkeit des Bewerbers benennt („Moslem“), verweist er auf seine mögliche Sorge, dass eine Ablehnung von sexueller oder geschlechtlicher Vielfalt aus religiösen Gründen vorhanden sein könnte. Indem er weiterhin das sexuelle Begehren der Jugendlichen in den Vordergrund stellt, bezieht er sich auf mögliche Interaktionen der Jugendlichen, d. h. auf die berufliche Praxis, die den Bewerber erwarten könnte. Dadurch rückt das dyadische Erziehungsgeschehen in den Vordergrund und Diversity als strategisches pädagogisches Konzept rückt in den Hintergrund.

Die Spannbreite geschlechtlicher Vielfalt wird von der interviewten Fachkraft beschrieben mit: „Frauen, Männern, von allem, was lebt“. Diese Beschreibung geschlechtlicher und sexueller Vielfalt erlaubt es dem Adressaten, sich nicht detailliert mit dem Spektrum selbstbestimmter Beschreibungen geschlechtlicher Identitäten auseinandersetzen zu müssen. Diese Position können in der Regel nur Personen einnehmen, die entsprechend der Heteronorm, d. h. normkonform leben und keine konflikthafter Identitätsfindungsprozesse erlebt haben. So manifestiert diese Formulierung Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse, die in der sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Vielfalt begründet sind.

Zugleich zeigt B eine große Sensibilität für Diskriminierungspotenziale im Bereich der Jugendhilfe und setzt sich parteilich für die Jugendlichen ein:

B: [...] *ich habe, ich habe schon erlebt, dass Jugendliche extrem diskriminiert worden sind von Sozialarbeiterinnen, weil sie sich geoutet haben. Oder zu bestimmten Sexualpraktiken gestanden haben oder sonst irgendwas, und ich habe schon in Hilfeplangesprächen gesessen, wo die Jugendlichen gezwungen werden sollten, über ihre Sexualität zu berichten, wo ich gesagt habe: „Das ist kein Thema der Jugendhilfe. Das ist Intimbereich.“ #00:54:18#*

Der interviewte Einrichtungsleiter beschreibt in dem angeführten Zitat Diskriminierungen wegen der sexuellen Orientierung. Zugleich benennt er Diskriminierungen wegen bestimmter Sexualpraktiken, wodurch eine Analogie entsteht. Mit der Gleichsetzung von sexueller Orientierung und sexuellen Praktiken ist es ihm möglich, beide sexualitätsbezogenen Aspekte dem „Intimbereich“

zuzuordnen. Mit dieser Gleichsetzung wird jedoch der identitätsstiftende Aspekt eines homosexuellen Lebensentwurfs oder der Transgeschlechtlichkeit verschleiert, ebenso der damit einhergehende Minoritätenstress und die erlebten Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen. So kann es sein, dass genau dieser Aspekt von großer Bedeutung ist für die in dem Hilfeplan angeführten Maßnahmen, denn es geht um Schutz, Sicherheit und darum, eine gesunde psychosoziale Entwicklung des Jugendlichen zu ermöglichen.

Die Analyse der Interviews mit Blick auf das Vorbildverhalten der Erziehenden verdeutlicht insbesondere die Notwendigkeit und Bedeutsamkeit, verinnerlichte Homo- oder Transnegativität bearbeitet zu haben und eine positive Haltung gegenüber dem eigenen Sosein zu entwickeln. Erst dann kann eine Form von Normalität hergestellt werden, die es Jugendlichen im Coming-out ermöglicht, ihr eigenes Sosein positiv zu besetzen. Geschieht die Auseinandersetzung mit den verinnerlichten abwertenden Bildern von Lesben, Schwulen und Trans* nicht, kann die Ambivalenz zwischen der Abgrenzung des eigenen Soseins und der strukturellen Einbettung der Akzeptanz von Vielfalt nicht überwunden werden.

3.8 Reflexion der Rahmenbedingungen aus Sicht der Fachkräfte

Die von uns geführten Interviews mit Betreuer*innen, Bereichsleiter*innen und Einrichtungsleitungen hatten das Ziel, Informationen über die strukturellen Rahmenbedingungen zu gewinnen, mit denen die fremduntergebrachten Jugendlichen ihren Alltag bewältigen müssen. Vom Forschungsinteresse ist daher zu betrachten, inwiefern die besonderen Vulnerabilitäten, die lesbische, schwule, trans* oder queere Jugendliche mitbringen, in die strukturellen Rahmenbedingungen eingebettet sind.

Die Interviews zeigten, dass seitens der Fachkräfte ein besonderes Augenmerk auf dem dyadischen Erziehungsverhältnis liegt. Da die Jugendlichen meist aus dysfunktionalen familiären Verhältnissen kommen, war es vielen von ihnen nicht möglich, eine sichere Bindungsrepräsentation zu entwickeln. Durch die pädagogische Arbeit wird es ihnen ermöglicht, eine sichere Bindung zu erleben und sich so psychisch zu stabilisieren. Da das Erleben von und die Auseinandersetzung mit Sexualität, sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität ein wesentlicher Aspekt der psychosexuellen und psychosozialen Entwicklung der Jugendlichen

ist, spielt Sexualität in ihrer umfassenden Definition in allen Einrichtungen der Jugendhilfe eine zentrale Rolle. Zwar liegt in vielen Einrichtungen der Fokus auf der Sexualprävention, aber die angeführten Zitate verweisen auch darauf, dass der Begleitung in der Entwicklung einer selbstbestimmten Sexualität ebenfalls eine wesentliche Bedeutung beigemessen wird.

Daher wirft der Umstand, dass alle interviewten Fachkräfte berichten, in ihren Einrichtungen seien zwar pädagogische Konzepte für die Arbeit mit den Jugendlichen vorhanden, aber in keiner der befragten Einrichtungen gebe es ein explizites sexualpädagogisches Konzept, Fragen auf.

In allen Einrichtungen der stationären Jugendhilfe begegnen die Betreuer*innen Jugendlichen, die in ihrer geschlechtlichen Identität verunsichert sind oder aber bereits ein gefestigtes Selbstverständnis hinsichtlich ihrer (von der Heteronorm abweichenden) sexuellen Orientierung und/oder ihrer geschlechtlichen Identität haben. Im Regelfall wird das Coming-out als lesbisch, schwul oder trans* unterstützend begleitet. Obgleich die Interviewpartner*innen den Eindruck vermitteln, dass der Umgang mit geschlechtlicher Vielfalt zu ihrem ‚normalen‘ Erziehungsalltag gehört, finden sich in ihren Erzählungen vor allem Einzelfallbetrachtungen. Dieser Umstand lässt vermuten, dass geschlechtliche Vielfalt vor allem im Erziehungsgeschehen thematisiert wird und nicht strukturell eingebunden ist. In dem Erziehungsgeschehen ist den Erziehenden daran gelegen, den Jugendlichen zu vermitteln, dass ihre Homosexualität oder Transidentität ‚normal‘ sei und sie daher ‚gleich‘ behandelt würden. Indem Homosexualität oder Transgeschlechtlichkeit als ‚normaler‘ Aspekt der psychosexuellen Entwicklung betrachtet wird, kann einer Stigmatisierung entgegengewirkt werden. Zugleich birgt dieser pädagogische Ansatz das Risiko, dass die besonderen Vulnerabilitäten der Jugendlichen und die sich daraus ergebenden Anforderungen an die Einrichtungen nicht hinreichend berücksichtigt werden. So könnte beispielsweise ein besonders Schutzbedürfnis auch gegenüber den anderen jugendlichen Bewohner*innen nicht gesehen werden, ebenso könnten Fragen zu Coming-out und Selbstvergewisserung unbeantwortet bleiben. Auch wenn die Fachkräfte Diskriminierungen innerhalb der Wohngruppe gegenüber lesbischen, schwulen oder transgeschlechtlichen Jugendlichen wahrnehmen, zeigen sich unterschiedliche pädagogische Strategien im Umgang mit diesen: Sie reichen

von einem aktiven pädagogischen Einwirken in das Geschehen bis hin zu der Idee, dass die Gruppe als autopoietisches System (vgl. Luhmann 1987) sich immer wieder neu erschafft und ausbalanciert bzw. selbst repariert. So kann sich die diskriminierte Person als selbstwirksam erleben, indem sie in der Gruppe wirkt und mit den anderen kommuniziert. Der pädagogische Ansatz, die Wohngruppen als autopoietische Einheiten zu betrachten, erfordert allerdings insbesondere von den von Ausgrenzung oder Diskriminierung betroffenen lesbischen, schwulen oder trans* Jugendlichen ein erhöhtes Maß an psychischer Widerstandsfähigkeit, die möglicherweise jedoch zu dem gegebenen Zeitpunkt nicht vorhanden ist. Vielmehr liegt nahe, dass die betroffenen Jugendlichen im höchsten Maß vulnerabel sind, insbesondere wegen ihrer von der Heteronormativität abweichenden sexuellen oder geschlechtlichen Identität. Die angestrebte ‚Gleichbehandlung‘ beinhaltet daher, die besonderen Vulnerabilitäten und die sich daraus ergebenden Bedarfe und Bedürfnisse zu sehen und in das (sexual)pädagogische Konzept zu integrieren.

Weiterhin werden das Coming-out und/oder die Transidentität primär als individuelle biografische Entwicklungsprozesse erachtet und nicht gesellschaftlich kontextualisiert. Das impliziert, dass Effekte von Minoritätenstress, die sich beispielsweise in antizipativen Verhaltensweisen oder einer erhöhten Vulnerabilität der Jugendlichen ausdrücken, eher individualisiert werden („Der ist halt ein bisschen empfindlich“⁶) und nicht als Folge kontinuierlicher Diskriminierung interpretiert werden.

Eine fehlende strukturelle Einbettung des Themas zeigt sich auch in dem geringen Wissen über die besonderen Aspekte der lebensweltlichen Erfahrungen von LSBT*I*Q. So sind kaum Informationen über die rechtlichen Rahmenbedingungen beispielsweise für eine Personenstandsänderung, über medizinische Möglichkeiten hinsichtlich des Wunsches, den Körper dem geschlechtlichen Selbstverständnis anzugleichen, oder aber über die Effekte von Minoritätenstress auf die psychosoziale Entwicklung der Jugendlichen usw. vorhanden. Auch sind die Wohneinheiten entlang der binären Geschlechterkonstruktion ausgerichtet und in den Erzählungen finden

⁶ Das dem Forschungsprojekt zugrundeliegende Themenfeld wurde im Rahmen einer Teamsitzung einer Jugendhilfeeinrichtung vorgestellt und ‚Fälle‘ besprochen. In diesem Rahmen wurde ein*e trans* Jugendliche*e derart beschrieben.

sich häufig Beschreibungen, die von den Betroffenen als abwertend wahrgenommen werden. Indem zudem Homosexualität auf das gleichgeschlechtliche sexuelle Begehren reduziert wird, ist der Blick auf den identitätsstiftenden Aspekt von Homosexualität oder Transgeschlechtlichkeit versperrt. Der identitätsstiftende Moment wird befördert durch die Marginalisierungsprozesse und den Minoritätenstress, dem Lesben, Schwule, Bisexuelle, Trans* oder queere Menschen ausgesetzt sind. Diese Rahmenbedingungen prägen ihr alltägliches Leben und haben Effekte auf das Verhalten und die Psyche der Betroffenen. Daher kann es sehr sinnvoll sein, auf die besonderen Vulnerabilitäten und die sich daraus ergebenden Bedarfe im Hilfeplan einzugehen, d. h. die sexuelle Orientierung oder die Transgeschlechtlichkeit zu benennen.

Einige Interviewpartner*innen betten sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität in die Sexualprävention ein, die auch sexualisierte Gewalterfahrungen, Reproduktion, Verhütung und sexuell übertragbare Erkrankungen beinhaltet. Die Thematisierung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt im Kontext von Sexualprävention birgt allerdings die Gefahr, dass Sexualität vor allem über die Risiken, die mit sexuellen Handlungen verbunden sein können, verknüpft wird und möglicherweise sogar eine nicht notwendigerweise vorhandene Kausalität von normabweichender sexueller Orientierung und Erfahrungen von sexualisierter Gewalt hergestellt wird. Ein positives Erleben der eigenen (von der Heteronorm abweichenden) Sexualität könnte dadurch erschwert sein.

Auch die Art und Weise, wie über Transgeschlechtlichkeit oder Homosexualität gesprochen wird, könnte von den betroffenen Jugendlichen als wenig affirmativ und wertschätzend wahrgenommen werden. Der Sprache kommt als zentrales menschliches Kommunikationsmittel eine besondere Bedeutung zu. So werden mit Sprache Wirklichkeiten geschaffen, die sowohl Ablehnung als auch Akzeptanz und Wertschätzung beinhalten können. Beispielsweise kann mittels einer wertschätzenden Sprache ein Raum geschaffen werden, in dem Jugendliche ihre sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtsidentität positiv benennen, beschreiben und thematisieren können.

Die angeführten Zitate zeigen, dass die interviewten Fachkräfte umgangs- bzw. Alltagssprachliche Beschreibungen nutzen, um die Lebenssituationen ihrer betreuten

Jugendlichen darzustellen. So werden zum Beispiel umgangssprachlich oftmals ‚homosexuell‘ und ‚schwul‘ gleichgesetzt, obgleich Homosexualität jede Form gleichgeschlechtlichen Begehrens beschreibt, also schwules und lesbisches Begehren. Die Engführung von ‚homosexuell‘ und ‚schwul‘ wird von einigen Fachkräften übernommen, während nur einige wenige ‚homosexuell‘ für gleichgeschlechtliches Begehren jeglicher Geschlechtsidentität, also auch lesbisches Begehren, nutzen.

Auch wird beispielsweise die Beschreibung ‚Transsexualität‘ vor allem in einem medikalisierenden Kontext genutzt, der eng mit dem deutschen ‚Transsexuellengesetz‘ verknüpft ist. Obgleich Transgeschlechtlichkeit im gegenwärtig noch gültigen ICD 10 als eine Form der psychischen Störung angeführt wird, wird dem gegenüber Transgeschlechtlichkeit im neuen, ab 2021 gültigen ICD 11 unter dem Kapitel ‚Sexuelle Gesundheit‘ (ICD 11, 17) als ‚Geschlechtsinkongruenz‘ angeführt und somit entpathologisiert. Mit Geschlechtsinkongruenz wird dabei die empfundene Diskrepanz zwischen äußerem und innerem Erscheinungsbild beschrieben. Die Entpathologisierung entspricht dem Selbstverständnis vieler Trans*Personen, die lediglich eine Diskrepanz zwischen dem bei Geburt zugeordneten und dem selbstempfundenen Geschlecht sehen. Die meisten interviewten Fachkräfte nutzen dennoch die Formulierung ‚Transsexualität‘, d. h. der Diskurs um einen trans*affirmativen Sprachgebrauch spiegelt sich nicht in ihrem Sprachgebrauch wider.

Auch findet sich in den Interviews häufig die Beschreibung der Transitionsphase als ‚Geschlechtsumwandlung‘. Tatsächlich aber wird das Geschlecht nicht ‚umgewandelt‘, sondern ggf. der Körper durch hormonelle und/oder operative Eingriffe der selbstempfundenen Geschlechtsidentität angeglichen. Dieser Schritt ist deshalb notwendig, weil zum einen die Gesellschaft auf einer binären Geschlechterordnung beruht und zum anderen Vorstellungen darüber, wie ein Mann, wie eine Frau zu sein hat, eng mit der Vorstellung des Körpers verbunden sind. Nicht leibhaftig im selbstwahrgenommenen Geschlecht zu sein, kann eine Körperdysphorie bedingen, die bei den Betroffenen ein großes Leid verursacht. Durch hormonelle und operative Maßnahmen kann eine Angleichung erfolgen und damit das Leiden aufgelöst werden; d. h. dass die Geschlechtsangleichung einen wesentlichen Aspekt eines Heilungsprozesses darstellt. Umso bedeutsamer scheint

daher eine affirmative Sprache zu sein, d. h. von einer ‚körperlichen Angleichung an das Zielgeschlecht‘ zu sprechen.

Mit den verschiedenen operativen Eingriffen, die mit der Angleichung verbunden sein können, sind nur wenige interviewte Fachkräfte vertraut. Auch wissen nur wenige Fachkräfte, dass beispielsweise in den rechtlichen Vorgaben für eine Transition die Reproduktionsorgane nicht länger zwingend entfernt werden müssen. In einem angeführten Zitat beschreibt ein Bezugsbetreuer die nächsten operativen Schritte, die der von ihm betreute Jugendliche* gehen möchte: Mastektomie und Penoidaufbau. Die Entfernung der weiblichen Reproduktionsorgane beschreibt er als „ausräumen“; diese Formulierung lässt die Entfernung der weiblichen Reproduktionsorgane als wenig schwerwiegenden Eingriff erscheinen, vergleichbar mit dem Ausräumen des Kleiderschranks. Die abmildernde Formulierung „ausräumen“ kann jedoch gegenüber dem Jugendlichen* dienlich sein, dessen Sorgen und Ängste zu verringern. Auch liegt eine Analogie nahe zu dem ‚Aufräumen des Lebens‘, d. h. alles in Ordnung bringen, so dass es seine Richtigkeit hat. Zudem beschreibt ein* Betreuer*in den großen Leidensdruck, den der Jugendliche* verspürt, dieser möchte die Transition „endlich durch haben“. Und schließlich wird auch der Konflikt eines Jugendlichen, inwiefern er seine Transidentität gegenüber Dritten offenlegen muss oder soll, benannt. Die angeführten Beispiele zeigen, dass der_die Bezugsbetreuer*in nahe an dem_der Jugendlichen* ‚dran‘ ist und von diesem_dieser in die einzelnen Phasen der Transition einbezogen wird. Das lässt ein tiefes Vertrauen als Grundlage für das Betreuungsverhältnis vermuten und ist von großer Bedeutung, insbesondere wenn der_die Jugendliche* nicht volljährig ist. Denn der_die Betreuer*in ist dann meist diejenige Person, die auch als Vermittler*in zwischen Jugendliche*m und Eltern wirkt, da diese ihr Einverständnis für die Maßnahmen geben müssen. Weigern sich die Eltern, kann ggf. für diesen Schritt das elterliche Sorgerecht entzogen werden. Selten jedoch wird das Geschehen auf einer Meta-Ebene reflektiert, so dass mögliche Erlebens- und Entscheidungsräume den ‚betroffenen‘ Jugendlichen versperrt bleiben könnten. Zugleich bleibt den anderen Jugendlichen diese Lebenserfahrung und Lebenswelt möglicherweise gleichermaßen verschlossen, obgleich zu vermuten ist, dass deren Anteilnahme ihrer psychosexuellen Entwicklung zugutekäme.

Schließlich zeigt sich in den Gesprächen mit den Fachkräften, dass zwar Gruppenangebote bezüglich der Sexualprävention vorhanden sind, jedoch keine angeführt werden, die sich mit geschlechtlicher Vielfalt, Geschlechtsrollenzuschreibungen usw. befassen. Auch gibt es kaum Vernetzungen zu Einrichtungen der LSBT*I*Q Communitys, ebenso gibt es kaum einen proaktiven Informationsaustausch mit diesen Einrichtungen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass das dyadische Betreuungsverhältnis von den Fachkräften als wesentlich für das Gelingen einer gesunden psychosozialen Entwicklung der Jugendlichen gesehen wird. Das stellt hohe Anforderungen an die Fachlichkeit der Betreuer*innen, da sie befähigt sein müssen, gemeinsam mit dem_der Jugendlichen* eine sichere Bindung aufzubauen und diese wirken zu lassen. Coming-out oder Transitionsprozesse werden als Einzelfall betrachtet, der von den Betreuenden ein großes Engagement fordert, die Jugendlichen* in diesem Lebensabschnitt wertschätzend und akzeptierend zu begleiten. Besonders bedeutsam scheint dabei nicht nur die eigene Lebenserfahrung als lesbisch, schwul oder trans* zu sein, sondern vor allem der offene Umgang mit dem eigenen Sosein. Die Interviews legen nahe, dass durch die Sichtbarkeit der sexuellen Vielfalt diese auch für die Jugendlichen* lebbar wird und der Coming-out Prozess rascher stattfinden kann.

Schließlich zeigt sich in den Interviews, dass die Einrichtungen die Herausforderungen, die sich durch geschlechtliche Vielfalt ergeben könnten, wie beispielsweise ein trans-männliches Coming-out in einer Wohngruppe für Mädchen, noch nicht in die (sexual)pädagogischen Konzepte integriert haben und vielmehr entsprechend dem Einzelfall (re)agieren. Auch sind sie noch nicht mit den Herausforderungen vertraut, die sich durch die rechtlichen Veränderungen im Personenstandsgesetz, so die Geschlechtsbeschreibung ‚divers‘, ergeben könnten. Die Auseinandersetzung mit diesen Themen wird jedoch zukunftsweisend für die Einrichtungen sein.

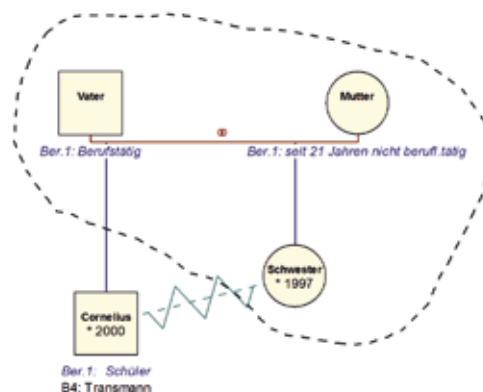
4. Lesbische, schwule und trans* Jugendliche in der Stationären Jugendhilfe – Erzählungen

4.1 Cornelius (18 Jahre alt, trans*männlich, hetero)

4.1.1 Aktuelle Lebenssituation von Cornelius

Cornelius lebt zum Zeitpunkt des Interviews seit einem halben Jahr in einer Wohngruppe für männliche Jugendliche. Er ist 18 Jahre alt und beschreibt sich als trans-männlich. Seine Eltern leben mit seiner drei Jahre älteren Schwester in einer drei Zimmer Wohnung. Er erzählt, dass er mit seinen Eltern und seiner Schwester in dieser Wohnung aufgewachsen sei. Seine Mutter sei nicht mehr berufstätig und sein Vater Arbeiter im Schichtdienst. Seine Schwester mache eine Ausbildung im Einzelhandel. Wegen Cornelius' nachlassenden schulischen Leistungen und Verhaltensauffälligkeiten hatte die Familie einen Familienhelfer. Dieser habe ihn bei seinem Wunsch, seine Herkunftsfamilie zu verlassen und in eine Wohngruppe zu ziehen, unterstützt. Mittlerweile hat Cornelius wenig Kontakt zu seiner Herkunftsfamilie.

Abbildung: Genogramm Cornelius



Anmerkung Genogramm: ‚Ber‘ steht für Beruf, ‚B‘ steht für herausgehobene Merkmale:

In den Erzählungen von Cornelius finden sich zwei miteinander verwobene Narrative: Das erste, und für ihn relevantere, bezieht sich auf seine Sorge, in seiner Herkunftsfamilie nur wenig Bildungschancen zu haben. Dieses Narrativ ist eng verknüpft mit seiner Auseinandersetzung um Vorstellungen über die Lebensentwürfe von Frauen, die sich in den Lebensläufen seiner Schwester und Mutter spiegeln. Cornelius befürchtet, im sozialen Milieu seiner Familie verbleiben zu müssen, wenn er sich nicht von dieser löst. Das zweite Narrativ befasst sich mit der Entwicklung seiner trans*männlichen Identität und seiner Selbstwahrnehmung. Beide Narrative werden miteinander verwoben, indem Cornelius in eine Einrichtung der Jugendhilfe zieht. Vordergründig überlagert hier das Narrativ zu seinem Bestreben nach Bildung und zu dem Konflikt um weibliche Geschlechtsrollenerwartungen das Narrativ zu der Entfaltung seiner Trans*Identität.

4.1.2 Gründe für die Fremdunterbringung

In dem Interview benennt Cornelius mehrere Gründe für seinen Wunsch, in einer betreuten Wohngruppe leben zu wollen: Ein bedeutsamer Grund hierfür seien die Konflikte in seiner Herkunftsfamilie: Cornelius' Auffassung nach hätten die Eltern tiefgreifende Ehekonflikte, in die die Kinder einbezogen worden seien. Den aus seiner Sicht beschriebenen Problemen seiner Eltern und der konflikthafter Beziehung mit seiner Schwester wollte er sich entziehen, um so die Möglichkeit zu haben, sich stärker auf die eigene Entwicklung zu konzentrieren. Cornelius hatte den Eindruck, dass seine Probleme und Sorgen Zuhause keinen Anklang gefunden hätten. Die Lebenssituation in der elterlichen Wohnung beschreibt er zudem als für ihn beengend: So habe die Herkunftsfamilie zu viert in einer 3-Zimmer-Wohnung gewohnt, die Eltern hätten im Wohnzimmer geschlafen, er und seine Schwester hätten aber eigene Zimmer gehabt. Dennoch hätten sich alle ein Bad teilen müssen, so dass insgesamt die Privatsphäre der einzelnen Familienmitglieder sehr eingeschränkt gewesen sei.

C: Ich wollte mich um meine eigenen Probleme kümmern und nicht um die meiner Eltern. Also meine Eltern haben auch irgendwelche Probleme und ich wollte mich auf mich konzentrieren und meine Eltern sind keine schlechten Menschen, aber ich konnte mit denen nicht reden, wenn irgendwas ist, deswegen hab ich mich entschieden, in so eine Wohngruppe zu gehen. #00:04:20#

Das angeführte Zitat legt nahe, dass Cornelius den Eindruck hatte, nicht mit seinen Eltern über seine Probleme sprechen zu können. Die Formulierung „meine Eltern sind keine schlechten Menschen, aber [...]“ deutet darauf hin, dass er ein ambivalentes Verhältnis zu diesen hat: Einerseits betrachtet er sie mit einem kritischen Blick, insbesondere bezüglich ihrer Konflikte und Probleme; infolgedessen seien seine Eltern für seine Themen und Probleme nicht zugänglich gewesen. Andererseits möchte er sie nicht nur als „schlechte Menschen“ beschreiben, sondern eröffnet die Möglichkeit, dass sie auch ungeachtet ihrer Konflikte gute Seiten hätten. Mit der sprachlichen Wendung hin zu dem „aber“ wird diese Möglichkeit jedoch abgemildert, so dass sein wohlwollender Blick auf die Eltern sogleich relativiert wird. Es liegt nahe, dass genau das „aber...“ zu seiner Überlegung beigetragen hat, eine Fremdunterbringung in Erwägung zu ziehen. Da Cornelius letztlich den Entschluss fasste, in eine betreute Wohngruppe zu gehen, um sich auf sich selbst zu konzentrieren, verdeutlicht allerdings auch, dass es ihm überaus wichtig gewesen wäre, von seinen Eltern ‚gesehen‘ zu werden. Seine Entscheidung, die elterliche Wohnung zu verlassen, deutet daher sowohl auf eine hohe Frustration als auch auf ein hohes Maß an Selbstfürsorge hin. Durch den Umstand, dass die Fremdunterbringung auch erfolgreich war, erlebt er sich zudem als selbstwirksam. Die Fähigkeit zur Selbstfürsorge und das Erleben von Selbstwirksamkeit⁷ sind zwei bedeutende psychosoziale Ressourcen für Cornelius.

Die beengten Wohnverhältnisse können ebenfalls dazu beigetragen haben, dass Cornelius die familiäre Situation als für ihn überaus belastend wahrgenommen hat. Es liegt nahe, dass ein geteiltes Bad mit einer älteren Schwester die Entwicklung und Entfaltung einer männlichen Identität und Intimität erschwert hat. Außerdem ist anzunehmen, dass er alleine durch die beengten Wohnverhältnisse den Konflikten seiner Eltern wiederholt ausgesetzt war, sei es als Zeuge oder als ein Kind, das hineingezogen worden ist. Da er die Situation zuhause nicht ändern konnte, war es ihm auch nicht möglich, sich als selbstwirksam zu erleben. So hätten die familiären Verhältnisse negative Auswirkungen auf seine schulischen Leistungen gehabt. Der

⁷ Die Möglichkeit, sich als selbstwirksam zu erleben, bezieht sich auf die eigene Überzeugung, dass ein Mensch fähig ist, z. B. etwas erlernen zu können oder eine bestimmte Aufgabe ausführen zu können (vgl. Stangl, 2019).

Familienhelfer sei in die Familie gekommen, weil Cornelius' Schulabschluss gefährdet gewesen sei. In den konflikthaften und beengten Umständen sei es ihm nicht möglich gewesen, seine schulischen Leistungen auch zu seiner eigenen Zufriedenheit und Erwartung zu erfüllen.

C: *Ja, dass es mir gut geht und so. Ich muss auf mich achten und nicht auf die Sachen meiner Eltern, so [...]. Außerdem bin ich zu Hause nie zur Ruhe gekommen, weshalb ich mich auch bei manchen Sachen in der Schule, manche Sachen sind ja nur Fleißarbeit. [...] Ja und die konnte ich zu Hause nicht machen, weil ich dann nicht zur Ruhe gekommen bin. Nachdem ich jetzt in der Wohngruppe bin, mache ich so, mache ich halt diese Fleißarbeit und bin dadurch auch besser in der Schule. #00:33:21#*

In dem angeführten Zitat wird deutlich, dass er sich als intellektuell so gut positioniert einschätzt, dass bestimmte schulische Anforderungen für ihn keine Herausforderung, sondern eher „Fleißarbeit“ gewesen seien. Dennoch habe er diese nicht erbringen können, was er auf seine Lebenssituation in der Herkunftsfamilie zurückführt. Auch zeigt das Zitat sein Bestreben nach Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Bildung, das er wegen der angespannten Situation zuhause nicht verwirklichen konnte und somit u. a. seinen Wunsch nach einer Fremdunterbringung begründete. Die passive Formulierung „bin ich zu Hause nie zur Ruhe gekommen“ legt nahe, dass er sich der Situation ausgeliefert gefühlt hat und daher nicht erfahren konnte, schwierige Situationen aus eigener Kraft zu bewältigen; so war es ihm nicht möglich, sich innerhalb des familiären Systems als selbstwirksam zu erleben.

Zudem wurde möglicherweise seine Wahrnehmung als intellektuell gut positionierter Mensch nicht ausreichend von seiner Familie gefördert bzw. wertgeschätzt. Stattdessen wurde ihm eine Lebenswelt vermittelt, die ihm für sich nicht angemessen erschien: Seine Mutter sei nicht erwerbstätig und der Vater sei Schichtarbeiter. In seiner lebensweltlichen Kritik richtet er seinen Blick vor allem auf den Lebensentwurf seiner Mutter:

C: *[...] meine Mutter hätte nicht aufhören sollen zu arbeiten. Weil sie jetzt halt einfach nichts hat, so, also meine Schwester ist ja schon groß. Ich bin ausgezogen. Und vorher war halt so, waren die Kinder so ihr Lebenssinn so ein bisschen. Jetzt gerade ist es so, die weiß nicht, was sie machen soll. #00:50:03-2#*

In diesem Zitat kritisiert er die Entscheidung seiner Mutter, vor allem für die Kinder da sein zu wollen, mit der Folge, dass sie nun Angst habe, ihre Kinder zu verlieren. Es kann angenommen werden, dass er seine Mutter zum Zeitpunkt des Interviews als stark verunsichert wahrnimmt, weil er nicht mehr zu Hause wohnt und seine Schwester schon „groß“ sei. In der Kritik an dem Lebensentwurf seiner Mutter drückt sich auch Cornelius' kritische Auseinandersetzung mit den Geschlechtsrollenerwartungen an Frauen in dem traditionellen Milieu aus. Seine Schwester mit ihrer Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau und seine erwerbslose Mutter verkörpern traditionelle Bilder weiblicher Lebensläufe, denen Cornelius entgehen möchte. Sein Wunsch nach Autonomie, Unabhängigkeit und Bildung könnte daher vor allem als Ausdruck seines Emanzipationsbestrebens gelesen werden. Seine Emanzipationsbestrebungen sind eng verwoben mit den Geschlechtsrollenerwartungen und Beziehungskonstellationen (Einverdienerehe), die sich auch im traditionellen Milieu finden. Das traditionelle Milieu (vgl. Sinus Milieu) ist charakterisiert durch ein ‚Gefangensein‘ in der traditionellen Arbeiterkultur, durch den Wertekanon von Sparsamkeit und Anpassung an die Notwendigkeiten. Zugleich erleben Angehörige des traditionellen Milieus ein zunehmendes Gefühl von Resignation und Abgehängtsein.

In Cornelius' Herkunftsfamilie kommt eine Gemengelage von traditionellen Werten und Geschlechtsrollenzuschreibungen zum Tragen, mit denen er sich kritisch auseinandersetzt und die er für sich ablehnt. Daher möchte er sich verselbstständigen und strebt das Milieu der bürgerlichen Mitte an, in welchem er sich beruflich und sozial etablieren möchte. Das ist möglicherweise auch einer der Gründe für seinen hohen Leistungsanspruch an sich selbst. Sein Wunsch, sich zu verselbstständigen, zeigt sich in der Auseinandersetzung um Aufgaben im Haushalt: Er wollte alltägliche Aufgaben im Haushalt erlernen wie Putzen und Kochen. Als er noch mit seinen Eltern zusammenwohnte, wurde ihm das versagt:

C: Ja. Damit ich da auch selbstständiger werde. Putzen, kochen, das musste ich zu Hause gar nicht. Ich musste nichts machen. Ich wusste nicht, wie man Wäsche wäscht, keine Ahnung, wusste ich nicht. Jetzt weiß ich es, aber... #00:04:33#

Die Formulierung „ich musste nichts machen“ verweist auf seine Wahrnehmung, dass seine Mutter ihn nicht hinreichend dahingehend unterstützt habe, selbstständig zu werden. Um der Vorstellung seines eigenen Lebensentwurfs zu entsprechen und

sich als selbstwirksam zu erleben, hätte er es sich gewünscht und gebraucht, auch in Haushaltsaufgaben einbezogen zu werden.

Andererseits zeigt es eine große elterliche Fürsorge, die den Kindern den Freiraum gibt, sich nicht an der Aufrechterhaltung des Haushalts beteiligen zu müssen. Die Nicht-Verselbstständigung von Cornelius und seiner Schwester bestärkt allerdings auch die Annahme einer hohen Abhängigkeit der Mutter von ihren Kindern. Vermutlich spielen auch die Ehekonflikte der Eltern hier eine Rolle, in deren Folge sich die Mutter verstärkt den Kindern zuwandte. Es kann daher vermutet werden, dass die Ehekonflikte Ausdruck einer Entfremdung zwischen den Eheleuten sind und Cornelius' Mutter in der partnerschaftlichen Beziehung zu ihrem Ehemann keinen fruchtbaren Boden mehr sah. Ihre Fokussierung auf die Kinder, ohne zugleich die Ehekonflikte zu bearbeiten bzw. die partnerschaftliche Beziehung zu gestalten, können eine Angst vor Einsamkeit evozieren, die mit dem möglichen Auszug der Kinder einhergeht. Sobald ihre Kinder ausgezogen sind, wäre die Mutter mit den Konflikten zwischen sich und ihrem Mann alleine geblieben. Der Lebenssinn, sich um ihre Kinder kümmern zu können und nicht alleine mit ihrem Ehemann zu sein, bleibt bestehen, indem die Kinder weiterhin auf sie angewiesen sind. Cornelius' wiederholte Aussage, „wusste ich nicht“ lässt vermuten, dass er die Situation als für ihn unverständlich und frustrierend wahrnahm. Erneut kritisiert er das Verhalten der Mutter, ihre Kinder nicht in die Selbstständigkeit entlassen zu haben. In seiner Kritik an dem Lebensentwurf seiner Mutter antizipiert Cornelius deren Angst vor Einsamkeit und dem Verlust ihres Lebenssinns. Es liegt nahe, dass seine Empathie für die Ängste seiner Mutter bei ihm ein Gefühl von Ohnmacht und Wut auslöst, was letztlich in seinem Unverständnis für das elterliche Lebensmodell mündet.

Hinsichtlich seiner männlichen Identitätsentwicklung hätten seine Eltern ihn zwar unterstützt, jedoch habe seine Schwester seine Transidentität nicht akzeptieren können. Die Ablehnung seiner Schwester erklärt er sich durch das Geschwisterverhältnis, welches dadurch geprägt sei, dass seine Schwester nicht in gleichem Maß wie er Wertschätzung und Anerkennung durch die Eltern erfahren habe:

C: Ich glaube meine Eltern haben den Fehler gemacht, dass sie, als meine Schwester und als ich geboren wurde, meiner Schwester nicht gesagt haben: „Wir haben dich genauso lieb“, sondern dass die halt einfach nur gesagt haben: „Hör auf.“ Also meine Schwester hat mich früher immer

geschlagen, als ich klein war. Also jetzt nicht schlimm, aber die hat halt diesen Neid. Das hat die immer noch. Ich glaube meine, ich glaube, ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube meine Eltern haben nie dann irgendwie dann so gesagt: „Ja, nein, wir haben dich genauso lieb“ und so etwas. Weil, das ist ja als Kind normal, wenn da ein kleines Geschwisterchen kommt, dass das dann neidisch ist. Aber meine Eltern sind nicht richtig damit umgegangen [...]. #00:50#

Cornelius beschreibt ein bereits länger anhaltendes konflikthafte Geschwisterverhältnis und versucht Erklärungen dafür zu finden. Er vermutet, das schwierige Verhältnis zu seiner Schwester sei darin begründet, dass diese sich in der emotionalen Zuwendung ihrer Eltern nachteilig behandelt gefühlt habe. Es liegt nahe, dass seine Schwester als Erstgeborene bereits sehr früh das Gefühl hatte, der damals als jüngere „Schwester“ neugeborene Cornelius bekäme mehr Zuwendung als sie, und dass sie ihn daher heute immer noch als ‚Problem‘ sieht. Seine Schwester habe ihn als Kind immer geschlagen, was er als Reaktion auf die wahrgenommene Ungleichbehandlung durch die Eltern zurückführt. Er sagt, „das hat die heute immer noch“, was vermuten lässt, dass seine Schwester ihre Wut, die sich eigentlich gegen die Eltern richten müsste, auf Cornelius umlenkt und infolgedessen auch eine Abneigung gegen seine Transidentität empfindet. Durch sein äußeres Coming-out habe er aus ihrer Sicht ein weiteres Mal mehr Aufmerksamkeit von den Eltern bekommen und deren ‚elterliche Ressourcen‘ in Anspruch genommen. Das könnte dazu beigetragen haben, dass sie seiner Transidentität ablehnend gegenübersteht und ihn abwertet, damit ihre Wut überhaupt einen Raum bekommt. Infolge seines Erklärungsmodells für das konflikthafte Geschwisterverhältnis wirft er seinen Eltern erneut ein Versagen in ihrer Erziehungskompetenz vor. Diese kritische Haltung unterstützt seine Versuche, sich von diesen vollumfänglich abzugrenzen.

Da das konflikthafte Geschwisterverhältnis in der Abwertung seiner Transidentität kulminiert, ist neben dem Ziel, sich Bildungschancen zu ermöglichen, auch dies ein zentraler Grund für den Wunsch, seine Herkunftsfamilie zu verlassen. So habe seine Schwester ihn weiterhin mit seinem weiblichen „Deadname“⁸ angesprochen und

⁸ Mit dem Begriff *Deadname* wird der abgelegte Name einer trans*Person bezeichnet – *Deadnaming* bedeutet das Ansprechen einer trans*Person mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen Namen.

ihn in Situationen, in denen er nicht anwesend war, gegenüber Dritten als „krank“ bezeichnet:

C: [...] *Meine Schwester, die hat das nicht akzeptiert. Sie hat immer, also sie akzeptiert das im Inneren irgendwie schon, aber irgendwie auch nicht. Ich weiß es nicht. Die hat mich immer mit dem anderen Namen angesprochen. Und jetzt erst fängt sie so langsam an, mal meinen jetzigen Namen, also meinen, zu nennen und so. Aber vorher hat die das, die hat mich beleidigt, keine Ahnung, solche Sachen. Die ist ausgerastet, aber meine Schwester ist so. Die war schon immer schwierig. Und die versteht vieles nicht. Und sie sagt zu mir: „Ja, ich will das versuchen, dass ich dich dann so nenne.“ und blablabla, aber im Endeffekt tut sie es doch nicht und hinter meinem Rücken hat sie dann, vorher hatte ich so einen Familienhelfer und hinter meinem Rücken hat sie dann mit dem geredet, dass sie das krank findet und keine Ahnung. #00:05:50#*

Cornelius beschreibt in dem Interview mehrere Situationen, in denen sich seine Schwester übergriffig und abwertend verhalten und ihn in Form von Beleidigungen pathologisiert habe. Seine Äußerung, „sie akzeptiert das im Inneren irgendwie schon, aber irgendwie auch nicht“, legt nahe, dass Cornelius vermutet, die Ablehnung sei vorrangig in dem konflikthafter Geschwisterverhältnis begründet und weniger in einer originären Ablehnung von Transidentität. Auch deutet diese Formulierung auf einen milden, verzeihenden Blick auf seine Schwester. Das lässt vermuten, dass er ihr Verhalten vor allem auf die mangelnde Erziehungskompetenz der Eltern zurückzuführen und sie so nicht in voller Verantwortung für ihr Handeln sieht. Auch könnte sich seine Schwester alleingelassen gefühlt haben, weil sie durch seine Transidentität ihre „Schwester“ verloren habe, die sie z. B. in Konflikten mit ihren Eltern hätte unterstützen können. Da Cornelius im Zusammenhang mit den Konflikten innerhalb der Familie nicht über seinen Vater spricht, sondern sich vor allem auf seine Mutter bezieht, kann vermutet werden, dass es sich hierbei um ein triadisches Konfliktverhältnis innerhalb der weiblichen familiären Linie handelt. Mit der Transition wird die Triade aufgelöst. Vermutlich empfindet Cornelius' Schwester seine Transition als eine Art ‚Verrat am Geschlecht‘, da sie sich im Stich gelassen fühlt. Ihre Wut auf ihn wäre nicht länger eine umgeleitete Wut, sondern wäre Ausdruck ihrer Ohnmacht und des Gefühls, von ihm alleine gelassen worden zu sein im Konfliktverhältnis mit der Mutter. Auch wenn Cornelius einen milden Blick auf seine Schwester hat, ist es für ihn bedeutsam, sich abzugrenzen, indem er seine

intellektuellen Entwicklungspotenziale betont und diese Entwicklungsräume weder seiner Schwester noch seiner Mutter zuordnet. Infolgedessen kann vermutet werden, dass sich Cornelius sowohl seiner Schwester als auch seiner Mutter gegenüber als intellektuell überlegen erachtet.

Auf die Nachfrage, wie sich die Eltern zu dem konflikthaften Geschwisterverhältnis verhalten hätten, antwortete Cornelius, dass sie sich erst selbst mit der neuen Situation vertraut machen mussten und ihn daher im Konflikt mit der Schwester nicht hinreichend unterstützen konnten. Es sei ihnen schwergefallen, den Äußerungen seiner Schwester etwas entgegenzusetzen. Sowohl für seine Mutter als auch für seine Schwester zeigt Cornelius erneut Verständnis:

C: *Die waren halt immer in der Mitte. Das war halt bisschen schwierig für die. Weil meine Schwester das nicht akzeptiert hat, und wenn meine Schwester mich halt so angesprochen hat und meine Mutter z. B. mit uns beiden geredet hat, dann war für sie schwierig, die ganze Zeit umzuswitchen, weil, sie will sich ja auf, also sie findet es falsch, was meine Schwester gemacht hat, oder macht, aber sie kann ja schlecht sagen: „Ja...“, zu meiner Schwester, „Ja, hör auf.“ Blablabla. Das kann sie irgendwie nicht, keine Ahnung. Das war bisschen schwierig für sie, aber, ja. #00:06:50#*

Das Zitat zeigt erneut das ambivalente Verhältnis von Cornelius zu seinen Eltern auf. Einerseits offenbart er einen nachsichtigen Blick, andererseits relativiert er diesen durch die sprachliche Wendung, „... aber, ja“, und „Blablabla“. Auch beschreibt er in dem angeführten Zitat seine Mutter als eine Person, der es schwerfällt, Grenzen zu setzen, auch gegenüber seiner Schwester. Die anschließende Äußerung „Blablabla“ spiegelt eine Hilflosigkeit im Umgang mit der Situation und wirkt zugleich abwertend gegenüber der wahrgenommenen Hilflosigkeit der Mutter. So kann vermutet werden, dass Cornelius das Gefühl hatte, seine Mutter könne ihn nicht hinreichend unterstützen, weil sie sich einerseits erst mit seiner Transidentität vertraut machen müsse und andererseits nicht fähig sei, Grenzen zu setzen und so dem Verhalten seiner Schwester Einhalt zu gebieten. Es liegt nahe, dass ihre Verunsicherung auch in dem Bedürfnis begründet sein kann, ihre Kinder nicht verlieren zu wollen.

In Cornelius' Erzählung wird deutlich, dass sich seine Mutter gegen das gewalttätige Verhalten seiner Schwester gegenüber der jüngeren ‚Schwester‘ positioniert, aber

sich nicht gegen das abwertende Verhalten der Schwester stellt, wenn es um seine Transidentität geht. Ihre fehlende Positionierung kann nach Cornelius Erwägung vor allem Ausdruck ihrer eigenen Verunsicherung sein oder sogar eine Parteilichkeit für die Schwester darstellen, d. h., dass sie möglicherweise deren Ablehnung teilt. Ein weiterer Grund für die fehlende Positionierung der Mutter könnte darin liegen, dass Cornelius' Transidentität von der Mutter auch als eine Form des eigenen (erzieherischen) Versagens gewertet werden könnte und diese sich daher nicht in den Konflikt einmischt, aus Angst, erneut etwas ‚falsch‘ zu machen. Da sie mit der Transition eine ‚Tochter‘ ‚verloren‘ hat, möchte sie jetzt nicht auch noch eine weitere Tochter verlieren. Diese Vermutung verweist letztlich erneut auf das triadische Konfliktverhältnis innerhalb der weiblichen Linie der Familie, das mit der Transition zwar als Triade aufgelöst wurde, aber nach wie vor wirksam ist.

In dem Interview wirkt Cornelius sehr reflektiert hinsichtlich seiner familiären Lebenssituation und den Konflikt dynamiken. Dabei zeigt sich eine Ambivalenz zwischen einem nachsichtigen Blick auf die Verhaltensweisen der Schwester und insbesondere der Mutter, und seiner eigenen Verletzbarkeit: So setzt er seine intellektuelle Überlegenheit als Schutz für seine Verletzbarkeit ein, ebenso die abwertende Phrase „Blablabla“, um mögliche Handlungsräume zu umschreiben. Indem Cornelius sich abgrenzt, betont er sein Streben nach Autonomie. Auch diese kann eine Ressource sein, seine Vulnerabilität zu schützen.

Wie bereits angedeutet, zeigt sich in der Konflikt dynamik eine Dreiecks konstellation: Das Schema des sog. „Drama-Dreiecks“ (vgl. Schlegel 2002: 44 f.) lässt sich hierauf übertragen. Mit dem Drama-Dreieck wird ein Beziehungsmuster beschrieben, in dem Nähe und Distanz reguliert werden. Meist sind drei Personen involviert, die jeweils eine bestimmte Rolle einnehmen: Die Verfolger*in (oder Täter*in), die Retter*in und das Opfer. Die in dem Beziehungsmuster angelegten Rollen können zwar grundsätzlich wechseln, was aber in der beschriebenen Dynamik nicht gegeben ist. Die ‚Verfolger*in‘ neigt dazu, wichtige Dinge anzusprechen, andere zurechtzuweisen und vorwurfsvoll zu sein. Diese Rolle nimmt die Schwester ein, die Cornelius ‚verfolgt‘, kritisiert und als Kind misshandelt hat. Die Retter*in eilt zu Hilfe, in Cornelius' Familie die Mutter, und erwartet, dass die anderen das Problem ohne ihre Hilfe nicht lösen können. Sie musste sich positionieren und nahm eine parteiliche Haltung für Cornelius ein,

solange er noch die jüngere ‚Schwester‘ war. Die Mutter forderte die ältere Schwester auf, ihr Verhalten zu beenden. Da das ‚Opfer‘ (Cornelius) jünger war und gegenüber seiner Schwester auch physisch unterlegen wirkte, hatte es den Anschein, als ob es auf die Parteilichkeit und Unterstützung der Mutter angewiesen sei. Indem jede Person ihre ‚Rolle‘ in dem Drama-Dreieck ausfüllt, wird das System stabilisiert. Durch den Auszug und die Auflösung der Geschlechterkomponente destabilisiert Cornelius das Drama-Dreieck. Mit der Veränderung werden auch die Positionen der anderen Beteiligten destabilisiert. So kann es sein, dass diese unbewusst versuchen, die ‚ausgestiegene‘ Person zurückzuziehen in die vorherige Rolle, damit sie selbst ihre Positionen in dem Gefüge nicht verlieren. Seine Schwester versucht erneut, ihn in die Opferrolle zu drängen, indem sie Transidentität abwertet. Seine Mutter allerdings hat in dieser Situation auch eher die Position einer ‚Verfolger*in‘ inne, da sie selbst noch eine Haltung zu seiner Transidentität finden muss und daher (noch) nicht die Rolle der ‚Retter*in‘ einnehmen kann. Es liegt ebenfalls nahe, dass seine Schwester ihre Rolle als ‚Verfolger*in‘ verinnerlicht hat und daher vor allem auf Cornelius und seine Transidentität fokussiert. Eine Öffnung ihres Blicks auf die familiären Strukturen und die Rolle insbesondere ihrer Mutter in der Konfliktodynamik scheint zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht möglich zu sein. Allerdings kann auch vermutet werden, dass Cornelius seine ‚Opferrolle‘ gleichermaßen verinnerlicht hatte und seine offene und massive Kritik an seiner Mutter auch darin begründet sein kann, dass diese gegenwärtig ihre ‚Retterinnen-Rolle‘ nicht einnimmt.

4.1.3 Coming-out Prozess

Cornelius‘ Verhalten wurde von Dritten als ‚auffällig‘ wahrgenommen, insbesondere weil seine schulischen Leistungen stark nachgelassen hätten. In einer psychologischen Begutachtung wurde bei ihm eine Depression mit einhergehender Sozialphobie diagnostiziert. Aus diesem Grund verbrachte er mehrere Monate in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. In dieser Zeit sei ihm bewusst geworden, dass er transident sei, er beschreibt seinen ersten Klinikaufenthalt als „Zeit der Selbstfindung“. In der Klinik habe er erstmals seine Transidentität gegenüber einer Zimmernachbarin und anschließend gegenüber seinem Betreuer und der zuständigen Therapeutin verbalisiert. Von dort aus wurden die ersten Schritte hinsichtlich des Transitionsprozesses in die Wege geleitet:

C: *Ich habe das für mich entschieden, als ich 2016, oder Ende 2015, Anfang 2016 bis Mitte 2016, glaube ich, in der Klinik war, in der KJP. Und da habe ich ja so Therapie gehabt und blablabla, aber nur wegen Depressionen und sozialer Phobie am Anfang. Und da habe ich viel nachgedacht und so und habe das aber erstmal nur meiner Zimmernachbarin gesagt. Danach einem, also meinem Bezugsbetreuer dort. [...] Und dann mit meiner Therapeutin darüber geredet und dann wurde ich aber auch wieder entlassen. Aber die hatten mir vorher einen Termin bei diesem Spezialarzt da in der Uniklinik gegeben. #00:27:47#*

Hier verwendet er erneut den Ausdruck „blablabla“, wobei er jetzt die Phrase einsetzt, um eine tiefergehende Erläuterung seiner psychischen Verfasstheit zu vermeiden. Möglicherweise ist dieser Lebensabschnitt der Selbstfindung und die damit einhergehende psychische Labilität für ihn schambesetzt, so dass er die Erfahrungen, die er dort machen musste, nicht erneut besprechen will oder kann. Da er seine Zeit in der KJP auch als Zeit der Selbstfindung beschreibt, kann angenommen werden, dass er sich in der Klinik insofern aufgehoben fühlte, als seine Themen dort im Gegensatz zu seinem Elternhaus nicht nur Anklang fanden, sondern er darin unterstützt wurde, seinem Geschlechtsempfinden Raum zu geben. Über seinen ersten Aufenthalt in der KJP konnte er selbst entscheiden. Da Cornelius erneut unter Depressionen litt, wurde er wieder in der Kinder- und Jugendpsychiatrie behandelt. Aus seinen Erzählungen geht hervor, dass er über seinen zweiten Aufenthalt nicht länger selbst entscheiden konnte:

C: *Und da hatte ich da Termine bei dem und habe mit ihm geredet und solche Sachen. Das war so das, der ausschlaggebende Punkt, weil ich da zur Ruhe kam, in der Klinik und dann viel über mich selbst nachgedacht habe und so etwas [...]. #00:28:32#*

C: *Aber es gab einen Punkt nochmal, wo, weshalb ich nochmal 2017 in der Klinik war. Das hat auch etwas mit der Trans*sache zu tun. Weil, ich hatte von Ende 2016 bis Ende 2017 eine Freundin und am Ende lief es nicht mehr so gut und die hat mich verlassen und mich nach einer Woche ersetzt gegen einen biologischen Jungen. Und hat mir davor aber die ganze Zeit etwas vorgemacht und blablabla, und deswegen habe ich viel nachgedacht und ich habe mich auch selber, weil es ging nicht darum, dass sie mich einfach ersetzt hat, sondern dass sie mich gegen einen biologischen Jungen ersetzt hat. #00:31:29#*

Der Umstand, dass seine Ex-Freundin ihn durch einen cis-Jungen „ersetzt“ habe, scheint ihn schwerer zu belasten als der Umstand der Trennung. Möglicherweise

verdeutlicht ihm dieser ‚Austausch‘ die allgegenwärtige Wirkmächtigkeit einer binären Geschlechterordnung, deren zentrales Element die Kongruenz von zugewiesenem und empfundenem Geschlecht ist – und der er sich nicht entziehen kann. Cornelius erlebt erstmals auch jenseits der Herkunftsfamilie eine massive Zurückweisung und Ablehnung seiner Transidentität. Einerseits ist der Weg, im selbstempfundenen Geschlecht zu leben, zentraler Aspekt der Selbstfindung und Selbstverwirklichung, andererseits sind mit der Transidentität Normbrüche verbunden, die zu Ausgrenzung und Ablehnung führen können. Die erlebte Ablehnung verstärkt daher sein Gefühl, kein ‚echter‘ Junge zu sein und benachteiligt zu werden. Diese Erfahrung destabilisiert sein Selbstbild und führt ihm ein Diskriminierungspotenzial vor Augen, was seinem Streben nach Erfolg und sozialer Etablierung entgegensteht. Auch hier verwendet Cornelius den Ausdruck „blablabla“, um erneut seine Verletzbarkeit zu camouffieren. In dieser Lebenssituation war Cornelius psychisch derart instabil, dass ihm ein längerer Aufenthalt in der Klinik nahegelegt wurde, ggf. auch gegen seinen Willen.

C: *Ja. Weshalb ich auch in die Klinik gekommen bin. Aber da war es bisschen krasser. Ja. Und da war ich nicht, 2015 war das eher so ein bisschen freiwillig, dass ich da hingegangen bin, aber 2017 war es so, die haben zu mir gesagt: „Willst du hier bleiben?“, und ich so: „Ich muss gehen.“, und sie so: „Sonst holen wir einen Beschluss.“, und ich so: „Ja, okay. Dann bleibe ich freiwillig hier.“ #00:31:54#*

Seine Beschreibung legt nahe, dass die Mitarbeiter*innen der Klinik eine Suizidalität nicht ausschließen konnten und ihn daher noch nicht entlassen wollten. Nachdem sie ihm ihre Einschätzung erläutert hatten, verblieb Cornelius in der Klinik. Cornelius erzählt weiterhin, dass er in der Klinik erprobt habe, für sich und seine geschlechtliche Selbstbeschreibung einzustehen. Er begann, offen über seine Transidentität zu sprechen. Bestärkt wurde er darin auch durch den Umstand, dass er demnächst volljährig würde und dann nicht mehr gegen seinen Willen in der KJP untergebracht werden könne:

C: *[...] und ich war ja danach nochmal da. 2017, Ende 2017 bis Anfang 2018, und da war ich ja schon geoutet und dann, da bin ich aber offen damit umgegangen, weil, ich war eh 17, ich geh da eh nie wieder hin. Auch mit den anderen Jugendlichen, die waren mir auch scheißegal, weil, ich war am ältesten. Die waren alle noch Kinder im Kopf. #00:28:32#*

In der KJP waren ihm die anderen Jugendlichen vermeintlich gleichgültig, weil er „am ältesten“ dort war. Cornelius grenzt sich von den anderen Jugendlichen in der Einrichtung ab, was ihm den Raum eröffnet, seine Transidentität offenzulegen und sich gleichzeitig zu schützen. Die Beschreibung der Jugendlichen als „Kinder im Kopf“ verweist auf eine ihm vertraute Coping-Strategie mit (potenziellen) Diskriminierungen, nämlich seine intellektuellen Fähigkeiten vergleichend hervorzuheben und über die Leistungen der anderen zu stellen. Allerdings kann die von ihm proklamierte Haltung gegenüber den Jugendlichen auch Ausdruck eines nunmehr stabilisierten Selbstbildes sein, in dem er sich als intelligenten, reifen jungen Mann wahrnimmt. Cornelius berichtet, dass sich seit seinem äußeren Coming-out seine mentale Gesundheit eindeutig verbessert habe, insbesondere nach seiner Mastektomie. Trotzdem ist sein zweiter Klinikaufenthalt einige Zeit später eng mit seiner Transidentität und der Zurückweisung seiner Geschlechtsidentität durch seine damalige Freundin verbunden:

I: *Und glaubst du, seit dem Outing ist auch deine mentale Gesundheit so ein bisschen besser geworden?* #00:30:50#

C: *Auf jeden Fall, ja. Jetzt vor allem auch nach der Mastektomie.* #00:30:54#

Cornelius erzählt, dass sein Coming-out und sein Transitionsprozess in direktem Zusammenhang mit seinem mentalen Wohlbefinden stünden. Die Mastektomie sei ein bedeutsamer Schritt in Richtung seines wahrgenommenen Selbstbildes gewesen und entlaste ihn psychisch. Seinen Entschluss, nicht länger in der elterlichen Wohnung zu verbleiben, setzte er mit Hilfe des Familienhelfers um.

4.1.4 Leben in der stationären Jugendhilfe

Cornelius möchte sich in der Wohneinrichtung nicht gegenüber den anderen Jugendlichen outen. Allerdings sind die Betreuer*innen über seine Transidentität informiert. Er befürchtet, seitens der Jugendlichen Diskriminierungen zu erleben, da er diese als sexualpädagogisch wenig aufgeklärt erlebt:

C: *Und die, die wissen das nicht. Die merken das auch nicht, also, keine Ahnung. Die Betreuer wissen das alle, das sind so acht Betreuer, die wissen das natürlich, weil die auch so Teamsitzungen haben und darüber reden und so, aber die anderen Jugendlichen, die checken das nicht. Und ich*

will auch nicht, dass sie das wissen, weil viele von denen, also manche sind, also vier von denen sind Flüchtlinge. Die kommen aus Afghanistan, Syrien und so, oder noch eine aus Eritrea, ich weiß nicht, keine Ahnung. Irgendwo her und sind jetzt nicht so unglaublich gläubig, aber die, weiß nicht, ob die das verstehen. Einer von denen, der versteht, der ist ein bisschen ‚einfach‘, weil der vorher nicht in der Schule war und erst hier in Deutschland in die Schule gegangen ist, weiß der halt nicht so viel und versteht auch nicht viel, so. Also, der fragt mich Sachen: „Wieso haben Frauen ihre Tage?“ und dann (lacht) ich so: „Wieso weißt du das nicht? Du bist 19.“ #00:19:16#

Cornelius möchte in der Wohngruppe als männlicher Jugendlicher wahrgenommen und akzeptiert werden. Daher hat er sich entschieden, seine Transidentität gegenüber den anderen Jugendlichen nicht zu offenbaren. Mit dieser Strategie antizipiert er mögliche Ablehnungen und Abwertungen, die er befürchtet, da die anderen Jugendlichen seiner Wahrnehmung nach nur wenig sexuell aufgeklärt seien. Da Cornelius bereits die Erfahrung machte, wegen seiner Transidentität abgelehnt zu werden, kann er so möglichen geschlechtsspezifischen Diskriminierungen entgehen, insbesondere weil seine Mitbewohner so nicht sein Mann-Sein in Frage stellen können. Somit bleibt er ‚wettbewerbsfähig‘ mit den anderen cis-Jungen. Seine Coping-Strategie schützt ihn aber nicht nur, sondern ermöglicht ihm auch einen Zugang zu und das ‚Eintauchen‘ in einen männlichen Habitus. Auf diese Art und Weise ist es ihm möglich, ein männliches Rollenverhalten zu erlernen, das er als für sich erstrebenswert erachtet.

Über den Umgang zwischen ihm und den anderen Jungs in seiner Wohngruppe erzählt er, dass sich die anderen Jugendlichen „so ein bisschen ärgern“, um Zuneigung füreinander zu zeigen. Er sagt, da er während seiner Pubertät mit keinem Jungen etwas zu tun gehabt habe, sei ihm dieses Verhalten fremd. Der männliche Habitus, der ihm im Moment in seiner Wohngruppe vorgeführt wird, ist durch negative Zuwendung geprägt. Davon grenzt er sich ab und bewertet deren Verhalten als kindliche und pubertäre Ausdrucksform:

C: *Ja. Was mich jetzt abfuckt, was aber, was ich vorher nicht kannte, die sind halt so, die anderen Jugendlichen. Die zeigen halt, dass sie einen mögen, also das ist wirklich nicht Mobbing, oder so, aber wenn die so ein bisschen ärgern, weißt du? Und das fuckt mich schon richtig ab, weil ich es überhaupt nicht gewöhnt bin. Und ich kenne das nicht. Dass die sich da so gegenseitig so niedermachen, um zu zeigen, dass sie sich mögen. [...] Ich kenne das nicht, weil, die sind ja alle*

noch, manche von denen sind voll in der Pubertät noch, auch wenn die 19 sind. Und die sind halt dann so typisch und ich kenne das nicht, weil ich eher so einen ruhigen Freundeskreis habe und die sind alle älter in meinem Freundeskreis. Also wirklich älter, also nicht 19 bis 22 oder so. [...] Diese Phase habe ich komplett übersprungen, weil, ich hatte mit 16 mit niemandem, mit keinem Jungen oder so wirklich zu tun. #00:43:01#

Das angeführte Zitat verdeutlicht Cornelius' Bestreben, eine für ihn angemessene und geeignete Form der Männlichkeit zu finden. Er nimmt das Verhalten der anderen Jugendlichen, mit dem diese sich ihrer Männlichkeit vergewissern, als befremdlich wahr und führt das vor allem auf seine psychosexuelle Entwicklung zurück, die er als weiter entwickelt als bei den gleichaltrigen Jugendlichen erachtet. Von Bedeutung scheint zu sein, dass er seine psychosexuelle Entwicklung vor allem auf den Umgang mit älteren Freund*innen und dem fehlenden Kontakt zu gleichaltrigen Jugendlichen zurückführt, nicht jedoch auf seine transidente Geschlechtsidentität. Diese erlaubt es ihm jedoch, sich mit Ausdrucksformen verschiedener Männlichkeiten aktiv und bewusst auseinanderzusetzen und sich für eine bestimmte Ausdrucksform zu entscheiden. Indem er sich von den anderen Jugendlichen abgrenzt und deren Verhalten, Zuneigung durch ‚hänseln‘ zu zeigen, als nicht altersentsprechend bewertet, entscheidet er sich auch gegen deren Ausdrucksformen von Männlichkeit. Allerdings kann auch vermutet werden, dass Cornelius diese Art der Identitätsfindung, die in der Regel auch mit Körperkontakt einhergeht, verwehrt war, da dies das Risiko eines erzwungenen Outings befördert hätte. Cornelius lebt als Junge in der Wohngruppe, hat aber seine geschlechtsangleichenden Operationen noch nicht abgeschlossen. In einem spielerischen Kontakt wäre dies möglicherweise offengelegt worden. So kann in der Ablehnung dieser jugendlichen Verhaltensweisen auch eine Wehmut liegen, diese nicht erleben zu können.

Auch hat Cornelius in seinem Coming-out Ablehnung erfahren müssen, sodass ihn abwertendes Verhalten unter Freunden irritiert und befremdet und er sich daher bewusst von den Hänseleien der anderen Jugendlichen in seiner Wohngruppe distanziert. Durch die Auseinandersetzung mit der eigenen geschlechtlichen Identität und Rolle hat Cornelius eine Lebenserfahrung, die die Jugendlichen in seiner Wohngruppe nicht teilen. Da Cornelius jedoch deren Repräsentation von Männlichkeit eher mit dem Alter verknüpft und weniger mit seiner Lebenserfahrung,

scheint ihm der Blick auf die psychosexuellen Entwicklungspotenziale der Transidentität versperrt. Seine ablehnenden Äußerungen über die Repräsentation von Männlichkeit der cis-Jungen in der Wohngruppe legen nahe, dass er sich jedoch mit verschiedenen Ausdrucksformen von Männlichkeiten auseinandergesetzt hat und um den Möglichkeitsraum weiß, sich für eine bestimmte Ausdrucksform von Männlichkeit zu entscheiden. Das Coming-out bzw. der Transitionsprozess haben ihn folglich auch psychisch gestärkt, so dass er sich von den Jugendlichen abgrenzen und eigene Repräsentationen entwickeln kann.

Seine Betreuer*innen in der Wohngruppe unterstützen Cornelius' Lebensweg, indem sie seine Entscheidung, sich gegenüber den Jugendlichen nicht zu outen, akzeptieren und versuchen, einen Rahmen zu schaffen, der das Risiko eines erzwungenen Outings reduziert. So ließen sie beispielsweise Briefe, die an ihn mit dem von seinen Eltern bei Geburt zugewiesenen Namen adressiert waren, nicht offen liegen:

C: *Das haben auch, der Leiter von der Wohngruppe hatte von Anfang an gesagt: „Wir sagen nichts. Du kannst es selber entscheiden, wem du das sagst, oder ob du es überhaupt sagst. Das ist deine Sache.“, ja. Die achten, also bevor meine Namensänderung durch war, haben die auch immer [darauf] geachtet, dass meine Briefe nicht irgendwo offen rumliegen, oder, also ich, Schreiben vom Krankenhaus, oder so etwas. #00:21:22#*

Die Betreuer*innen haben durch deren Akzeptanz sein Selbstbestimmungsrecht gestärkt und versucht, einen Schutzraum zu schaffen, der es ihm ermöglicht, seine Männlichkeit ungefährdet zu entwickeln. Allerdings war das nur bedingt möglich. So konnten ihm seine Bedenken, dass einer der anderen Jugendlichen Einblick in seine Akten haben könnte und er so ungewollt geoutet werden würde, nicht genommen werden, da alle Jugendlichen Zugang zum Büro haben und Post gelegentlich sichtbar auf dem Tisch liegt. Sein Bezugsbetreuer versuchte, dieser Sorge gerecht zu werden und schlug dem Team vor, zukünftig den Jugendlichen den Zugang zu den Büroräumen zu verwehren. Letztlich wurde in der Teamsitzung entschieden, dass den Jugendlichen der Zugang zum Büro nicht verwehrt wird:

I: *Und gab es eine Situation, in der du so ein bisschen Angst hattest: „Oh, vielleicht finden die das raus.“, oder? #00:43:22#*

C: *Ja. [...] Weil, manchmal, bevor ich die Namensänderung nicht hatte, ist halt Post für mich gekommen und die Jugendlichen sind halt auch zur, haben selber die Post rausgeholt. Und die hätten es halt dann so lesen können, also. Aber im Endeffekt ist es nicht passiert. Und mein Betreuer, meinen Bezugsbetreuer stört das auch richtig, dass die Jugendlichen in dem Büro ein und aus gehen, so. Sie dürfen da sein, weil die anderen Betreuer der Meinung sind, das ist ja ihr Raum. Die dürfen halt mit uns da sitzen und da und sich mit unterhalten und so, aber die gehen halt wirklich ein und aus und wenn da so eine Akte liegt, von mir z. B., das hat halt meinen Betreuer so ein bisschen gestört, aber der wurde immer überstimmt. Dass die Jugendlichen halt doch immer die ganze Zeit ins Büro dürfen. Aber manchmal liegt da halt eine Akte von irgendjemandem und das ist ja nicht nur so, dass bei mir irgendwelche private Sachen sind. #00:44:20#*

In dem angeführten Zitat wird die psychische Belastung, der Cornelius durch das Verschleiern seiner Transidentität ausgesetzt ist, offenbart: Er muss immer wieder Situationen hinsichtlich des Risikos eines erzwungenen Outings bewerten und entsprechende Strategien entwerfen, das zu verhindern. Da das letztlich nur bedingt möglich ist, weil – wie in dem angeführten Zitat deutlich wird – sein Schutz vor einem möglichen Outing in Konflikt steht mit dem pädagogischen Konzept einer ‚offenen Türe‘, die es den Jugendlichen erlaubt, jederzeit Kontakt mit den Betreuer*innen aufzunehmen, ist er starken, zusätzlichen Belastungen ausgesetzt, die alleine auf seine von der Heteronorm abweichende Geschlechtsidentität zurückzuführen sind.

Ungeachtet dessen fühlt sich Cornelius von seinem Bezugsbetreuer unterstützt: So begleite dieser ihn zu „Terminen“:

I: *Ja? Und wie ist, wie ist der oder die damit umgegangen, bzw. hast du dich da aufgehoben gefühlt? #00:23:22#*

C: *Ja, schon. Also der ist auch, erst seit Mai arbeitet der dort und ich bin sein erstes und einziges Bezugskind dort momentan. Ja, (Pause 4 Sek) keine Ahnung, ja, ich fühle mich schon aufgehoben bei dem [...]. Was soll ich sagen? Ja, der unterstützt mich und geht, das ist aber normal, der geht mit mir irgendwo hin, wenn ich sage: „Ich muss dahin gehen, oder dahin gehen.“ #00:23:55#*

In dem angeführten Zitat wird Cornelius‘ Ambivalenz hinsichtlich des Unterstützungspotenzials durch seinen Bezugsbetreuer deutlich: Er fühlt sich bei diesem „aufgehoben“, wobei er hier die Formulierung des Interviewers wiederholt. Das legt nahe, dass er keine eigenen Worte für die Wahrnehmung der Bindung zu

seinem Betreuer hat und daher auf eine vorgegebene Beschreibung zurückgreift. Zugleich legen Formulierungen wie „keine Ahnung“, „der unterstützt mich, aber das ist normal“ nahe, dass Cornelius seine besonderen Bedürfnisse aufgrund seiner Transidentität nicht umfassend wahrgenommen sieht. Er fühlt sich zwar gleich wie die anderen Jugendlichen behandelt, was von ihm positiv aufgenommen wird, aber zugleich sieht er, dass seine Befürchtungen und Sorgen, die mit seiner Transidentität verknüpft sind, nicht hinreichend aufgegriffen werden. Er führt das auch auf die mangelnde Erfahrung seines Bezugsbetreuers zurück, da dieser erst seit kurzer Zeit in der Einrichtung arbeite und er zudem sein einziges „Bezugskind“ sei. Diese Erwägungen erlauben es Cornelius, einen wohlwollenden Blick auf seinen Bezugsbetreuer zu haben und spezifische Benachteiligungen abzumildern.

Im Gespräch über seine Träume und Vorstellungen über seine Zukunft wünscht er sich einen Arbeitsplatz, der ihn glücklich macht, und eine männliche Erscheinung, so z. B. einen Bart:

C: *(Pause 7 Sek) Ich wünsche mir eine Arbeit zu haben, wo ich glücklich bin, würde ich jetzt sagen. (Pause 7 Sek) In näherer Zukunft will ich einen Bart haben. #00:47:33#*

Der Wunsch nach einer Arbeit, in der Cornelius glücklich ist, kann etwas damit zu tun haben, dass ihm seine Eltern vor Augen führen, was er nicht möchte. Er grenzt sich erneut von seiner Familie ab und erwähnt diese in seinen Zukunftsplänen auch nicht. Das verstärkt noch einmal die Annahme, dass er seine Familie als unglücklich wahrnimmt und sich deshalb in Abgrenzung zu diesen einen eigenen Lebensentwurf gestaltet. Sein Wunsch nach einem Bart kann auch als Ausdruck seines Bedürfnisses, als Mann wahrgenommen und gelesen zu werden, erachtet werden, das heißt, ihm ist ein gutes ‚Passing‘ wichtig. Sein Bedürfnis, ein gutes Passing zu haben, geht mit seiner Lebenserfahrung einher, als Trans*Person Diskriminierungen und Abwertungen erlebt zu haben. Ein ‚gutes‘ Passing könnte dazu beitragen, möglichst diskriminierungsarm zu leben und sich als Mann zu verwirklichen.

4.1.5 Reflexion Cornelius

In dem Interview geriert sich Cornelius als unabhängiger, reifer, intelligenter und selbstständiger junger Mann, der seinen Lebensweg zielstrebig verfolgt. Sein

Entschluss, die elterliche Wohnung zu verlassen und sich eine Möglichkeit zu schaffen, die eigenen Lebenspläne zu verwirklichen, weist auf große Resilienzpotenziale hin. Zugleich scheint sein Selbstbild auch dazu zu dienen, die eigene Vulnerabilität zu verdecken, die ihren stärksten Ausdruck in seinem psychischen Zusammenbruch hatte, nachdem er erfahren hatte, dass seine damalige Freundin nunmehr mit einem cis-männlichen Jungen zusammen wäre. Dieser Umstand verdeutlicht seine Vulnerabilität, die mit seiner Transidentität einhergeht: Die Zurückweisung seiner damaligen Freundin bezieht sich aus seiner Sicht nicht auf sein Wesen, sondern auf seine von der Norm abweichende Geschlechtsidentität. Indem Cornelius mögliche Vulnerabilitätspotenziale antizipiert, versucht er, das Risiko erneuter Ablehnung oder Abwertung zu mindern. Da die Vulnerabilitätspotenziale eng mit seiner Transidentität verknüpft sind, wird in dem antizipativen Verhalten der zusätzliche Stress, dem er ausgesetzt ist, deutlich: Da das soziale Umfeld vorrangig Auslöser für seine Verletzlichkeit ist und hier nur wenige Möglichkeiten genutzt werden, präventiv gegen Diskriminierungen zu wirken, ist Cornelius in der Situation, mögliche Vulnerabilitätspotenziale vorab einbeziehen und in seine Handlungen einbinden zu müssen. Sein antizipatives Verhalten ist nahezu modellhaft für die Darstellung der Wirkungsweise des Minoritätenstress.

Das Narrativ um mangelnde Bildungschancen ist verknüpft mit seiner konflikthaften Auseinandersetzung mit den traditionellen Geschlechtsrollenerwartungen an Frauen, die im sozialen Milieu seiner Herkunftsfamilie zum Tragen kommen. Die wiederholte, massive Kritik an dem Lebensentwurf seiner Mutter ist vor allem als Ausdruck seiner Wut über ihre Verletzbarkeit zu lesen, d. h. letztlich als Ausdruck seiner Empathie für und Nähe zu ihr. Die Zurückweisung ihres Lebensentwurfs ist dabei auch zentraler Aspekt seiner Emanzipationsbestrebungen, die er in Bildung und seiner Verselbstständigung realisieren möchte. Cornelius möchte sich daher von dem sozialen Milieu und den darin anzutreffenden traditionellen Geschlechtsrollenzuschreibungen emanzipieren.

In diesem Narrativ finden sich verschiedene Konfliktlinien, sowohl das Erleben elterlicher Ehekonflikte als auch die triadische Konfliktlinie zwischen ihm, seiner Schwester und seiner Mutter. Auch bedingt durch die Wohnverhältnisse war es ihm kaum möglich, den Konfliktlinien zu entgehen, d. h. er wurde wiederholt Zeuge

ehelichen Streits und er konnte seiner Schwester kaum aus dem Weg gehen, die ihren Wunsch nach elterlicher Liebe und Zuwendung nicht verwirklicht und den Grund dafür in ihrer ‚jüngeren Schwester‘ sah. Mit dem Coming-out von Cornelius und seiner Transition verstärkte sich ihr Eindruck, erneut wegen des – nunmehr – Bruders zurückstehen zu müssen.

Auch sieht er seine Schwester als Repräsentantin seiner dysfunktionalen Familie und des sozialen Arbeitermilieus. Ihre Abwertungen seiner Transidentität führt Cornelius auf die mangelnde Erziehungskompetenz seiner Eltern zurück; insbesondere seine Mutter erachtet er womöglich als nicht ‚gebildet genug‘, ihre Kinder gleichwertig zu behandeln, so dass die Konflikte hätten vermieden werden können. Letztlich skizziert er ein Bild seiner Mutter, in dem er ihre große Abhängigkeit von den Kindern als Lebenszweck beschreibt und zugleich ihre Erziehungskompetenz kritisch hinterfragt. Seine Transidentität könnte auch Selbstzweifel bei der Mutter aufwerfen, etwas ‚falsch‘ gemacht zu haben. Ihre Unsicherheit gegenüber der Transidentität und die Selbstzweifel können zu einer ‚Starre‘ führen, in der es der Mutter unmöglich ist, ihn zu unterstützen, da sie nicht erneut etwas ‚falsch‘ machen möchte und zudem in Sorge ist, möglicherweise auch ihre Tochter zu verlieren.

Eine weitere, überaus stabile Konfliktodynamik offenbart sich in dem Dreiecksverhältnis von älterer Schwester, jüngerer Schwester und Mutter, in der Cornelius als jüngere ‚Schwester‘ die Position des ‚Opfers‘, die ältere Schwester die Position der ‚Verfolgerin‘ und die Mutter die Position der ‚Retterin‘ eingenommen hatte. Mit seiner Transition wird dieses überaus stabile Konfliktgefüge fragil, wobei die Schwester nunmehr versucht, dieses aufrecht zu erhalten, indem sie jetzt die Transidentität von Cornelius herabsetzt. Erneut sieht sie in Cornelius den geschwisterlichen ‚Konkurrenten‘ um die Zuneigung der Eltern. So wiederholt sich die triadische Konfliktlinie, wobei die Mutter allerdings nicht ihre ‚Rolle‘ als ‚Retterin‘ einnehmen kann, weil sie selbst noch ein unsicheres Verhältnis zu der Transidentität hat. Daher wird sie eher auch zur ‚Verfolgerin‘, wodurch sich Cornelius von ihr nicht unterstützt und beschützt fühlt. Auch liegt nahe, dass seine Schwester ihre Wut auf ihre Mutter auf Cornelius projiziert, um so einem möglichen Konflikt mit der Mutter zu entgehen. Dessen scheint sich Cornelius bewusst zu sein. Zugleich verdrängt er seine eigene Wut auf seine Mutter, die in seiner Zuneigung zu dieser begründet

ist: Er sieht das Scheitern ihres Lebensentwurfs und ihre damit einhergehenden Ängste, ihre Einsamkeit. Seine Sorge um seine Mutter kann er möglicherweise nur bewältigen, indem er wütend ist und seine Mutter abwehrt und abwertet.

Weiterhin überschneiden sich die Narrative um Klassismus/Geschlechtsrollenzuschreibungen und Geschlechtsidentität bezüglich Cornelius' Selbstbeschreibung als bildungsnahen Trans*mann: Obgleich er vordergründig seine nachlassenden schulischen Leistungen und Verhaltensauffälligkeiten in der Zeit vor der Fremdunterbringung vor allem auf die familiären Rahmenbedingungen zurückführt, die ihm eine freie Entfaltung seiner Persönlichkeit – und damit einhergehend seines Intellekts – verunmöglichen, liegt gleichermaßen nahe, dass die nachlassenden schulischen Leistungen primär als Ausdruck seiner psychischen Belastung durch fehlende Unterstützung und Akzeptanz in seiner Identitätsfindung gelesen werden können.

In seinen Zukunftsvisionen grenzt er sich deutlich vom Lebensentwurf seiner Herkunftsfamilie ab und wünscht sich Bildung und beruflichen Erfolg, um das soziale Milieu seiner Herkunftsfamilie verlassen zu können und in der bürgerlichen Mitte anzukommen. Ein optimales Passing, d. h. gut in dem selbstbestimmten Geschlecht gelesen zu werden, kann dazu beitragen, potenzielle Diskriminierungen zu vermeiden, und gewährt ihm zugleich Zugang zu und Teilhabe an gesellschaftlichen Ressourcen, die in dieser Gesellschaft nach wie vor Männern vorbehalten sind. So sind nach wie vor signifikant mehr Männer in Führungspositionen, und sie werden auch durchschnittlich besser bezahlt als Frauen in vergleichbaren beruflichen Positionen. Dem gegenüber tragen Menschen, die als Trans* gelesen werden, ein höheres Risiko, arbeitslos zu sein, oder haben geringere Aufstiegschancen (vgl. Frohn 2018). Die Ausgestaltung seiner männlichen Identität in der Wohngruppe ist zudem erschwert, weil er zwar als Junge gelesen wird, aber seine Transidentität verschweigt. Daher muss er sehr viel Energie dafür aufwenden, diese zu verbergen und potenziell risikobehaftete Situationen zu vermeiden. Das bedeutet auch, körperlichen Kontakt zu den anderen männlichen Jugendlichen zu meiden. So kann er an deren männlichkeitsvergewissernden Ritualen nicht teilhaben. Mit seiner möglichen Enttäuschung über diesen Ausschluss geht er dahingehend um, dass er diese Rituale kritisch beleuchtet und letztlich als nicht relevant für sich bewertet. Zugleich ist ihm

der Blick für die positiven Aspekte seiner Identitätsfindung versperrt, so dass er diese nicht als Ressource einsetzen kann.

In dem Interview wird deutlich, dass Abgrenzung eine wesentliche Strategie von Cornelius ist, um seinen Selbstwert zu stabilisieren und selbstfürsorglich zu sein. Die starke Abgrenzung von seiner Herkunftsfamilie ermöglicht es ihm, eine hinreichende emotionale Distanz zu schaffen, mittels derer er seinen Lebensentwurf gestalten und bewerkstelligen kann. Durch die erfolgreiche Abgrenzung erlebt er sich als selbstwirksam. Auch grenzt er sich von anderen cis-männlichen Jugendlichen ab, was es ihm ebenfalls ermöglicht, eigene Lebensentwürfe zu gestalten. Deutlich wird allerdings auch, dass letztlich ein Gegenentwurf zur Abgrenzung fehlt, nämlich positive Rollenbilder, an denen er sich orientieren könnte oder die ihm Vorbild sein könnten. Da der Vater in seinen Erzählungen keine Rolle spielt, kann vermutet werden, dass er auch nicht als Rollenmodell für Männlichkeit herangezogen wird. Cornelius scheint sich hier eher an der Peergruppe orientieren zu wollen, wobei er sich zugleich von ihnen abgrenzt. So muss er sich finden, indem er sich abgrenzt von dem, was oder wie er nicht sein möchte.

Der Aufenthalt im Heim ermöglicht es ihm, seinen Lebensweg zu gestalten und zu verwirklichen. Das dyadische Erziehungsverhältnis nimmt in seinen Erzählungen keine herausstehende Bedeutung ein, er erzählt, dass sein Betreuer ihn unterstützte im Rahmen seiner Möglichkeiten. Auch wenn Cornelius die Unterstützung positiv bewertet, wird deutlich, dass er sich gerade hinsichtlich seiner Vulnerabilität mehr Unterstützung gewünscht hätte. So fühlt er sich beispielsweise in seiner Sorge, seine Transidentität könnte offengelegt werden, nicht hinreichend gesehen und begleitet. Obgleich er das Bemühen seines Betreuers, ihn in dieser Sorge zu unterstützen, wohlwollend betrachtet, bleibt am Ende stehen, dass seine spezifischen Vulnerabilitäten auch in der Wohngruppe keinen Raum finden. Infolgedessen muss er konstant wachsam sein, ob beispielsweise Post für ihn angekommen ist, auf der sein weiblich zugewiesener Name steht, und er muss alles, was auf seine Transidentität hinweisen könnte, verbergen. Das bedeutet, dass er alltäglich zusätzlichem Stress ausgesetzt ist, der mit seiner Transidentität einhergeht. Das zu bewältigen, bedarf eines hohen Resilienzpotenzials. Selbstbestärkend wirken hier ihm vertraute Abgrenzungsmechanismen, die er über den Intellekt und den sozialen Status moduliert.

4.2 Emma (17 Jahre alt, demisexuell, cis-weiblich)

4.2.1 Aktuelle Lebenssituation von Emma

Emma lebt zum Zeitpunkt des Interviews seit zwei Jahren in einer Wohneinrichtung für Mädchen eines kirchlichen Trägers. Dort wohnen zirka zwanzig Mädchen, wobei die Einrichtung aus verschiedenen Einheiten besteht. So gibt es beispielsweise eine Wohneinheit, in der Mädchen in den Übergang zur Selbstständigkeit begleitet werden; auch ist eine angegliederte Wohnung vorhanden, in der die jungen Frauen/Heranwachsenden nächste Schritte in die Selbstständigkeit erproben. Ansonsten hat jedes Mädchen/Heranwachsende ihr eigenes Zimmer. Das Interview mit Emma wurde gemeinsam mit Friedrich durchgeführt, die ebenfalls in der Einrichtung wohnt.

Emma ist siebzehn Jahre alt und beschreibt sich als humorvoll, spontan und emotional, aber auch als leicht beeinflussbar und fragil:

E: Humorvoll würde ich sagen. Emotional. Spontan. Leicht beeinflussbar und fragil, würde ich ein bisschen sagen. #00:03:51#

Sie hat fünf Geschwister, drei Schwestern und zwei Brüder. Emma ist das jüngste Kind in der Familie. Aus der ersten Ehe der Mutter entstammen drei Geschwister, zwei Brüder und eine Schwester. Der Altersunterschied zu diesen Geschwistern beträgt 24 bzw. 19 Jahre; der Altersunterschied zu ihrer leiblichen Schwester beträgt 11 Jahre, zu ihrem leiblichen Bruder sechs Jahre. Emma hat keinen Kontakt mehr zu ihren Eltern, aber zu den meisten ihrer Geschwister. Auch erzählt Emma, dass einer ihrer Brüder bereits vor ihrer eigenen Unterbringung in ein Jugendheim gekommen sei. Der Grund für ihren eigenen Heimaufenthalt seien sexuelle Übergriffe durch ein Familienmitglied gewesen, die sie seit ihrem achten oder neunten Lebensjahr erlebt hatte:

E: Also bei mir war hauptsächlich der Grund, dass es in meiner Familie viele Missbrauchsfälle gab. Und sexuelle Übergriffe, und meine Erzeugerin ist so ein Mensch, die, die nimmt das, also sie weiß davon, aber sie tut halt nichts und das haben meine Geschwister auch schon zuvor gemerkt. [...] Und ja, also es ist eigentlich so der größte Grund. #00:10:35#

In dem Zitat erzählt Emma von sexuellem Missbrauch in ihrer Familie, von dem vor ihr bereits auch eine Schwester betroffen war. Die Geschwister hatten sich schon

damals an die Mutter gewandt, doch diese habe nichts dagegen getan. Emma sieht sich daher vor allem von ihrer Mutter im Stich gelassen, da diese weder sie noch ihre Schwester(n) vor den sexuellen Übergriffen geschützt habe. Emma bezeichnet ihre Eltern als „Erzeugerin“ und „Erzeuger“, was auf ein distanziertes Verhältnis hinweist, da Emma in diesen eine sozial-emotional begründete Elternschaft nicht verwirklicht sieht.

Ihren Vater/Erzeuger⁹ beschreibt sie als ‚Pädophilen‘, der sich an ihrer Schwester ‚vergriffen‘ habe, während sie von ihrem Onkel sexuell missbraucht worden sei:

I: *Mhm [bejahnend] Und der sexuelle Missbrauch, fand der über deinen Vater, respektive Erzeuger statt, oder? #00:10:44#*

E: *Ne, aber über meinen Onkel. [...] Aber mein Erzeuger hat, war auch pädophil und hat sich an meiner Schwester vergriffen. #00:10:54#*

Emma sucht für sich eine Erklärung, warum ihre Mutter nicht in der Lage gewesen sei, sie und ihre Schwester vor den Übergriffen zu schützen. So vermutet sie, dass ihre Mutter/Erzeugerin die Geschehnisse nicht wahrhaben wollen, um ihr positives Selbstbild als Mutter nicht zu gefährden. Auch habe sie ein ambivalentes Verhältnis zu ihren Kindern gehabt: Dieses habe sich darin ausgedrückt, dass sie einerseits die Kinder nicht in ihrer Nähe, aber andererseits doch da haben wollte.

E: *Und meine Erzeugerin ist aber so eine, die, also für, in ihrer Welt, in ihrer Realität ist sie die gute Mutter, die alles kann und alles auf die Reibe kriegt. Und wenn ihr dann irgendwas gesagt wird, dann glaubt sie das nicht. Und einerseits irgendwie will sie ihre Kinder immer loswerden, und andererseits will sie sie aber bei sich haben, weil sie deren Liebe braucht, und ja. #00:18:33#*

Emma vermutet, dass für ihre Mutter/Erzeugerin Kinder dazu dienen, sich selbst zu vergewissern, wobei das positive Selbstbild nicht durch negative Geschehnisse zerstört werden dürfe; zudem sei sie auf deren „Liebe“ angewiesen, während es ihr wiederum kaum möglich gewesen sei, sich ihren Kindern liebevoll zuzuwenden.

⁹ Wir haben uns für die Bezeichnung von Emmas Eltern als Mutter/Erzeugerin und Vater/Erzeuger entschlossen, weil Mutter/Vater auch einen biologischen Aspekt beinhaltet, der zudem eine besondere soziale und emotionale Nähe zu dem Kind ausdrückt. Da möglicherweise neben der Elternschaft eine Täterschaft vorliegt, ist es für uns wichtig, auch Emmas Sicht einfließen zu lassen, die Eltern vorrangig als „Erzeuger*in“ zu sehen.

Vielmehr seien diese ihr eine Last gewesen, sie habe ihren Kindern oftmals das Gefühl vermittelt, nicht gewollt zu sein.

Weiterhin erzählt Emma, dass sie in ihrer Kindheit sehr häufig alleine gelassen worden sei, so dass sie heute schlecht alleine sein könne. Ihren Geschwistern habe sie von dem sexuellen Missbrauch vorerst nichts erzählt, es sei nicht „so einfach zu sagen“ gewesen:

E: [...] aber die haben auch viel nicht mitbekommen, weil vieles auch gar nicht so einfach zu sagen ist. Und ich weiß es, also mir wurde das sogar letztens erst noch erzählt, dass sie, früher, also als ich noch in die Grundschule gegangen bin, [...] und wir waren voll oft alleine zu Hause. [...] Und, ja. Also an die Zeit erinnere ich mich auch im Moment voll oft, weil ich da sehr oft alleine war, und das ist auch ein Grund, weshalb ich heutzutage sehr anhänglich bin, weil ich es nicht mag, alleine zu sein. (lacht) #00:20:31#

Emma beschreibt eine Kindheit von emotionaler Deprivation und sexueller Ausbeutung. Ihre Mutter/Erzeugerin hat nach Emmas Wahrnehmung ein ambivalentes Verhältnis zu ihren Kindern: Sie benötige deren Anwesenheit als Selbstvergewisserung eines bürgerlichen Familienbildes und ihrer sozialen Rolle als Mutter, die Kinder verspüren jedoch zugleich Ablehnung und Zurückweisung. Vor diesem Hintergrund ist es für Kinder schwieriger, eine emotionale Verbundenheit und stabile Bindungsrepräsentation zu entwickeln. Das von Emma geschilderte Unvermögen, alleine zu sein, und ihre „Anhänglichkeit“ können daher auch Ausdruck einer unsicheren Bindungsrepräsentation¹⁰ sein.

¹⁰In der Bindungsforschung unterscheidet man zwischen verschiedenen Formen der Bindung, wobei die erste intensive Bindung zwischen Eltern und Kindern prägend für das Bindungsverhalten auch im Erwachsenenalter sein kann. Es wird unterschieden zwischen sicheren Bindungsrepräsentationen und unsicheren Bindungsrepräsentationen. Sichere Bindungsrepräsentationen sind gekennzeichnet durch eine ausgewogene Repräsentation von Autonomie und Bindungsbedürfnis, wobei Kohärenz das wesentliche Kriterium bei der Klassifikation einer sicheren Bindungsrepräsentation ist. Unsichere Bindungsrepräsentationen werden kategorisiert in a) unsicher-distanzierte mentale Bindungsmodelle und b) unsicher-präokkupierte mentale Bindungsmodelle. Letztere lassen sich noch einmal unterscheiden zwischen passiv-präokkupiert, ärgerlich/konfliktuell präokkupiert und schließlich angstvoll präokkupiert. Personen des distanzierten Bindungstyps messen emotionalen Beziehungen wenig Bedeutung in ihrem Denken und Fühlen bei; sie stellen sich als überaus autonom, d. h. selbstständig und stark dar und zeigen für Beziehungen mit anderen Menschen nur wenig Wertschätzung. Insbesondere Menschen, die traumatisierende Ereignisse in ihr Leben

Als sie sich wegen der sexuellen Übergriffe ihres Onkels an ihre Mutter/Erzeugerin wandte, machte sie die Erfahrung, dass diese ihren Erzählungen nicht glaubte. Emma vermutet, dass ihre Mutter/Erzeugerin ihren eigenen Blick auf eine funktionierende Familie bewahren wollte. Der Mythos einer funktionierenden Familie kann auch dazu beigetragen haben, dass es Emma schwerfiel, ihren Geschwistern von den sexuellen Übergriffen zu erzählen. Zudem lässt ihre Formulierung, vieles sei „auch gar nicht so einfach zu sagen“ vermuten, dass sie für das, was ihr angetan worden war, nicht nur keine Worte hatte, sondern sich auch schämte¹¹. Scham und möglicherweise die Befürchtung, dass ihr nicht geglaubt würde, brachten sie letztlich zum Schweigen. Irgendwann brach Emma jedoch ihr Schweigen. So wurde auch der sexuelle Missbrauch ihrer Schwester offengelegt. Infolgedessen wandten sich die Geschwister an das Jugendamt und Emma wurde sofort fremduntergebracht:

E: *Ja, ich bin selbst zum Jugendamt gegangen und meine Geschwister haben mir dabei geholfen. Bei uns war es Gott sei Dank nicht so schlimm, weil, ich hatte da noch meine Geschwister, die oft vorbeikommen, und ich habe auch schon manchmal ein halbes Jahr bei denen gewohnt. (lacht)*
#00:18:08#

Da die Eltern ihre soziale Aufgabe nicht wahrnahmen, der Vater/Erzeuger Täter war und die Mutter/Erzeugerin durch ihr Verdrängen die gewalttätigen Strukturen aufrecht hielt, konnten nur die Geschwister einander Halt geben – und so ihr

integrieren müssen, finden sich häufig in der Unterkategorie angstvoll-präokkupiert. Allerdings lassen sich diese nur schwierig von Menschen mit einem unverarbeiteten Bindungsstatus abgrenzen. Insgesamt lässt sich feststellen, dass präokkupierte Personen wenig Liebe und Unterstützung seitens ihrer Bindungsfiguren erfahren haben, meist ihren Eltern, aber wiederum deren Bedürfnissen sehr viel Aufmerksamkeit schenken mussten.

¹¹ Das Wort Scham geht zurück auf das indogermanische kam/kem, das ‚zudecken‘, ‚verschleiern‘ und ‚verbergen‘ bedeutet. Scham ist ein universeller Affekt, dessen Kern darin besteht, sich zu schützen. (Vgl. Marks 2018: 27). Bei sexueller Gewalt wird die Intimitäts-Scham verletzt, die dazu dient, die eigene Privatsphäre gegenüber anderen zu wahren. Eine gewalttätige und wiederholte Verletzung der Intimitätsgrenzen kann ggf. zu pathologischer und zu traumatischer Scham führen. Traumatische Scham ist eine charakteristische Nachwirkung von traumatischen Grenzverletzungen beispielsweise beim Erleben von sexueller Gewalt. Traumatisierte Menschen können sich auch in ihrem eigenen Körper nicht mehr zuhause fühlen, sie sind sich selbst entfremdet. Es geht das Gefühl verloren, in der Beziehung mit anderen Menschen das eigene Selbst bewahren zu können. Daher sind Scham und Schuldgefühle nach sexuellem Missbrauch auch Ausdruck von Traumatisierung (Vgl. Marks 2018: 31).

emotionales Überleben sichern. Das dürfte vor allem für die leiblichen Geschwister zutreffen, da die Beziehung zu den anderen Geschwistern sowohl vom großen Altersunterschied als auch vom Umstand her, dass es sich dabei um Stiefgeschwister handelte, beeinflusst sein könnte. Der große Altersunterschied könnte dazu beigetragen haben, dass Emma diesen eher eine elterliche Funktion zuordnete. Da Emma ihre Vorstellungen darüber, was Elternschaft ausmacht, nicht bei ihren Eltern verwirklicht sieht, liegt es nahe, dass sie sich als ‚elternlos‘ betrachtet bzw. insbesondere ihren älteren Stiefgeschwistern diese Rollen zuordnete.

Bedeutsam scheint auch zu sein, dass erst mit Emmas Schweigenbrechen um ihren sexuellen Missbrauch die sexuelle Gewalt gegenüber ihrer Schwester gleichermaßen offengelegt wurde. Es kann vermutet werden, dass der Vater sein leibliches Kind sexuell missbrauchte, nicht jedoch die Stiefgeschwister. Der Altersunterschied und die soziale Barriere zu ihnen waren deutlich größer, so dass hier möglicherweise eine höhere Hürde für den Täter vorgelegen hat. In den oben angeführten Zitaten wird bereits deutlich, dass Emmas ältere Schwester viele Jahre über ihren sexuellen Missbrauch geschwiegen hatte, nachdem auch sie die Erfahrung machen mussten, dass ihre Mutter/Erzeugerin ihr ebenfalls nicht geglaubt hatte. Mit Emmas Offenlegung fand die Schwester möglicherweise den Mut, nach vielen Jahren des Schweigens ihre eigenen Gewalterfahrungen erneut zu benennen.

Die daraufhin erfolgte Fremdunterbringung bedeutete für Emma auch eine Trennung von ihren Geschwistern. Diese empfand sie aber nicht als so schwerwiegend, da weiterhin ein enger Kontakt zu diesen bestand und Emma auch während ihrer Fremdunterbringung einige Monate bei ihnen verbrachte. Emma geht nachfolgend jedoch nicht näher darauf ein, warum sie letztlich wieder zurück ins Heim gegangen ist.

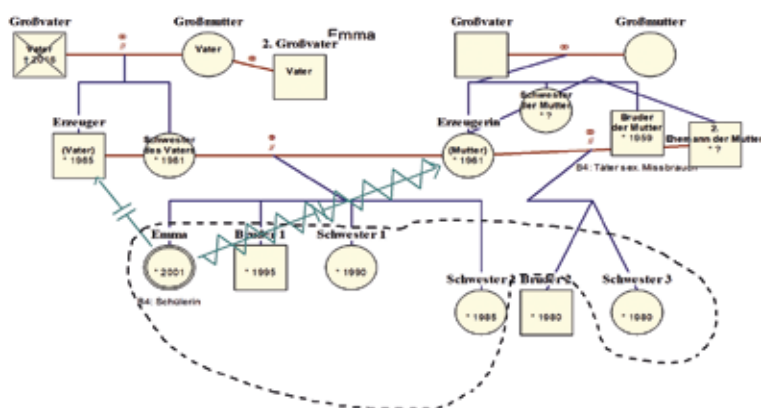
4.2.2 Geschlechtliche Selbstbeschreibung und Coming-out von Emma

Emma beschreibt ihre sexuelle Orientierung als „demisexuell“:

E: „Also ich persönlich glaube nicht an Sexualitäten so an sich. Also ich würde mich jetzt nicht als lesbisch, bisexuell oder was es da noch sonst gibt, bezeichnen. Ich richte mich eher so nach den Menschen und nach der Person, und das Geschlecht ist mir dann von Anfang an eigentlich egal. Und dann lasse ich das einfach den Zufall entscheiden, in wen ich mich verliebe oder wer mir gefällt. [...] ich glaube es gab sogar noch etwas, ich glaube das hieß demisexuell. Wenn man sich nur auf jemanden einlassen kann, wenn man da auch eine emotionale Bindung hat oder so. Aber wie gesagt...“ #00:05:35#

Emma sieht sich in ihrer sexuellen Orientierung offen für verschiedene Geschlechtlichkeiten, zentral ist für sie die emotionale Bindung zu der Beziehungspartner*in. Ihre Vorstellungen über die mögliche Ausgestaltung einer Liebesbeziehung muss auch vor dem Hintergrund der Traumatisierung durch wiederholten sexuellen Missbrauch und dem Erleben emotionaler Deprivation gelesen werden. Eine Entfremdung vom eigenen Körper und seelische Deprivation (ein seelisches Aushungern oder Verhungern) können dazu beigetragen haben, eine

Abbildung: Genogramm Emma



demisexuelle Orientierung¹² zu entwickeln. Auch hat Emma in ihrer Kindheit keine stabile Bindung erleben können und (unverarbeitete) traumatische Erfahrungen wie der sexuelle Missbrauch befördern eine unsichere Beziehungsrepräsentation (vgl. Hauser 2001). Demzufolge wäre die Beschreibung der sexuellen Orientierung als ‚demisexuell‘ nicht nur identitätsstiftender Aspekt, sondern auch eine bedeutsame Überlebensstrategie zur Bewältigung des Traumas.

Emma erzählt von ihrer ersten Liebesbeziehung, die sie zu einem Mädchen hatte. Ihr Coming-out hatte sie mit 13 Jahren:

E: *Also ich hatte meine erste Freundin mit 13. Ich glaube da bin ich sogar erst 13 geworden und ich war ein Jahr lang, glaube ich, in sie verliebt, ohne dass sie das wusste. Und ich wusste aber noch nichts wirklich mit diesen Gefühlen einzuordnen. Ich fand es nicht schlimm, ich dachte mir so: „Okay. Das kommt auch mal vor, dass man sich in ein Mädchen verliebt.“ Aber so wirklich eingestehen wollte ich mir das jetzt auch nicht, weil, es ist ja immer noch so, also kein gesellschaftliches Tabu mehr zum Glück, aber es gibt halt immer Idioten, die da gerne kritisieren, und deswegen habe ich es so lange für mich behalten. Aber dann sind wir irgendwann zusammengekommen, und da habe ich sogar meine ersten Erfahrungen gemacht. #00:08:21#*

In dem angeführten Zitat beschreibt Emma den Weg ihres inneren Coming-outs: Dieses fand im Alter von dreizehn Jahren statt. Ihre Gefühle für ein anderes Mädchen hat sie annähernd ein Jahr lang für sich behalten; in dieser Zeit versuchte sie, ihre Gefühle „einzuordnen“ und zu sich zu stehen bzw. für sich einzustehen. Emma haderte mit dem Wissen um eine normabweichende sexuelle Orientierung und den möglichen Konflikten, die daraus entstehen könnten. Nachdem sie ihre Gefühle gegenüber dem Mädchen offenbart hatte, wurden diese erwidert; es kam zu einer Beziehung. Daraufhin erfolgte das äußere Coming-out gegenüber ihrer Mutter/Erzeugerin:

¹² Demisexuelle Menschen verspüren nur dann eine sexuelle Anziehung zu einer Person, wenn sie eine sehr starke emotionale Bindung zu diesem Beziehungsmenschen aufgebaut haben. Auch reagieren sie kaum oder nicht auf äußere sexuelle Reize; für sie werden in der sexuellen Anziehung Merkmale relevant, die erst bei einem näheren Kennenlernen sichtbar werden, zum Beispiel Humor, Fürsorglichkeit usw. Äußere Reize wie Geruch, Aussehen usw. sind für demisexuell empfindende Menschen nicht bedeutsam.

E: [...] Und einmal davor, also ich habe, also für meine Erzeugerin früher war es halt einfach nur eine Freundin, und als wir dann zusammengekommen sind, wollte ich es ihr eigentlich erzählen, weil ich es jemandem anvertrauen wollte. Und dann habe ich, dann waren wir zusammen einkaufen und ich habe, zu Ostern wollte ich ihr so einen kleinen Schokobasen kaufen, und dann habe ich ihr halt erzählt, dass es für sie ist und dass wir mittlerweile zusammen sind, und dann habe ich im Auto eine Schelle bekommen (lacht). [...] Ja, es war eine Backpfeife. Also, aber einfach so, keine Abnung, es war irgendwie so ein Reflex von ihr. Und danach hat sie sich zwar dafür entschuldigt, aber hat gemeint, dass sie so etwas nicht als normal ansieht und dass ich bestimmt irgendwann merke, dass mir Männer auch gefallen und dass ich irgendwann beirate und zwei Kinder habe und mir ihr perfektes Familienbild hat sie mir vorgehalten. #00:22:47#

Emma möchte sich ihrer Mutter/Erzeugerin „anvertrauen“ und dieser von ihrer neu entdeckten Liebe erzählen. In dieser Formulierung spiegelt sich Emmas Suche und Sehnsucht nach einer emotional zugewandten ‚Mutter‘, der sie vertrauen und an die sie sich wenden kann. Doch erneut wird Emmas Bedürfnis und Hoffnung enttäuscht: Ihre Mutter reagiert ablehnend auf die von der Heterosexualität abweichende sexuelle Orientierung ihrer Tochter und schlägt ihr mit der flachen Hand ins Gesicht („Schelle“). Mit der Beschreibung, dass dieser Übergriff ein „Reflex“ gewesen sei, versucht Emma, das Geschehen abzumildern. Zugleich erlebt sie eine starke Abwertung ihrer Sexualität und ihrer emotionalen Zugewandtheit zu einer Person desselben Geschlechts. Mit der Formulierung, ihr Lesbischsein sei „nicht normal“, erzeugt und benennt die Mutter/Erzeugerin den Normbruch. Mit Emmas Coming-out wird möglicherweise der Mutter/Erzeugerin ihr Versagen als Mutter sichtbar, da diese sich als erfolgreiche Mutter wähnte und ihr Kind heteronormativ erzogen hatte. Die Annahme, dass es sich dabei ‚nur um eine Phase‘ handeln könnte, mildert die Schwere bzw. die Tragweite des Normbruchs ab, indem dieser in die Phase der pubertären Identitätsfindung eingeordnet wird, an deren Ende eine heteronormative, bürgerliche Familie steht. Emma hatte bereits sowohl die Annahme des Normbruchs als auch mögliche Sanktionen antizipiert, so dass sie ein Jahr lang darüber schwieg. Sie erlebt in dieser Situation eine zweifache Zurückweisung: Erneut wird ihre Sehnsucht nach einer ‚Mutter‘ als einem Menschen, dem sie ihr Innerstes anvertrauen kann und der sie vor Ungemach schützt, enttäuscht, und zugleich erzeugt und verteidigt ihre Mutter die heteronormative Gesellschaftsordnung, indem sie Emmas

Normabweichung sanktioniert. Emma wird daher in zweifacher Hinsicht von ihrer Mutter ‚verraten‘.

Ihre Schwestern wiederum hätten mit Interesse auf ihre gleichgeschlechtliche Beziehung reagiert; mit einem der beiden Brüder habe sie darüber nicht gesprochen, mit dem anderen habe sie derzeit keinen Kontakt, so dass sich hier keine Gelegenheit ergeben habe:

E: [...] Und bei meinen Schwestern war es eigentlich nicht schlimm. Also, die waren halt interessiert und haben dann noch Fragen gestellt, aber das war nichts Schlimmes. Sondern einfach nur aus Interesse. #00:23:06# [...] Und bei meinem Bruder, keine Ahnung, wir haben da nie so wirklich darüber geredet. Also ich hätte kein Problem damit, es ihm zu sagen oder so, aber. Ich glaube, er weiß es, aber keine Ahnung, wir haben nie darüber geredet. #00:23:39#

Die Formulierung, es sei „eigentlich nicht schlimm“ gewesen, legt nahe, dass Emma auch von ihren Geschwistern Ablehnung oder gar Abwertung erwartet hat, wie sie sie von ihrer Mutter/Erzeugerin erfahren hatte. Die erfolgten Reaktionen entsprechen jedoch nicht ihren negativen Erwartungen, so dass sie die Nachfragen als Ausdruck von Interesse bewertet. Möglicherweise hat Emma aber auch die Nachfragen ihrer Schwestern als Eingriff in ihre Intimsphäre erlebt und als belastend empfunden. Mit den Fragen könnte Emmas Intimitäts-Schamgrenze verletzt worden sein. Da Emma das Verhalten ihrer Schwestern jedoch positiv bewertet, kann nicht ausgeschlossen werden, dass in der Formulierung, dass es „eigentlich nicht so schlimm“ gewesen sei, eine Abmilderung der eigenen Wahrnehmung ihren Ausdruck findet. Da Emma mangels emotional zugewandter Eltern auf ihre Geschwister als stabilisierendes Unterstützungssystem angewiesen ist, mildert sie ihre Verunsicherung hinsichtlich deren interessierten Nachfragen ab.

Schließlich kann Emmas Selbstbeschreibung als „demisexuell“ auch eine Anpassungsstrategie sein, die ihr biografisch vertraut ist: Sie hat rasch erfahren müssen, dass ihre lesbische Zugewandtheit massiv sanktioniert wird. Erfahrungen anderer Mädchen machen ihr bewusst, dass diese nach wie vor wegen ihrer lesbischen sexuellen Orientierung Diskriminierungen erleben. Emma hat in ihrem Leben (Überlebens-)Strategien entwickelt, die vor allem darauf abzielen, nicht aufzufallen, nichts Besonderes zu sein, da dies ihrer Erfahrung nach das Risiko einer

Opferwerdung vermindert. Die Selbstbeschreibung als „demisexuell“ kann ebenfalls als Strategie zur Vermeidung von Abwertungen oder anderen Sanktionen verstanden werden, da diese Beschreibung eine Offenheit gegenüber vielen Geschlechtlichkeiten beinhaltet. Auch beinhaltet Demisexualität als eine Form der Asexualität nicht notwendigerweise eine Verknüpfung zu Sexualität im eigentlichen Sinn, so dass diese entsexualisierte Beschreibung von Sexualität auch eine Coping-Strategie im Umgang mit dem erlebten sexuellen Missbrauch sein kann, da Emma sich so einer sexualisierten Betrachtung entzieht. Es liegt nahe, dass sie zuvorderst als emotionales Subjekt und nicht als sexuelles Objekt wahrgenommen werden möchte.

4.2.3 Emmas Reflexion zu ihrem Leben im Heim

Weiterhin erzählt Emma, dass sie zwar in der Schule angemerkt habe, mit einem Mädchen zusammen zu sein, dies aber nicht weiter von Belang gewesen sei. In der Wohneinrichtung für Mädchen sei ihre sexuelle Orientierung nicht thematisiert worden. Die Betreuerinnen seien jedoch ansprechbar, wenn ein Problem auftauche, wobei es den Mädchen obliege, dieses anzusprechen:

E: Und wir reden auch sehr oft. Also z. B. wenn jetzt irgendetwas ist, so ein Thema auf den Tisch kommt, dann wird auch immer gefragt: „Ja, möchtest du darüber reden?“ und „Hast du vielleicht Probleme, darüber zu reden?“ und „Wenn du Probleme hast, dann können wir gerne daran arbeiten.“ Und ich glaube, hier wird sehr oft darauf geachtet. #00:34:36#

Auch gebe es zahlreiches Informationsmaterial, das für alle zugänglich sei; an Gruppenabenden werde das Material vorgestellt, und es sei auch einmal eine Frauenärztin vor Ort gewesen:

I: Und wo bekommt ihr denn z.B. jetzt die Information zu Präp her, oder zu Schwangerschaftsverhütung? Liegt das einfach aus, oder gibt es ein Infobereich, wo es Flyer gibt, oder wie ist das hier organisiert? #00:37:33#

E: Also bei uns liegen auf dem Klavier immer ganz, ganz viel Flyer von allem Möglichen. Da sind auch z. B. so kleine Hefchen mit so Notrufnummer drinnen. Und wenn wir einen Gruppenabend haben, dann reden wir auch darüber und dann wird nochmal jedes Flyerteil, was da liegt, vorgestellt und wo der Nutzen darin liegt. Ja. Also sie bedrängen jetzt auch einen nicht mit dem Thema. Sondern wenn man jetzt da sich mehr darüber informieren möchte, dann geht man einfach auf

die Betreuer zu. Ja, letztes Jahr hatten wir auch so einen Fall, dass wir eine Frauenärztin bei uns hatten. #00:38:06#

Die Nachfrage der Interviewerin zu auf Sexualität und Geschlechtlichkeit bezogene Themen antwortet Emma, dass sie diesbezüglich zahlreiches Informationsmaterial bereitgestellt bekämen, so Broschüren mit Notrufnummern und weiteres sexualerzieherisches Material. Viele Angebote bezögen sich dabei auf eine weibliche Geschlechtsidentität und Sexualität, beispielsweise der Besuch der Frauenärztin. Es ist zu vermuten, dass die Kategorie ‚Frau‘ dabei nicht weiter ausdifferenziert wird. Spezifische Fragestellungen könnten jedoch mit den Betreuerinnen besprochen werden, diese signalisierten eine große Offenheit. Die Formulierung, die Betreuerinnen würden die Mädchen mit dem Thema nicht „bedrängen“, lässt vermuten, dass Emma ein offensives Thematisieren sexualerzieherischer Themen als Überschreitung ihrer Grenzen erachten würde. Indem Angebote geschaffen werden, selbstbestimmt verschiedene sexualitätsbezogene Themen mit den Betreuer*innen zu besprechen, sieht Emma ihre (Scham-)grenzen gewahrt. Auch hat Emma den Eindruck, dass sie in der Einrichtung ihre Sexualität explorieren kann, ohne Sanktionen erwarten zu müssen; vielmehr beschreibt sie ein offenes Klima, welches kulturelle und sexuelle Verschiedenheit zulasse:

E: Auf jeden Fall. Also ich mag es besonders hier, dass hier alles so bunt ist und dass es hier alles Mögliche an Kultur und auch Sexualität gibt. #00:41:23#

Dieses Zitat verdeutlicht, dass in den Mädchengruppen über Verschiedenheiten gesprochen wird, auch bezüglich der sexuellen Orientierung. Die Thematisierung der Verschiedenheiten ermöglicht es Emma, sich an diesem Ort wohl und zuhause zu fühlen, da sie hier keine Abwertung für ihr Sosein erfährt.

Emma erzählt, dass sie ihre sexuelle Orientierung in ihrer Wohngruppe nicht aktiv offengelegt habe. Vielmehr könne es sein, dass das Thema beiläufig aufkomme, wobei sie dann ihre sexuelle Orientierung benennen würde. Dabei habe sie – ebenso wie in der Schule – noch keine negativen Erfahrungen gemacht.

E: Wenn es irgendwie zu dem Thema kommt. [...] Dann kommen entweder gar keine Reaktion, also weil es einfach so als normal empfunden wird, oder so: „Oh, cool zu wissen“, so. Und dann kommen eventuell mal ein paar Fragen. #00:42:51#

Die Notwendigkeit eines Coming-outs sieht Emma eher kritisch:

I: *Und wieso glaubst du eigentlich, dass Menschen kein Coming-out, also das man das nicht braucht? #00:43:23#*

E: *Weil es für mich etwas ganz Normales ist. Also, okay, ich kann mir vorstellen, dass Leute, die so aufgewachsen sind, mit diesem typischen Familienbild, Mann, Frau, Kind, dass, also umso älter man wird, umso weniger kann man sich daran gewöhnen, weil es scheinbar etwas Neues sein soll, oder, bzw. es ist ja nichts Neues, sondern es ist jetzt einfach nur, es wird jetzt viel offener gelebt und es wird viel offener damit umgegangen. Dann kann ich schon verstehen, dass man damit vielleicht ein bisschen konfrontiert ist, und dass man sein eigenes Bild nicht so zerstören möchte oder nicht verrücken möchte. Aber andererseits muss man auch offen für Neues sein oder bzw. andere Menschen akzeptieren so, wie sie sind. Und nur weil es vielleicht die letzten paar Jahrzehnte nicht so an die Decke geholt wurde, heißt das nicht, dass man die, so jemanden disrespektieren muss, oder dass [man] so jemanden das Gefühl geben muss, dass er etwas Besonderes wäre, und dass er deswegen ein Coming-out machen muss, weil das ist ja etwas so Seltenes oder Spezielles. Und das mag ich nicht. #00:44:22#*

Sowohl Emmas Wahrnehmung, in ihrer jetzigen Lebenssituation keine Diskriminierung wegen ihrer sexuellen Identität erfahren zu haben, als auch ihre Haltung zum Coming-out offenbaren eine Konstruktion von Wirklichkeit, in der geschlechtliche und sexuelle Vielfalt Bestandteil gesellschaftlicher Normalität und daher sowohl die Offenlegung als auch mögliche Sanktionierungen obsolet sind. In dieser Konstruktion spiegelt sich Emmas Wunsch nach einer Normalität wider, in der ihr Sosein unhinterfragt wahr- und angenommen wird. Zugleich versucht Emma eine Erklärung dafür zu finden, warum es Menschen gibt, die sexueller Vielfalt negativ gegenüberstehen. In ihrer Erklärung greift sie auf eine Strategie zurück, die ihr aus dem Umgang mit der erlebten sexuellen Gewalt vertraut ist. Sie generalisiert die Erfahrungen aus ihrer Herkunftsfamilie und übernimmt die Sicht bzw. die Haltung des_der Aggressor*in. Emma zeigt Verständnis für das aggressive Verhalten des_der Aggressor*in: Sie könne deren Verhalten verstehen, da diese die Normabweichung als etwas ‚zerstörerisches‘ wahrnehmen. Das aggressive Verhalten wird als (legitime) Verteidigung vorhandener Werte zu Familie erachtet, welche ihr aus ihrer Herkunftsfamilie vertraut sind. Indem Emma die Perspektive der Aggressor*innen übernimmt, wird die Verantwortung für das Geschehen von dem_der Täter*in auf das Opfer verlagert: Dieses ist dasjenige, das zerstörerisch wirkt.

Durch die Einbettung der familiären Dynamik und insbesondere der ablehnenden Haltung der Mutter/Erzeugerin in einen breiten gesellschaftskritischen Diskurs wird deren individuelles Verhalten zu einem allgemeingültigen Verhalten, was es Emma letztlich erlaubt, dieses zu entschuldigen. Auch ihre Formulierung, die Familie damit „ein bisschen konfrontiert“ zu haben, verweist auf die Verinnerlichung der Täter*in-Perspektive: Ihr Coming-out sei konfrontativ gewesen, wobei die Formulierung „ein bisschen“ nicht notwendigerweise als Versuch der Abmilderung ihres Verhaltens zu lesen ist, sondern vielmehr Ausdruck von Scham- und Schuldgefühlen sein kann. Auch wenn Emma sich letztlich mehr Offenheit wünscht, erlaubt sie sich nicht, das herabsetzende und aggressive Verhalten ihrer Mutter/Erzeugerin in aller Konsequenz kritisch zu hinterfragen.

Ihre abschließende Äußerung in dem angeführten Zitat muss auch vor dem Hintergrund ihrer Überlebensstrategien im Kontext der sexuellen Gewalt gesehen werden: Hier hatte Emma möglicherweise erfahren, dass ein möglichst angepasstes und unscheinbares Verhalten sie ‚unsichtbar‘ macht und sie so vielleicht einigen missbräuchlichen Situationen entgehen konnte. Da auch ihre Schwester sehr lange über den sexuellen Missbrauch schwieg, kann angenommen werden, dass Anpassen, Schweigen und Unscheinbarkeit zentrale familiäre Werte sind, die auch die Kommunikationsstruktur geprägt haben. Diese Praxis überträgt sie auf die Entwicklung bzw. Offenlegung einer norm-differenten sexuellen Orientierung.

Emmas Erzählung, selbst keine Diskriminierung erlebt zu haben, wird durch Erzählungen negativer Erfahrungen anderer Mädchen, die ihr Lesbischsein offengelegt haben, kontrastiert:

I: [...] *Oder irgendwie so andere Zusammenhänge und als Mädchen in der Schule, da muss man ja irgendwann einen Freund haben, sonst ist man nicht mehr so in, ja, oder wie auch immer. Und da sich dann da immer halt dagegen zu stellen. Und dann hat man halt auch ein äußeres Coming-out und sagt: „Ich habe eine Beziehung. Aber halt nicht die, die ihr alle immer denkt, die man haben müsste.“ #00:46:05#*

E: *Ich habe oft gehört von Freunden, zum Glück ist mir das nie, also glaube ich, nicht passiert. Wenn die sich irgendwie geoutet haben, oder davon erzählt haben, dass dann oft von, also Mädchen, die das anderen Mädchen erzählt haben, dass dann oft so der Spruch kam: „Oh, hoffentlich*

verliebst du dich nicht in mich“, oder sowas. [...] Oder: „Können wir jetzt noch befreundet sein, weil, ich will nicht, dass du dich in mich verliebst.“ (lacht) #00:46:27#

Das Narrativ um Diskriminierungen wegen der von der Heteronormativität abweichenden sexuellen Orientierung verdeutlicht Emma die Möglichkeit, selbst Abwertung oder Ablehnung zu erfahren. Das angeführte Zitat verdeutlicht aber auch, dass Emma sich unsicher ist, ob sie nicht schon einmal Diskriminierungen erlebt hat: So „glaubt“ sie, dass ihr das noch nicht passiert sei. Diejenigen, die in dem Narrativ diskriminieren, sind sowohl gleichaltrig als auch des gleichen Geschlechts. Sie entsprechen nicht denjenigen, die nach Emmas Überlegungen eine Normalisierung derzeit verunmöglichen, nämlich ältere, heteronormativ etablierte Menschen. Möglicherweise verstärken homonegative Narrative und die eigene Wirklichkeitskonstruktion die Wahrnehmung des Mädchenwohnheims als Schutzraum: Als einen Ort, an dem sie in ihrem Sosein wertgeschätzt und wahrgenommen wird und an dem sie Sicherheit und Geborgenheit findet.

Zugleich wird Emma in ihrer Coping-Strategie, möglichst unauffällig zu sein, bestätigt, denn nach ihrer Einschätzung hat sie noch keine Diskriminierungen erlebt, andere jedoch schon. Diese Wahrnehmung erlaubt es ihr, ihre Strategie als erfolgreich zu erachten. Ihre Formulierung, dass sie „glaubt“, dass ihr das noch nie passiert sei, eröffnet zwar einen Möglichkeitsraum, in dem ihre Vulnerabilität Platz hätte, den sie aber nicht ausfüllt. Ihre Lebensgeschichte legt nahe, dass es für Emma von außerordentlich großer Bedeutung ist, sich einen Raum geschaffen zu haben, in dem sie sich aufgehoben, geschützt, wertgeschätzt und akzeptiert fühlt.

In der Exploration struktureller Rahmenbedingungen erzählt Emma im Interview, dass die Betreuer*innen wenig bis keine Informationen zu Angeboten der LSBT*I*Q Community hätten und diese aber auch nicht notwendigerweise von den Mädchen aufgegriffen werden würden:

I: *Habt ihr eigentlich mal, kriegt ihr von euren Bezugsmenschen eigentlich auch so Infos, was weiß ich, dass es z. B. das Kuss41 gibt, ein Jugendzentrum für Lesben, Schwule, Trans*, Queer, Aromantische, Asexuelle, Pan, wie auch immer Menschen. Also kennt ihr sowas? Bekommt ihr solche Infos? #00:53:38#*

E: *Ne, aber wir hatten auch schon Aushänge zu bestimmten Treffen, oder [Name Betreuerin] hat auch letztes von einem bunten Weihnachtsmarkt erzählt. [...], aber ich glaube, wenn die Betreuer davon erfahren würden, dann würden sie uns das auch erzählen. [...] aber ich glaube, das [Informationsmaterial] würde nicht so viel benutzt werden, weil, entweder reden wir sehr oft, also wir reden sehr, sehr viel mit unseren Betreuern; die nehmen sich auch, wenn sie können, die Zeit dafür, dass man ein Einzelgespräch machen kann. Oder [Name Betreuerin] geht gerne mit einem spazieren dann. (lacht) #00:56:05#*

Anhand der angeführten Interviewepisode wird deutlich, dass sich das bereitgestellte Informationsmaterial vor allem auf einen heterosexuellen Kontext bezieht. Im Vordergrund steht für Emma allerdings das Vertrauensverhältnis zwischen Betreuer*in und jugendlicher Heimbewohner*in und die damit verbundene Möglichkeit, in einem Vier-Augen-Gespräch bestimmte Themen anzusprechen. Die Bedeutung des bereitgestellten Informationsmaterials ist für Emma nachrangig. Das enge Vertrauensverhältnis zwischen Betreuer*innen und den Jugendlichen kann wesentlich für die nachholende Entwicklung einer sicheren Bindungsrepräsentation sein: Auch wenn Kinder durch widrige Erfahrungen von Gewalt oder emotionaler Deprivation keine sichere Bindungsrepräsentation entwickeln konnten, ist es möglich, diese im späteren Alter oder als Erwachsene nachzuholen. Faktoren, die die psychische Widerstandsfähigkeit stärken (Resilienzfaktoren), können beispielsweise therapeutische Prozesse oder aber das Erleben stabiler Bindungen im Heimkontext sein.

Auch betont Emma in ihrer Erzählung eine familiennahe Atmosphäre, die durch die Betreuerinnen, aber auch durch die Mädchen selbst gestaltet wird.

E: *Und auch wenn ein neues Mädchen kommt, dann ist, okay, meistens ist man am Anfang immer ein bisschen misstrauisch, so: „Hmmm, wie ist die drauf, hmmm?“ Und dann beobachten die meisten nur aus der Ferne so. (lacht) Da guckt man, wie sie in die Küche geht. Wenn sie sich endlich in die Küche traut, und dann guckst du so: „Hmmm, soll ich sie vielleicht ansprechen?“ (lacht). Aber wenn man sich erstmal zwei, drei Tage lang kennt, dann ist das wie, als hätte man ein neues Geschwisterkind bekommen. #00:41:47#*

In diesem Zitat wird deutlich, dass neu aufgenommene Mädchen zu Beginn verunsichert sind und sich zurückziehen. Die Kontaktaufnahme mit den anderen

Bewohner*innen gestaltet sich auf beiden Seiten zurückhaltend und mit Bedacht. Die Formulierung „neues Geschwisterkind“ drückt auch Emmas Suche nach engen Bindungen aus, d. h. ist als Ausdruck ihrer unsicheren Bindungsrepräsentation zu lesen. Auch lässt ihre Äußerung vermuten, dass Emma die anderen Mädchen und die Betreuer*innen als eine Art Familie betrachtet, in die die Neuankömmlinge aufgenommen werden. Das angeführte Zitat legt zudem nahe, dass mit dem sozialen Gefüge des Heims familienähnliche Strukturen aufgebaut und gestaltet werden, in denen die Mädchen stabile Bindungen erleben können. So erfährt Emma dort emotionale Zuwendung, Wertschätzung für ihr Sosein und Akzeptanz.

Die familiennahen Strukturen ermöglichen es Emma, Anteile einer Kindheit nachzuholen, die zuvor keinen Raum gefunden hatten. So erzählt sie, dass sie manchmal „hyperaktiv“, d. h. lebhaft sei, und führt das darauf zurück, dass sie im Heim die Möglichkeit habe, „wieder Kind sein zu dürfen“:

E: *Also wenn ich merke, dass Leute sowas nicht akzeptieren, das muss ja auch nicht nur meine Sexualität sein, es können auch Sachen sein, z. B. wenn ich anfangs laut loszulachen, dann zucken meistens Leute zusammen, weil die das nicht gewohnt sind. Oder generell, wenn man irgendwie mehr so ein bisschen, wir sind oft ziemlich hyperaktiv, weil wir hier auch wieder Kinder sein dürfen und da (lacht)... #00:50:28#*

Auch in diesem Zitat wird deutlich, dass für Emma zum Zeitpunkt des Interviews Sexualität eine untergeordnete Rolle spielt und demgegenüber das Erleben familienähnlicher Strukturen für die psychische und seelische Stabilisierung von Emma überaus bedeutsam ist. So erzählt sie, dass das Heim ihr den Raum gebe, „Kind zu sein“, das heißt, lebhaft und fröhlich zu sein. Das lässt vermuten, dass der Heimaufenthalt Emma psychisch stabilisiert und sie nun eine Entwicklung nachholen kann, die ihr durch ihre familiäre Lebenssituation verunmöglicht wurde; Emma war in ihrer Kindheit vor allem damit befasst, in einem dysfunktionalen Familiensystem ihre seelische und körperliche Integrität herzustellen. Sie war gezwungen, sich in die Welt erwachsener Menschen hineinzusetzen, um ihren sexuellen Missbrauch zu beenden und zu verstehen, welche Rolle sie in dem Familiensystem hat und warum ihre Mutter sie nicht schützen konnte.

4.2.4 Reflexion des Interviews mit Emma

In dem Interview finden sich zwei Narrative: Das zentrale Narrativ bezieht sich auf Emmas angstvoll-präokkupierte unsichere Bindungsrepräsentation, die in dem traumatischen Erleben von sexuellem Missbrauch begründet ist und zu dem Heimaufenthalt führte. Das zweite Narrativ befasst sich mit der Beschreibung ihrer von der Heterosexualität abweichenden sexuellen Orientierung und ihren Coming-out Erfahrungen. Beide Narrative können nicht losgelöst voneinander betrachtet werden, ihre Verwobenheit zeigt sich in Emmas (Überlebens-)Strategien, die sie im Kontext des sexuellen Missbrauchs entwickelte und die nun im Kontext ihrer psychosexuellen Identitätsentwicklung und den Erfahrungen im Coming-out zum Tragen kommen.

In dem Narrativ um den sexuellen Missbrauch gestaltet Emma eine Gegenwart, die einen Gegenentwurf zu ihrer Herkunftsfamilie darstellt und in der sie sichere Bindungsrepräsentationen erleben und erlernen kann: So beschreibt sie das Mädchenwohnheim als familiennahen Ort, an dem sie wieder Kind sein dürfe. Von den Betreuerinnen erfährt sie Zuwendung und Parteilichkeit, die sie nicht erhalten hatte, als sie ihre Mutter um Hilfe bat. Die Beschreibung von neu hinzukommenden Mädchen als „Geschwisterkinder“ ist jedoch primär Ausdruck ihrer unsicheren Bindungsrepräsentation, die sich auch in einer starken Sehnsucht und Suche nach engen Bindungen ausdrückt; so werden die Neuankömmlinge rasch in die Familie integriert und Nähe wird hergestellt.

In ihrer retrospektiven Betrachtung der gewalttätigen Geschehnisse ist es Emma möglich, diese zu abstrahieren und in einen gesellschaftskritischen Diskurs einzubetten. Diese Herangehensweise kann ebenfalls als eine Strategie erachtet werden, die es ihr ermöglicht, die Familiendynamik um den sexuellen Missbrauch bewältigen zu können. Ihre gesellschaftspolitische Einbettung des ablehnenden und abwertenden Verhaltens ihrer Mutter/Erzeugerin erlaubte es Emma, Distanz zu ihren Emotionen herzustellen; auch das kann eine geeignete Überlebensstrategie sein. Zugleich konnte sie mittels der Abstraktion, ihre Mutter/Erzeugerin entlasten, als diese nicht fähig war, ihre Kinder vor dem sexuellen Missbrauch zu bewahren. Die von Emma beschriebene Handlungsunfähigkeit ihrer Mutter/Erzeugerin ist nach ihrer Auffassung unter anderem darin begründet, dass diese ihr Bild von Mutterschaft

und ‚heiler‘ Familie gewahrt sehen musste, um sich nicht selbst in Frage stellen zu müssen. Emmas Coming-out als Lesbe steht daher auch für ihr Versagen als Mutter bzw. als Erziehungsinstanz für eine heteronormative Ordnung. Emmas Mutter zeigt sich bei ihrem Coming-out als Repräsentantin und Hüterin heteronormativer Werte. In ihrem äußeren Coming-out gegenüber ihrer Mutter/Erzeugerin erlebt Emma diese als normwahrend und abwertend: Ihre Mutter/Erzeugerin gibt ihr eine Ohrfeige und beschreibt Emmas Gefühle für ein anderes Mädchen als „nicht normal“. Mit dieser Bewertung werden vorhandene heterozentristische Normen bestärkt und gesichert; die Abwertung und Einordnung in eine pubertäre Lebensphase, an deren Ende ein heteronormatives Leben stünde, erlauben es der Mutter/Erzeugerin, ihre Werte und Normen nicht hinterfragen zu müssen oder gar eine Parteilichkeit für die Tochter zu entwickeln. Emma erfährt in dieser Szene erneut eine Enttäuschung: Abermals ist es ihrer Mutter/Erzeugerin nicht möglich, ihr die erhoffte Zuwendung und Fürsorge zuteilwerden zu lassen; sie schützt oder unterstützt ihre Tochter nicht, sondern sanktioniert vielmehr Emmas vermeintliche Normabweichung.

Emma beschreibt ihre sexuelle Orientierung als „demisexuell“, d. h. es ist ihr sehr wichtig, zuvorderst eine enge emotionale Nähe zu dem_/der Partner*in herzustellen, bevor sie weitere Vertrautheit zulassen kann. Emmas Bedürfnis, zuvorderst eine enge emotionale Bindung aufzubauen, kann darin begründet sein, dass Traumatisierungen in der Kindheit eine unsichere Bindungsrepräsentation befördern, die sich in dem Bedürfnis nach sehr großer Nähe ausdrücken kann. Eine unsichere Bindungsstruktur muss nicht von Dauer sein und das zukünftige Beziehungsverhalten prägen. Viele Faktoren können dazu beitragen, dennoch im Erwachsenenalter eine sichere Bindungsrepräsentation zu erlernen. Das Verhalten der Betreuer*innen, das Emma als offen und zugewandt beschreibt, und das tiefe Vertrauensverhältnis zwischen ihnen und den Heimbewohner*innen ermöglichen es den Betreuer*innen, als Rollenvorbilder für eine Elternschaft zu fungieren, in der Kinder physisch und psychisch ‚stabil‘ aufwachsen können; diese Kinder entwickeln meist eine stabile Bindungsrepräsentanz. Eine stabile Bindungsrepräsentanz zeigt sich unter anderem in der „gelungenen Integration von Autonomie und emotionaler Verbundenheit“ (Ziegenhain 2001: 154). Das bedeutet, dass die Betreuer*innen Emma die Möglichkeit eröffnen,

ungeachtet ihrer desaströsen Erfahrungen in ihrer Herkunftsfamilie eine stabile Bindungsrepräsentanz zu erlernen.

Es ist den Betreuer*innen möglich, eine familiennahe Atmosphäre zu gestalten, in der sexueller und kultureller Vielfalt wertschätzend und akzeptierend begegnet wird. Diese Atmosphäre ermöglicht es Emma, sich mit ihrer Sexualität und ihrer sexuellen Orientierung auseinanderzusetzen. Der Umstand, dass die Betreuerinnen einige sexualerzieherische Themen nicht aktiv aufgreifen, wird von Emma als Wahrung ihrer (Scham-)Grenzen empfunden. Gerade vor dem Hintergrund des sexuellen Missbrauchs ist die Erfahrung, dass Intimitätsgrenzen respektiert werden, von zentraler Bedeutung, da Emma hier eine gewalttätige Entgrenzung erfahren musste.

Da das äußere Coming-out in der Herkunftsfamilie stattfand, erlebte Emma hier eine ihr bereits vertraute Ablehnung durch ihre Mutter. Das kann dazu beigetragen haben, dass Emma insbesondere auf ihr vertraute Bewältigungsstrategien zurückgreift, die auch ihr Überleben im Kontext des Schweigens um den sexuellen Missbrauch sicherten.

Emmas Erläuterungen zu der scheinbaren Normalität von sexueller Vielfalt, die ein Coming-out nicht länger notwendig macht, offenbaren eine zentrale Überlebensstrategie: Sich anzupassen und *unsichtbar* zu sein. Mit einem Coming-out werde ihrer Meinung nach das Anderssein, das Besondere erst sichtbar bzw. dazu gemacht. In einer Normalität, in der sexuelle und geschlechtliche Vielfalt fester Bestandteil sind, gibt es nicht die Notwendigkeit, das Anderssein zu betonen. Möglicherweise stellt Emma sich die Frage, was an ihr anders gewesen ist, das Besondere, das ihren Onkel dazu bewogen hat, sie sexuell zu missbrauchen. Möglicherweise hat sie rasch gelernt, sich in die Gedankenwelt der erwachsenen Täter*innen einzufinden und *unsichtbar* zu werden, um Situationen zu vermeiden, in denen sie von ihrem Onkel ‚gesehen‘ wird.

Das Erleben von sexuellem Missbrauch und auch die Entdeckung und Entwicklung der psychosexuellen Identität sind zentrale Aspekte in der Entwicklung eines jungen Menschen. Die Mutter/Erzeugerin hat sich bei beiden dieser zentralen Aspekte von ihrer Tochter abgewandt und sie im Stich gelassen. Emmas gegenwärtiger Weg, mit diesem ‚Verrat‘ umzugehen, ist, die Mutter/Erzeugerin als Repräsentantin einer bürgerlichen, heterozentristischen Norm zu generalisieren.

Emmas Fähigkeit, die gewalttätige Familiendynamik zu abstrahieren, eine Distanz zwischen sich und die Geschehnisse zu bringen und sich einen Raum zu gestalten, in dem sie sich ihrer Vulnerabilität geschützt nähern kann, sind zentrale Aspekte ihrer psychischen Widerstandsfähigkeit. Durch das pädagogische Verhalten der Erzieherinnen wird zudem ein Rahmen geschaffen, der Emmas Resilienzpoteziale befördert. Zugleich erlaubt der geschützte Raum auch, ihre sexuelle Orientierung zu explorieren und in ihr Leben zu integrieren.

Mit der Offenlegung ihrer Zuneigung zu einem anderen Mädchen gegenüber ihrer Mutter wurde jedoch das ‚Besondere‘ sichtbar, das sie in der Herkunftsfamilie vulnerabel macht. Da ihre Zuneigung zu einem anderen Mädchen über das Lesbischsein konnotiert und stigmatisiert ist und Emma wegen ihres Lesbischseins sofort sanktioniert wurde, greift sie auf ihr vertraute Strategien zurück und gestaltet ihre Selbstbeschreibung neu: So kann die Selbstbeschreibung als ‚demisexuell‘ auch als Versuch interpretiert werden, nicht aufzufallen. Möglicherweise vermutet Emma, dass diese weniger sanktioniert ist als das Lesbischsein; zugleich spiegelt die Selbstbeschreibung als demisexuell ihre unsichere Bindungsrepräsentation wider, indem das Bedürfnis nach starker Nähe betont wird. Da Demisexualität als eine Form der Asexualität nicht mit Sexualität im engen Sinn verknüpft ist, kann vermutet werden, dass Emma mittels dieser Selbstbeschreibung zuvorderst als emotionales Subjekt und nicht als sexualisiertes Objekt wahrgenommen werden möchte. Da für Emma Sexualität zum Zeitpunkt des Interviews nur von geringer Bedeutung ist, sind für sie Informationen, die sich auf ihre sexuelle Orientierung beziehen könnten, gleichermaßen nachrangig.

Emma ist sich des Risikos bewusst, Diskriminierungen zu erleben. Indem sie die diskriminierenden Erfahrungen Dritter benennt, kann sie diese von sich fernhalten und muss sie nicht in den jetzigen Lebensentwurf integrieren. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist es für Emma überlebenswichtig, einen Raum zu gestalten, in dem sie keine negativen Erfahrungen macht; ein wertschätzendes und wohlwollendes soziales Umfeld erlaubt es ihr, sich der eigenen Verletzbarkeit vorsichtig zu nähern und diese in ihr Leben zu integrieren. Mit der Formulierung, sie „glaube“, noch keine Diskriminierung erlebt zu haben, offenbart sie die große Bedeutung dieses Raums; d. h. sie ist sich der Möglichkeit der Ablehnung bewusst, hält diese aber von sich fern, um ein für sie heilsames Umfeld gestalten zu können. Letztlich bestärkt

Emma aber mit ihrer Bewältigungsstrategie eine Normalität, in der kein Platz für das Besondere ist – und somit die heteronormative Gesellschaftsordnung.

Auch kann Emmas Entwicklung ihrer sexuellen Orientierung von den traumatischen Erlebnissen in der Herkunftsfamilie beeinflusst sein. Bedeutsamer scheint jedoch zu sein, welche Strategien sie nutzt, um die Konflikte um ihre sexuelle Orientierung zu bewältigen.

Das Narrativ um ihre sexuelle Selbstfindung und ihr Coming-out wird überlagert vom Narrativ um Bewältigungsstrategien von sexuellem Missbrauch und ihrer darin begründeten angstvoll-präokkupierten Bindungsrepräsentation. Emma schafft sich im sozialen Kontext des Heims eine ‚Familie‘, die es ihr erlaubt, kindliche Entwicklungsprozesse nachzuholen und sichere Bindung zu erleben und zu erlernen. Dazu gehört insbesondere, die Einrichtung als zugänglich für sexuelle und kulturelle Vielfalt zu erleben und mögliche Diskriminierungserfahrungen von sich fernzuhalten. Das bedeutet aber auch, dass die psychosexuelle Identitätsfindung ein wichtiger Aspekt der Persönlichkeitsentwicklung ist. Auch wenn die Bedeutung für Emma nicht sichtbar ist, kann sie im Heim erproben, dass Anderssein, auch eine normabweichende sexuelle Orientierung, nicht zwangsläufig sanktioniert wird, sondern, im Gegenteil, wertschätzend aufgenommen wird.

In der Exploration der Rahmenbedingungen, d. h. inwiefern sexuelle Vielfalt sich in sexualerzieherischen Konzepten spiegeln, wird allerdings deutlich, dass diese sich vor allem auf heterosexuelle Themenfelder beziehen. So gibt es Informationsflyer, die vor allem Angebote für Frauen/Mädchen umfassen, so beispielsweise zum Frauennotruf usw. Informationsmaterial zu LSBT*I*Q Community-Angeboten scheinen zum Zeitpunkt des Interviews kaum vorhanden zu sein. Da für Emma das Erleben stabiler Bindungsstrukturen existenziell ist, misst sie dem Fehlen spezifischer Informationen zu LSBT*I*Q Community-Angeboten keine große Bedeutung zu.

Allerdings kann auch vermutet werden, dass fehlende Informationen es erschweren, die Bedeutsamkeit dieser Informationen für die eigene Lebensgestaltung einschätzen zu können; das heißt, dass Emma den Wert von Informationen über Community-Angebote für die Entwicklung ihrer sexuellen Orientierung letztlich nicht bewerten kann. Demgegenüber sind die Interaktion mit ihren Betreuer*innen und die

familiennahen Strukturen für sie von zentraler Bedeutung; ihre Parteilichkeit für die Betreuer*innen ist auch Ausdruck einer erfolgreichen stabilen Bindung zu ihren Bezugspersonen und dem damit einhergehenden tiefen Vertrauen in diese. Emma war es möglich, ein Umfeld zu schaffen, in dem sie sich sicher, geborgen und wertgeschätzt fühlt. Für sie ist es von großer Bedeutung, dass das soziale Gefüge nicht gefährdet wird, so dass sie mögliche kritische Aspekte abwehrt. Mit ihrer Äußerung offenbart sie allerdings, dass die Betreuer*innen nur wenige Informationen über LSBT*I*Q Community-Angebote haben und keine Vernetzungsstrukturen in die Community vorhanden sind.

Da Sexualität aufgrund des Erlebens von sexuellem Missbrauch für Emma ein überaus vulnerabler Aspekt ihres Seins ist, nutzt sie verschiedene Möglichkeiten, sich vor weiteren Verletzungen zu schützen. So kann die Selbstbeschreibung als demisexuell eine Strategie zur Bewältigung des Traumas sein, da diese als eine Form von Asexualität den Blick auf Sexualität im engeren Sinn erst einmal versperrt. Auch hat sich Emma ein Umfeld schaffen können, in dem sie sich sicher und geborgen fühlt, in dem sie als emotionales Subjekt wahrgenommen wird und nicht als sexuelles Objekt. Der zurückhaltende und zugleich offene Umgang der Betreuer*innen mit ihrer sexuellen Identität ermöglicht es Emma, Grenzen zu setzen und selbstbestimmt zu entscheiden, mit welchen Aspekten von Sexualität sie sich auseinandersetzen möchte.

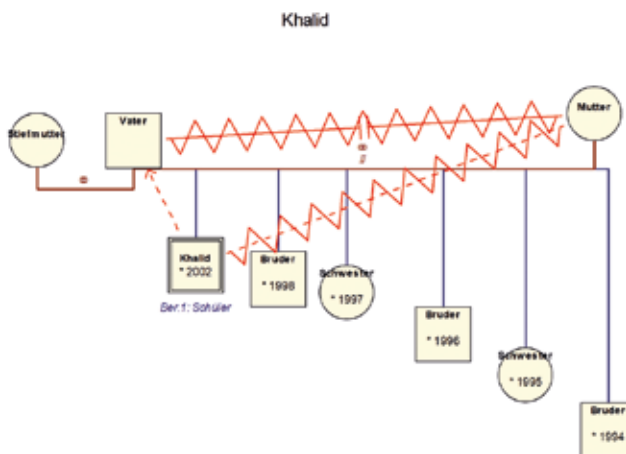
Daher stellt sich die Frage, an welchem Punkt Informationen zu geschlechtlicher Vielfalt und Community-Angebote hilfreich sein könnten, um einerseits Emma in ihrem Prozess der Identitätsfindung und andererseits die sensible Arbeit der Betreuer*innen zu unterstützen: Da Emma nicht wieder etwas Angreifbares, Vulnerables sein möchte und sie aktives Nachfragen zu ihrer Sexualität als Grenzüberschreitung ansehen könnte, scheinen indirekte sexualerzieherische Angebote wie die Zugänglichkeit zu Informationsflyern, Büchern, Videos usw. geeignet zu sein, ihre geschlechtliche Selbstfindung zu unterstützen. Das könnte auch eine Unterstützung für die Arbeit der Betreuer*innen darstellen, da dadurch eine affirmative Atmosphäre geschaffen wird, in der verschiedenen sexuellen Orientierungen und geschlechtlichen Selbstbeschreibungen, wozu auch Formen von Asexualität gehören, wertschätzend begegnet wird.

4.3 Khalid (17 Jahre alt, PoC, cis-männlich, schwul)

4.3.1 Aktuelle Lebenssituation von Khalid

Khalid wohnt zum Zeitpunkt des Interviews seit zwei Jahren in einer betreuten Wohngruppe, die gemischtgeschlechtlich ausgerichtet ist. Er lebt in der Wohngruppe offen homosexuell. Khalid ist 17 Jahre alt und hat fünf ältere Geschwister, drei Brüder und zwei Schwestern. Alle Geschwister sind inzwischen aus der elterlichen Wohnung ausgezogen. Seine Eltern sind geschieden, sein Vater ist erneut verheiratet. Beide Elternteile wohnen jedoch in Khalids Heimatstadt. Seine Geschwister wurden ohne große Zeitsprünge nacheinander geboren, d. h. sie haben nur geringe Altersunterschiede. Nach der Trennung der Eltern lebten ein Bruder beim Vater und ein anderer Bruder mit ihm bei der Mutter. Die anderen Geschwister waren bereits weggezogen. Heute leben alle Geschwister in verschiedenen Städten Deutschlands.

Abbildung: Genogramm Khalid



Inzwischen hat Khalid wieder zu beiden Elternteilen Kontakt, wobei seine Homosexualität nicht thematisiert wird. Während sein Vater seine Homosexualität als eine sexuelle Entwicklungsphase erachte, die vorübergehen werde, verdränge seine Mutter seine sexuelle Orientierung. Beide Eltern würden in ihm vor allem ihren Sohn sehen.

K: *Also mittlerweile geht es jetzt. Mittlerweile habe ich zu beiden jetzt Kontakt. Meiner Mutter geht es jetzt besser. Ich glaube sie verdrängt das so, dass ich schwul bin. So komplett und siebt halt auch, genauso, wie bei meinem Vater, nur den Sohn in mir, weißt du. Mehr halt einfach nicht. Ja.*
#00:16:29#

Seinen Vater beschreibt Khalid als einen Menschen mit traditionellen Vorstellungen zu Familie. Daher habe ihn die Trennung von seiner Mutter stark belastet.

K: *Mein Vater hat immer noch ziemlich viele Probleme mit dem, was so generell passiert ist in der gesamten Familie. Dass alles halt nicht so gut gelaufen ist, wie es eigentlich hätte laufen können. Also er hat sich halt so eine komplett normale Familie vorgestellt, weißt du. Mutter, Vater und Geschwister und so, aber so (Pause 3 Sek.) dadurch, dass (es) halt eben zur Trennung kam und jeder seinen eigenen Weg gegangen ist, hat er sich irgendwie so voll, weiß nicht, also der hat sich selber so die ganze Schuld gegeben. So, warum das alles passiert ist, und ich habe auch, irgendwann habe ich ihm auch gesagt, dass ich schwul bin, und er hätte gemeint, es wäre nur eine Phase. Es wäre nichts Besonderes. Es wäre halt einfach nur, es kommt und es geht irgendwann wieder. [...]*
#00:16:04#

In seiner Erzählung beschreibt Khalid die traditionelle, normstiftende Haltung seines Vaters, die sich in einer heterosexuellen, auf Reproduktion ausgerichteten Familienstruktur verwirklicht. In der Wahrnehmung des Vaters gibt es in der Familie allerdings zwei Normbrüche, zum einen die Trennung der Eheleute und damit das Auseinanderbrechen der Familie, und zum anderen die von der heterosexuellen Norm abweichende sexuelle Orientierung Khalids. Während die Trennung ein unverrückbares Faktum darstellt, versucht der Vater, Khalids Homosexualität in seinen heteronormativen Wertekanon zu integrieren, indem er sie als sexuelle Entwicklungsstufe beschreibt, die vorüber geht.

Seine Mutter beschreibt Khalid wiederum als sehr gläubig, wobei diese eine heteronormative gesellschaftliche Ordnung in ihrer Religion begründet sieht:

K: *Meine Mutter ist streng religiös. Fast schon fundamentalistisch, keine Ahnung. Also sie ist, sie ist streng gläubig halt, und das ist halt eigentlich ziemlich schwer, weil, keine Ahnung, wenn man so, es ist halt, weiß nicht. Wenn es so um alles Göttliche oder so geht, kriege ich dann halt schon immer so bisschen Probleme, so, denke ich mir so: „Hmmm, okay. Soll ich mich jetzt outen, oder nicht?“ Ja. #00:10:08#*

Die strenge Religiosität der Mutter hindert Khalid daran, mit ihr offen über seine sexuelle Orientierung zu sprechen, da der von der Mutter vertretene religiöse Wertekanon eine Ablehnung von Homosexualität beinhaltet. Er vermutet daher, dass er in Bezug auf „alles Göttliche“ ihren Wertekanon nicht durchdringen kann und zudem befürchtet, für seine normabweichende sexuelle Orientierung sanktioniert zu werden. Die Formulierung „kriege ich dann halt schon immer so bisschen Probleme“ legt zudem nahe, dass er bereits Diskussionen bezüglich des religiösen Weltbildes der Mutter geführt hat und mit seiner Sicht auf Welt nicht zu ihr durchdringen konnte. Auch liegt nahe, dass er bereits die Erfahrung gemacht hat, dass eine Normabweichung zu „Problemen“ geführt hat. Daher kann auch vermutet werden, dass das Verhältnis zu seiner Mutter schon länger konflikthaft war.

Khalid erzählt aber auch, dass er zu seinen Geschwistern ein gutes Verhältnis habe:

K: *[...] Ich will mit meiner Schwester am liebsten gleichzeitig in [Stadt] studieren, weil, mein Bruder hat da Medizintechnik, glaube ich, studiert. Und da haben wir ihn halt öfters besucht und ich finde, ich finde [Stadt] so schön. Ich weiß nicht wieso. [...] Also wenn wir das gemeinsam studieren würden, würde ich auch mit ihr zuerst gemeinsam in einer WG wohnen und gemeinsam so, ja. Es wird schon ziemlich cool, so. [...] #00:58:47#*

Das angeführte Zitat verweist auf positive Geschwisterbeziehungen, da Khalid und seine Schwester einen der Brüder an seinem Studienort „öfters“ besuchten und er sich zudem vorstellen kann, mit seiner Schwester in Wohngemeinschaft zu leben.

Geschwisterbeziehungen sind die längsten Beziehungen, die ein Mensch hat. Stabile Bindungen zu den Geschwistern können instabile Bindungsrepräsentationen zwischen Eltern und Kindern ausgleichen, so dass diese in der Trennungsphase der Eltern stabilisierend wirken, d. h. beispielsweise Verlustängste abmildern können. Die stabile Bindung zwischen Khalid und seinen Geschwistern hatte auch nach ihrer räumlicher Trennung Bestand, so dass die Geschwisterbindung für

Khalid insbesondere in einer krisenhaften Zeit eine für ihn bedeutsame Ressource darstellte.

Khalid erzählt, dass seine Freunde ihn als „ehrlich“ und „aufgedreht“ beschreiben würden:

K: *Meine Freunde würden mich, also würden halt sagen, dass ich ziemlich aufgedreht bin. Vielleicht auch ziemlich ehrlich. Zu ehrlich. Was ich aber gar nicht mal so schlecht finde. Ja. Das so am ehesten. Ja. So würden mich meine Freunde nennen. #00:03:02#*

Die Formulierung „zu ehrlich“ verweist auf den Umstand, dass Khalid seine Meinung offen äußert und dabei ab und an Gefahr läuft, andere Personen zu brüskieren. Dennoch erachtet er diese Eigenschaft als positiv. Seine Selbstbeschreibung legt daher nahe, dass Khalid ein positiv besetztes Selbstbild hat.

In dem Interview mit Khalid zeigen sich zwei Narrative, wobei eines sich auf sein inneres und äußeres Coming-out und seine Identitätsfindung bezieht und das zweite Narrativ von der konflikthafter Beziehung zu seiner Mutter handelt; diese war ihm gegenüber wiederholt gewalttätig geworden. Die beiden Narrative sind miteinander verwoben durch die Offenlegung seiner Homosexualität, die zu einer Eskalation der Gewalt führte.

4.3.2 Gründe für die Fremdunterbringung – Coming-out

Bei Khalid erfolgte eine Fremdunterbringung nach § 8a SGB VIII, d. h. es wurde eine Kindeswohlgefährdung festgestellt, die eine sofortige Unterbringung in einer Einrichtung der Jugendhilfe zur Folge hatte.

Mit Unterstützung zweier seiner Brüder wandte sich Khalid an das Jugendamt, in der Hoffnung, dort Hilfe zu erhalten. Er fühlte sich von seiner Mutter wegen der Offenlegung seiner Homosexualität derart bedroht, dass er um sein Leben fürchtete. Dem Schritt, sich an das Jugendamt zu wenden, sei eine Zeit vorausgegangen, in der ihn seine Mutter wegen seiner Homosexualität drangsaliert habe und wiederholt gewalttätig geworden sei.

Khalid führte ein Tagebuch, in dem er seine alltäglichen Erfahrungen niederschrieb, ebenso seine homoerotischen Gefühle. Er erzählt, dass das Tagebuch sein Medium gewesen sei, Geschehnisse zu bearbeiten:

K: *Ja, so meine verliebten Sachen, so, weiß ich nicht, halt so, aber auch so voll die asozialen Sachen (lacht) halt um, so, weiß nicht. Das war halt so, mein Tagebuch war halt so das Medium, womit ich halt irgendwie meine ganzen Sachen, die ich erlebt habe, verarbeiten konnte. #00:05:46#*

Wegen der homoerotischen Gedanken, die er in seinem Tagebuch niedergeschrieben hatte, vermutete seine Mutter, dass er schwul sei. Daraufhin habe sie ihn konfrontiert und verdeutlicht, dass sie seine Homosexualität unter keinen Umständen akzeptieren werde. Die Ablehnung habe Khalid zunächst versucht auszuhalten, in der Hoffnung, sie mildere sich nach der ersten Reaktion ab:

K: *Ja. Und hat es meine Mutter eben halt herausgefunden. Die hat halt eben, das war halt so in so einer Schublade im Tisch und, (lacht) hat sie halt herausgeholt und hat es dann gelesen, und war dann halt richtig wütend. Ja, und dann ist sie halt so zu mir gekommen und hat mich noch nicht einmal so richtig darauf angesprochen, sondern war direkt, also ist schon fast eskaliert und hat so gemeint: „Was mit dir los sei?“ und so und blablabla halt. Und das war halt schon ziemlich krass und dann wusste ich halt nicht, was ich machen soll und habe das erst mal so, erst mal so eingesteckt und dachte mir: „Ja, okay, gut. Hoffentlich hört das bald auf.“ und „Die wird es dann akzeptieren“, aber nein. War halt eben nicht so. #00:05:31#*

Das Verhalten der Mutter, in die Privatsphäre von Khalid einzudringen und sein Tagebuch zu lesen, in dem er seine intimen Gedanken aufschrieb, stellt zwar eine Grenzüberschreitung dar, zu der sie sich aber berechtigt sah. Möglicherweise geht ihre Handlungsweise mit ihrem Selbstverständnis als alleinerziehendes Familienoberhaupt einher: In ihrer Rolle als Mutter und alleinige Erziehungsinstanz sieht sie sich legitimiert, die Lebensbereiche ihrer Kinder zu kontrollieren, um vermeintlichen ‚Schaden‘ von diesen abzuwenden. Infolgedessen gesteht sie ihnen keine Privatsphäre oder Geheimnisse vor ihr zu. Dabei kann vermutet werden, dass das Selbstverständnis als Mutter und normgebendes Familienoberhaupt eng verknüpft ist mit klaren Vorstellungen darüber, wie ihre Kinder zu sein haben bzw. welche Lebensentwürfe angemessen seien: Da die Mutter Normabweichungen als ‚schädlich‘ für ihre Kinder erachtet, sanktioniert sie diese gegebenenfalls mit physischer oder psychischer Gewalt, wobei sie durch deren Ausübung einen maßregelnden bzw. ‚korrigierenden‘ Effekt beabsichtigt – um so zukünftigen Schaden von den Kindern fernzuhalten.

Die Mutter konfrontierte Khalid mit seinen Tagebuchaufzeichnungen und verdeutlichte ihre Ablehnung. Seine Formulierung, „[sie] hat mich noch nicht einmal so richtig darauf angesprochen, sondern war direkt, also ist schon fast eskaliert [...]“ legt nahe, dass die Kommunikation der Mutter von Beginn an einen sanktionierenden und abwertenden Charakter hatte. In Khalids Erzählung folgt die Frage der Mutter, was mit ihm los sei, erst nach seiner Beschreibung, dass diese ihn konfrontiert habe und die Situation „fast schon“ eskaliert sei. Daher ist zu vermuten, dass diese Frage nicht dazu dient, Khalids Entwicklungsprozess zu eruieren, sondern vielmehr als rhetorische Frage zur Einleitung nachfolgender Herabsetzungen diene. Die verbalen Injurien seiner Mutter setzt Khalid mit physischen Schlägen gleich, die er „erst einmal einsteckte“, d. h. er nahm die Situation derart wahr, dass seine Mutter verbal auf ihn einschlug. Möglicherweise war Khalid von der Heftigkeit der Reaktion seiner Mutter überrascht und stand ihr daher hilflos und ohnmächtig gegenüber. Er hoffte, dass sich ihr Zorn legen würde, wurde aber eines Besseren belehrt – wie seine weiteren Erzählungen zeigen.

Khalid sah zunächst keine andere Möglichkeit, als in der mütterlichen Wohnung zu bleiben. Er war zum Zeitpunkt der Geschehnisse fünfzehn Jahre alt. Möglicherweise hatte er nicht damit gerechnet, dass seine Mutter in seine Privatsphäre eindringen würde und platzierte daher sein Tagebuch an einem für ihn einfach zugänglichen Ort, nämlich in der Schublade seines Tisches. Seine weiteren Erzählungen verweisen auf Vorbehalte gegenüber der strengen Religiosität der Mutter, so dass er sich auch veranlasst sah, seine Homosexualität zu verschweigen. Folglich kann auch vermutet werden, dass er zwar mit ihrer Ablehnung rechnete, aber nicht mit ihrer zunehmenden Vehemenz, die schließlich in physischer und psychischer Gewalt mündete. Auch war er zu diesem Zeitpunkt in seiner Selbstfindung noch verunsichert und ihre fortdauernde, massive Ablehnung kann seine Verunsicherung verstärkt haben. In dem älteren Bruder, der ebenfalls bei seiner Mutter wohnte, sah er offenbar zu diesem Zeitpunkt keine für ihn zugängliche Unterstützung oder Hilfe.

Nachdem seine Mutter die Vermutung hegte, dass Khalid schwul sein könnte, habe sie begonnen, ihn sozial zu isolieren und zu kontrollieren. Auch habe sie ihn nachts terrorisiert und mit dem Tode bedroht. Dabei habe sie nicht davor zurückgeschreckt, seine Brüder als willfähige ‚Vollstrecker‘ zu imaginieren. Khalid erzählt weiterhin,

dass die herausragende Bedeutung von Familie ihn daran gehindert habe, anderweitige Hilfe zu suchen. Auch habe er das Hilfesystem nicht gekannt.

K: [...] *Es war schon echt krass, als sie es herausgefunden hat. [...] Und ja, keine Ahnung, hat mich dann nachts mehrmals aufgeweckt einfach so und wollte mich fast umbringen mit einem Messer. Hat gemeint, sie würde meine Brüder auf mich hetzen, dass die mich umbringen würden, zusammenschlagen würden, was ich aber nicht geglaubt habe. Ich durfte, nach der Schule durfte ich nicht mehr rausgehen, ich durfte kein Fernsehen gucken, ich durfte nicht zocken, ich durfte nicht an den Laptop, ich hatte kein Internet. Ich war halt einfach die ganze Zeit in meinem Zimmer. [...] Ich war komplett isoliert. Ich kannte so etwas wie Jugendamt gar nicht. Das einzige, was es gab bei mir, war einfach nur, ja, die Familientradition. Die komplette Familie hat höchste Priorität, und das muss auch so sein. [...] #00:12:50#*

In dem angeführten Zitat erzählt Khalid von den gewalttätigen Übergriffen seiner Mutter, die von Schlafentzug bis zur angedrohten Tötung reichten. Dabei ist zu vermuten, dass sie mit dem Messer an seinem Bett stand und ihm so verdeutlichte, ihn auch töten zu können. Das Kombinieren von Schlafentzug mit Einschüchterungen und (Todes-)Drohungen versetzt Menschen in einen permanenten Zustand von Angst, da sie das Gefühl haben, in Situationen, in denen sie keine bewusste Kontrolle haben, hilflos einem anderen Menschen ausgeliefert zu sein. Daher kann angenommen werden, dass Khalid auch in den Nächten, in denen er nicht von seiner Mutter terrorisiert wurde, ebenfalls kaum schlief. Schlafmangel, Schlafentzug und das wiederholte ‚Herausreißen‘ aus dem Tiefschlaf haben körperliche und psychische Folgen und können u. a. zu einer höheren Infektanfälligkeit, Denkstörungen und Reizbarkeit führen (vgl. Stevens 2015). Daher kann angenommen werden, dass ihr Verhalten Khalid psychisch tiefgreifend destabilisierte.

In dem Zitat erzählt Khalid auch, dass seine Mutter ihm jegliche sozialen Kontakte entzog und ihn isolierte, einschließlich des Zugangs zu digitalen Medien. Dieses Verhalten legt nahe, dass sie vermutete, Khalid sei durch äußere Einflüsse schwul geworden, die nicht ihrer Kontrolle unterlagen. Mit dem Externalisieren möglicher Ursachen für Khalids Homosexualität blieb die Familie als soziales und emotionales System ungefährdet und unhinterfragt, ebenso die Mutter als diejenige, die Khalid makellos ausgetragen und geboren hatte. Indem die Mutter zum Beispiel Freund*innen und Medien für Khalids normabweichende Entwicklung verantwortlich machte,

begünstigte sie allerdings auch die Wahrnehmung, dass Khalid psychisch fragil und damit beeinflussbar wäre. Indem sie ihn dieser Einflüsse entzog und zugleich ‚korrigierend‘ auf ihn einwirkte, hoffte sie auf die Möglichkeit, dass er wieder ‚normal‘ würde. Sie konstruierte auf diese Art und Weise Homosexualität als etwas ‚Unnatürliches‘, das nicht ihrem heteronormativen Wertekanon entspricht. Zugleich verunmöglichte sie ihm, durch den Austausch mit anderen Hilfe und Unterstützung zu erhalten. Auch wenn sie mögliche Ursachen für Khalids Normabweichung externalisieren konnte, stellte schiere Existenz der Normabweichung eine schwerwiegende Bedrohung der Familienwerte dar, so dass sie sich veranlasst sah, diese mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln in aller Vehemenz zu verteidigen.

Indem seine Mutter die Geschwister als Repräsentanten ihrer Weltanschauung konzipierte und sie zu vermeintlichen ‚Vollstreckern‘ ihres Willens machte, beabsichtigte sie, Khalid auch von diesem möglichen Hilfesystem zu isolieren. Die Mutter suggerierte, dass seine Geschwister ihren Wertekanon teilen und sich auch zu willfährigen ‚Vollstreckern‘ ihres Willens machen lassen würden. Auch wenn Khalid diese Androhung in Frage stellte, konnte das dennoch sein Gefühl, isoliert zu sein und sich keinem weiteren Familienmitglied anvertrauen zu können, verstärkt haben. Daher wandte er sich vorerst nicht an seine Geschwister und bat diese nicht um Hilfe oder Unterstützung. Auch kann nicht ausgeschlossen werden, dass Khalid durch den Terror seiner Mutter schon derart psychisch destabilisiert war, dass er nicht mehr in der Lage war, Hilfe einzufordern. Schließlich blieb die Verunsicherung, ob seine Brüder nicht die Ablehnung der Mutter teilten.

Die Priorisierung der Familie als zentrale soziale Einheit und die besondere Betonung der „Familientradition“ lassen diese zum alleinigen Verhandlungsraum für die Lösung von Konflikten werden; das Familienoberhaupt, hier die Mutter, wird zu einer Art ‚richterlicher‘ Instanz, die ‚be- und verurteilt‘ und ggf. sanktioniert. Dieser Familienwert bzw. diese Familienstruktur befördert eine Isolation nach außen, weshalb es nachvollziehbar erscheint, dass Khalid keine nicht-familiären Hilfesysteme einbezieht oder überhaupt gekannt hat. Insbesondere der isolierende Charakter dieser Familienorganisation, die weiteren isolierenden Maßnahmen seiner Mutter und die Wirkmächtigkeit der Familientradition führten dazu, dass Khalid seine Situation als ausweglos wahrnahm und darin verharrte.

Nachfolgend erzählt Khalid exemplarisch von einigen gewalttätigen Übergriffen seiner Mutter, wobei er betont, dass weitaus mehr geschehen sei:

K: *Sie hat mich immer als Schwuchtel bezeichnet. Als ob ich eine Krankheit in mir tragen würde, das man wieder rausscheuchen kann von mir. Sie wollte mich mit einer 14-Jährigen verheiraten. Sie wollte, war dann halt auch, dass ich einmal in der Abstellkammer schlafen musste. Aber eigentlich war das ziemlich cool (lacht). Sie wollte, also war ziemlich viel. Sie hat mich nachts öfters aufgeweckt, hat mich angeschrien, wollte, dass ich rausgehe und dass ich nichts mehr mit ihrem Leben zu tun habe, ich soll komplett weggehen von ihrem gesamten Tun und Haben und was sie alles will und so. [...] Das war viel zu schlimm. Ich wusste nicht mehr, was ich machen soll. Keine Ahnung. Ja. Es war halt auch, es war viel mehr als nur das, was ich gesagt habe, es hat, ja. #00:55:30#*

Khalid erzählt, dass seine Mutter ihn verbal herabgesetzt und pathologisiert habe. Auch habe sie beabsichtigt, ihn mit einem gleichaltrigen Mädchen zu verheiraten. Da seit 2017 die Ehemündigkeit in Deutschland erst mit der Volljährigkeit gegeben ist, hätte es sich in diesem Fall um eine erzwungene Ehe mit einer Minderjährigen gehandelt. Ungeachtet dessen sah die Mutter darin vielleicht die Möglichkeit, so die Homosexualität ihres Sohnes zu bekämpfen. Zugleich hätte diese ‚Ehe‘ eine heteronormative Außendarstellung bewirkt, d. h. Khalids Homosexualität verdeckt.

Khalid erzählt weiterhin, dass seine Mutter ihn gezwungen habe, in einer Abstellkammer zu nächtigen. Seine Bewertung dieses Geschehens als „cool“ verweist auf seine Bewältigungsstrategie, diesen Gewaltakt so abzumildern, dass das gewalttätige Verhalten seiner Mutter für ihn rückblickend erträglich wird. Eine Abstellkammer ist üblicherweise ein kleiner Raum, in dem alltägliche Dinge des Haushalts und Reinigungsutensilien untergebracht sind; sie ist im Regelfall nicht als ‚Wohnraum‘ konzipiert, d. h. nicht groß genug, um dort mit gestrecktem Körper zu nächtigen; auch wird sie in der Regel von außen verschlossen. Der Zwang, dort nächtigen zu müssen, beinhaltet eine schwerwiegende Abwertung von Khalid, denn er wird gleichgesetzt mit all den Dingen, die dort untergebracht sind; er ist nicht länger Subjekt, sondern Objekt. Der Zwang wurde durchgesetzt, indem die Mutter ihn entweder einsperrte oder aber er so große Angst hatte, dass er den Raum nicht verließ.

Auch habe die Mutter gedroht, ihn zu verstoßen, er solle „komplett weggehen“. Es kann vermutet werden, dass der Umstand, völlig auf sich alleine gestellt zu

sein, nicht zu wissen, wo man Schutz und Unterkunft erhalten kann und keine Zukunftsperspektive zu haben, einen vierzehnjährigen Jungen stark verunsichern kann. Die Formulierung „komplett weggehen von ihrem gesamten Tun und Haben“ legt nahe, dass er den Eindruck hatte, mit dem Rauswurf all jene Strukturen zu verlieren, die ihm bis dahin zumindest eine gewisse Form von Sicherheit gegeben haben. Der angedrohte Rauswurf evoziert daher ein Gefühl von absoluter Ausweglosigkeit und Hilflosigkeit.

Schließlich verdeutlicht Khalid, dass die angeführten Geschehnisse nur exemplarisch seien und es zahlreiche Situationen geprägt von schwerwiegender physischer und psychischer Gewalt gegeben habe. Zugleich mildert er einige Geschehnisse ab, beschreibt sie sogar als „cool“. Indem er das Ausmaß der Gewalt entschärft, ist es Khalid möglich, auch deren zerstörerische Wirkung auf sein Selbstwertgefühl abzumildern. Khalid war letztendlich in einer Situation, in der er derart psychisch destabilisiert war, dass es ihm nicht einmal mehr möglich war, Hilfe zu holen, er war tatsächlich ‚helf-los‘. Auch kann vermutet werden, dass ihn die Auseinandersetzungen mit den anhaltenden Herabsetzungen und Misshandlungen erschöpft und entmutigt haben. Zudem liegt nahe, dass Khalid Angst hatte, auf sich allein gestellt zu sein und auf eine ungesicherte Zukunft zuzugehen.

Die Abmilderung der Geschehnisse war für Khalid auch eine überlebensnotwendige Bewältigungsstrategie. Die nach wie vor vorhandene Bindung zu seiner Mutter erschwerte es ihm auch, ihr Verhalten als gewaltvoll und menschenverachtend darzustellen. Ein weiterer Grund für seinen abgemilderten Blick auf das Verhalten seiner Mutter könnten Schuldgefühle sein, die darin begründet sind, dass durch seine von der Heterosexualität abweichende sexuelle Orientierung das familiäre Gefüge gestört und das gewaltvolle Verhalten seiner Mutter evoziert würde. Damit greift er die Vorhaltungen seiner Mutter auf und verinnerlicht diese; auf diese Art und Weise ist es der Mutter zugleich möglich, sich von ihrem gewaltvollen Verhalten zu entlasten und dafür nicht die Verantwortung übernehmen zu müssen.

Khalid versucht, seine Lebenssituation zu deeskalieren, in dem er vortäuscht, eine Freundin zu haben:

K: *Ich habe ihr, ich habe halt, ich hatte halt eine Freundin und habe dann meiner Mutter so gesagt: „Hey, ich habe eine Freundin. Guck mal.“ Und, ja und es war eigentlich so, es war so blöd einfach von vorne bis hinten. Aber ich wusste einfach in dem Moment selber nicht, was ich machen soll. Es war halt einfach so die letzte, letzte Notlösung, die ich halt einfach hatte und ja. (Pause 3 Sek) Ja. #00:13:22#*

Da Khalid für sich keinen Ausweg sieht, dem gewalttätigen Verhalten der Mutter zu entgehen, sieht er in seiner Verzweiflung die „letzte Notlösung“ darin, ihr mittels einer heterosexuellen Beziehung mit einem Mädchen zu signalisieren, dass er nunmehr wieder ihren heteronormativen Erwartungen entspricht.

K: *[...] Habe ich dann auch, hatte ich dann auch meine erste Freundin. Als Alibi. Mies. Es war so schlimm, weil, weiß nicht, ich habe mich so gar nicht wohl gefühlt. Ich dachte mir so: „Okay, gut. Du hast eine Freundin und du bist hetero. So. Und jetzt mach‘ etwas daraus.“ Und ich habe es versucht, aber da war halt einfach irgendetwas in mir, das mir gesagt hat: „Ne, du verarscht dich gerade komplett selbst.“ Ja. Habe ich ihr [Anmerkung: der Freundin] dann auch gesagt und dann wurde es auch wieder ein bisschen ruhiger und so bei ihr, aber dann irgendwann konnte ich halt einfach nicht mehr. Und habe ihr dann auch gesagt, wie das ist (lacht). Und, ja und dann hat sie es voll verstanden, aber war, es war halt einfach echt komisch. Die ganze Situation war echt komisch irgendwie, weiß ich nicht. Kam damit gar nicht klar, ja. #00:12:50#*

Anhand des angeführten Zitats wird deutlich, dass die kontinuierlichen Repressionen der Mutter Wirkung zeigten und Khalid ihren heteronormativen Vorstellungen gerecht werden wollte. Die Formulierungen „[...] du bist hetero. So. Und jetzt mach‘ etwas daraus“ verweisen darauf, dass er gewillt war, den mütterlichen Wertvorstellungen gerecht zu werden und ein Beziehungs- bzw. Familienkonzept zu gestalten, welches ihren Anforderungen entspricht. Zugleich ist er sich dessen gewahr, dass die Zuschreibung „du bist hetero“ nicht seinem Wesen entspricht und daher letztlich auch nicht tragfähig ist. Auch ist sich Khalid dessen gewahr, dass er sich mit diesem Versuch selbst verleugnet. Das angeführte Zitat lässt weiterhin vermuten, dass Khalid zugleich die Erwartungen seiner Freundin an eine Beziehung nicht erfüllen konnte und die Beziehung daher konflikthaft war. Erst als er ihr sein Motiv für diese Beziehung offenlegte, traf er auf Verständnis. Die Formulierung „kam damit gar nicht klar“, lässt vermuten, dass er sich für sein Verhalten seiner Partnerin gegenüber schämte.

Der gescheiterte Versuch, den heteronormativen elterlichen Wertvorstellungen zu genügen, offenbart Khalid aber auch, dass seine Homosexualität unabänderlicher Aspekt seiner Kerngeschlechtsidentität ist, die er, quasi gleich einem Fatum, annehmen muss.

Das gewalttätige Verhalten seiner Mutter lässt Khalid jedoch an sich selbst zweifeln. Er erzählt von seiner gedanklichen Auseinandersetzung, dass etwas an ihm falsch sein müsse, wenn seine Mutter ihm das Gefühl gebe, ihn zu hassen:

K: *Ich hatte ziemlich viel Angst, also schon mehr als nur Angst. Also, keine Ahnung. Manchmal saß ich nachts in meinem Bett und habe dann so stundenlang darüber nachgedacht, so: „Ist das eigentlich okay, was du selber da machst? Bist du wirklich du selbst?“ Weißt du, ich habe mich so voll hinterfragt bei so vielen Dingen, die eigentlich so unnötig sind. Aber ich habe mich das halt einfach hinterfragt, weil ich mir dachte: „Wie kann eine Person so krass, also mich so krass hassen?“, so, weißt du? Dachte ich mir: „Okay, gut. Da muss doch irgendetwas nicht stimmen mit mir.“, ja [...]. #00:56:43#*

In dem angeführten Zitat sieht Khalid das gewaltvolle Verhalten seiner Mutter als Ausdruck ihres Hasses ihm gegenüber. Ihr Verhalten löst bei Khalid ein starkes Gefühl von Angst aus, wobei seiner Auffassung nach diese Formulierung seine Emotion nicht hinlänglich beschreibt. Angesichts der beschriebenen Geschehnisse kann von dem Vorhandensein von Todesangst ausgegangen werden. Da Khalid hier jedoch die Worte fehlen, sein Gefühl zu beschreiben, liegt nahe, dass er sich zuvor ein solches beängstigendes Gefühl nicht hatte vorstellen können.

Khalids Reflexion lässt vermuten, dass er die ‚Schuld‘ für das gewalttätige Verhalten der Mutter in seinem Sosein sieht, denn wenn er ihren Ansprüchen genügen könnte, würde sie sich nicht derart gewalttätig verhalten. Sein Gedankenmuster entspricht demjenigen von Menschen, die wiederholt Gewalt in einem nahen Beziehungskontext erlebt haben. In diesem Gedankenmuster wird diejenige Person, die Gewalt verübt, ihrer Verantwortung für ihr Tun enthoben; wenn zudem „etwas mit mir nicht stimmt“, wird das gewaltvolle Verhalten gerechtfertigt. Infolgedessen wird vermutet, dass durch die Änderung des eigenen Verhaltens das gewalttätige Verhalten beendet werden kann. Mit dieser Gewaltdynamik geht eine Destabilisierung des Selbstwerts einher, ebenso Selbstzweifel über das eigene Sein. Khalid hat nicht nur

den Wertekanon der Mutter internalisiert, sondern es kommen auch die psychischen Auswirkungen von Gewalt im familialen Kontext zum Tragen.

Als er realisiert, dass die Rage seiner Mutter nicht nachlässt, sucht er Unterstützung bei seinen Geschwistern. Da er verunsichert ist, wie diese auf seine Homosexualität reagieren werden, wendet er sich erst an die Freundin einer seiner Brüder mit der Bitte, ihn zu unterstützen. Er spricht mit ihr über sein gleichgeschlechtliches Begehren und bittet sie, es den Geschwistern zu erzählen, die an jenem Tag anwesend sind. Khalid antizipiert die Möglichkeit einer Ablehnung, indem er ihr gegenüber sein homosexuelles Begehren abmildert als Bisexualität:

K: [...] *Da habe ich erst mal von meinem einen Bruder die Freundin erst mal darauf angesprochen und habe ihr dann gesagt, dass ich erst mal bi sei und nicht schwul, weil ich mir dachte: Okay, gut. Wenn ich, glaube ich, schwul sage, sagen würde, dass ich schwul wäre, wäre das so: „Oha.“, das wäre so das richtig Extreme. Deshalb sage ich noch so: „Ja, komm. Habe ich halt noch Hoffnung, dass ich trotzdem noch ein Mädchen bekomme.“ Ja. Und das ist, ja, ist aber ziemlich mies, weil ich in dem Moment dachte: „Du machst es gerade noch schlimmer, als es eigentlich schon ist.“*
#00:07:19#

Zu dem Zeitpunkt, als Khalid sich an seine Geschwister wendet, um Hilfe zu erhalten, ist er psychisch stark belastet und in seiner psychosexuellen Identität verunsichert. Auch hat die Mutter mit der Androhung, seine Brüder zu ‚Vollstreckern‘ ihres tödlichen Willens zu machen, das stabile Geschwisterverhältnis destabilisiert. Die Freundin seines Bruders ist für Khalid daher eine Art ‚Puffer‘, da er die Reaktionen seiner Geschwister nicht länger einschätzen kann.

Indem er sein gleichgeschlechtliches Begehren abmildert und formuliert, die Hoffnung zu haben, „trotzdem noch ein Mädchen zu bekommen“, signalisiert er ihr gegenüber seine Akzeptanz einer heterosexuell ausgerichteten Gesellschaftsordnung, von deren Norm sein Begehren abweicht. Seiner Auffassung nach ermöglicht es die Bisexualität, nach wie vor ein normgerechtes Leben zu führen, während Schwulsein das „richtige Extrem“ darstellt, d. h. einen unverrückbaren Normbruch. Da Khalid auf die Unterstützung seiner Geschwister angewiesen ist, ist ihm daran gelegen, eine Ablehnung zu verhindern: Folglich beschreibt er sein gleichgeschlechtliches Begehren als weniger ‚extremen‘ Normbruch, der ihm die Möglichkeit lässt, dennoch ein normgerechtes Leben zu führen.

Obleich Khalid bereits die Erfahrung gemacht hat, positiv besetzte Situationen bzw. Beziehungen zu gefährden, weil er sich selbst verleugnet, greift er erneut auf das ihm vertraute Verhaltensmuster zurück. Ihm vertraut ist allerdings auch sein Scheitern mit dieser Strategie, so dass ihm gewahr ist, dadurch seine Situation eher zu verschlimmern. Ungeachtet dessen erklärte sich die Freundin bereit, mit seinen Brüdern zu sprechen. So erfahren einige seiner Geschwister von seiner sexuellen Orientierung und seiner Notlage:

K: *Da war mein einer Bruder halt bei meinem Vater und so und mein anderer Bruder, halt eben [Name], war halt bei mir. Und dann hat er es halt herausge..., also hat er es halt mitbekommen und dann habe ich ihm halt einfach so gesagt: „Ja, ich kann hier nicht mehr weiterleben. Das ist mir viel zu viel.“ Und dann hat er gemeint: „Ja, das kann ich vollkommen verstehen. Ich versuche dich da rauszuziehen, oder so.“ Und dann wussten wir erst mal nicht, was wir machen sollen, und dann kam halt [Name], mein anderer Bruder, hat dann so gemeint: „Ja, wir können ja, keine Ahnung, ins Jugendamt gehen und dann da mal nachfragen, was man da machen kann.“*
#00:08:33#

Das Zitat legt nahe, dass Khalid sich zwar einigen Brüdern gegenüber outen wollte, jedoch nicht demjenigen gegenüber, mit dem er bei seiner Mutter wohnte: Khalid unterbricht seine Wortwahl „herausge...“, was darauf verweist, dass dieser es ‚herausgefunden‘ hat, entweder über seine Mutter oder eines der anderen Geschwister. Dass dieser Bruder ihn jedoch darin unterstützt, die prekäre Wohnsituation zu verlassen, veranlasst Khalid, diesen Umstand, der eine Grenzüberschreitung darstellt, abzumildern.

Dass Khalid mit Unterstützung der Freundin sich zwar einigen Geschwistern gegenüber outen will, jedoch nicht gegenüber dem Bruder, mit dem er zusammenwohnt, lässt vermuten, dass er diesem mit größerer Zurückhaltung begegnet. Ein Grund mag darin liegen, dass dieser den heteronormativen Vorstellungen von Khalids Mutter genügt und Khalid daher unsicher darin ist, inwiefern dieser die heteronormativen Werte der Mutter teilt. Die unterstützende Reaktion des Bruders signalisierte Khalid, dass dies nicht so ist. Schließlich wird Khalid in einer Wohngruppe untergebracht. Mit dem Wechsel in die Einrichtung der Jugendhilfe geht auch ein Wechsel der Schule einher:

K: *Genau. Das war aber noch, sozusagen vor den Ferien. Da habe ich die Schule dann sozusagen gewechselt und nach den Ferien war ich sowohl in die neue WG, als auch auf der neuen Schule.*
#00:19:47#

4.3.3 Äußeres Coming-out von Khalid

Während Khalid sich nicht gegenüber Mitschüler*innen seiner vorhergehenden Schule geoutet hatte, weil er befürchtete, gemobbt zu werden, legte er seine Homosexualität in der neuen Schule offen:

K: *Weiß ich nicht. Vielleicht gemobbt zu werden. Ja, ich denke mal vielleicht deshalb. Und es war halt so, ich habe mich halt in der neuen Schule geoutet, weil ich habe einfach so viel Scheiße miterlebt und ich dachte mir, das ist gar nichts eigentlich, mich da zu outen, in dem Moment und ich habe das einfach, also, es klingt so blöd, aber ich hatte halt einfach mal so eine richtige schwule Phase bei mir, wo ich dann einfach mehr war als nur ich selbst, oder so. Also richtig schwul, so, dass es jeder geheckt hat und ich weiß nicht, wieso ich es getan habe, aber ich war halt in dem Moment einfach nur ich selbst und dachte mir: „Okay. Jetzt mach einfach. Weil du es bist und du willst es auch einfach.“ Und habe mich dann auch bei jedem einfach, ich habe mich einfach komplett geoutet und so. Bei meinen ganzen Kumpels und so. Und bei meinen ganzen Freundinnen und ja. Eigentlich war das ziemlich cool so, wie die es aufgenommen haben. Es gab manche, die waren ziemlich asozial zu mir und haben dann einfach direkt vor mich, also vor meiner Anwesenheit einfach gelästert und voll die krasse Scheiße gesagt, wie: „Alle Schwulen sind pädophil“, wo ich dachte: „Gebt’s noch? Das macht doch eigentlich überhaupt keinen Sinn.“ So generell. Und, aber die hatten irgendwie das Gefühl, die treffen mich voll ins Schwarze, aber es war mir halt einfach so scheißegal in dem Moment, weil ich meine, wenn die Mutter auf dich zu rennt mit einem Messer und dann hast du so etwas, denkst du dir: „Ich habe so viel eigentlich erlebt und es ist einfach, das ist noch nicht einmal ein Bruchstück davon.“, so. Das ist einfach gar nichts, so. Das geht mir komplett am Arsch vorbei und ja. So, bockt mich nicht. Deshalb, und ich dachte mir auch so: „Ja, okay gut. Du machst gerade einen Neustart.“, ja. Soll doch jeder wissen. Und wer nicht damit klarkommt: „Tschüs.“ Ja. Ja.
#00:22:14#*

Khalids Aufnahme in die Einrichtung der Jugendhilfe und in die neue Schule betrachtet er als „Neustart“, der mit der Ausgestaltung seiner schwulen Identität einhergeht. In dem angeführten Zitat erzählt Khalid, dass er sich gegenüber Freund*innen und Mitschüler*innen outete. Er nimmt sein Schwulsein als Teil seines Selbst wahr,

„ich war halt in dem Moment einfach nur ich selbst“. Khalid beschreibt hier den Prozess der Identitätsfindung, die Entwicklung eines schwulen Selbstverständnisses und eines schwulen Selbstwerts. Zu dieser Entwicklung gehörte bei Khalid auch eine stereotype Repräsentation männlicher Homosexualität, so erzählt er, dass er eine „richtige schwule Phase“ gehabt habe, in der er „mehr war als nur ich selbst“. Diese Einschätzung lässt vermuten, dass Khalid verschiedene Repräsentationen erprobte und letztlich eine Repräsentation gefunden hat, die seinem schwulen Selbstverständnis entspricht. Zugleich erlaubte ihm die stereotype Darstellung männlicher Homosexualität, als schwul ‚erkannt‘ zu werden, so dass er nicht einem wiederholten, vereinzelt Coming-out ausgesetzt war. Möglicherweise hoffte er, so einer direkten Ablehnung zu entgehen. Dennoch wird er mit Vorurteilen und Abwertungen konfrontiert. Die Formulierung, „[...] die hatten das Gefühl, die treffen mich voll ins Schwarze“ legt nahe, dass Khalid vermutete, mit den Abwertungen sei beabsichtigt, ihn im Kern seines Wesens zu verletzen; ihm ist bewusst, dass seine Homosexualität ihn vulnerabel macht. Indem er diese Abwertungen in Relation zu seinen Gewalterfahrungen stellt, die ebenfalls in Bezug zu seiner Homosexualität stehen, ist es ihm möglich, diesen ihre Wirkmächtigkeit zu entziehen: Im Vergleich zu den gewalttätigen Übergriffen seiner Mutter erachtet er die verbalen Herabsetzungen als weniger schwerwiegend. Khalid nutzt seine lebensgeschichtlichen Erfahrungen als Ressource, die Abwertungen seiner Mitschüler*innen nicht an sich herankommen zu lassen: Seine Vulnerabilität macht ihn nicht zum Opfer, sondern ermächtigt ihn.

Der Umgang mit dem Coming-out ist ein bedeutsamer Aspekt der schwulen Identitätsentwicklung, zumal dieses ein sich beständig wiederholendes Szenario darstellt. Khalid ist es wichtig, dass die Menschen in seinem sozialen Nahraum von seiner Homosexualität wissen, gegenüber Fremden möchte er diesbezüglich zurückhaltend sein:

K: *Ja, ja, klar. Jetzt so mittlerweile mache ich mir schon Gedanken: „Wem sage ich es jetzt und wem nicht.“ Ich würde es jetzt nicht jedem sagen. Also, weiß nicht. Nicht jeder muss es wissen. Ich muss ja nicht überall immer Farbe bekennen. Keine Ahnung, also, ich finde es nur, ich will mich halt an manchen Stellen einfach nicht selber anhängen und sage das z. B. auch meinen Freunden und meiner Familie und auch hier in der WG, aber wenn ich jetzt irgendeine wildfremde Person kennenlernen würde, so, da hat das einfach, das hat einfach keine Priorität in dem Moment. Ich*

denke mir dann: „Okay, man kann auch über so vieles reden, wieso schreie ich dann direkt los: ‚Hey, ich bin schwul‘, so.“ Nein, das muss einfach nicht sein, ne. Ja. #00:29:54#

Die Formulierung „Farbe bekennen“ verweist auf Homosexualität als eine von der heterosexuellen Norm abweichende Identität, zu der sich immer wieder „bekannt“ werden muss. Für Khalid ist es bedeutsam, dass die Menschen in seinem sozialen Umfeld von seiner Homosexualität wissen, er möchte sich nicht länger verleugnen. Indem er gegenüber Fremden Vorsicht walten lässt, antizipiert er mögliche Ablehnungen oder gar Gewalterfahrungen. Seine Auffassung, man könne zuvorderst über viele Dinge reden und müsse daher die sexuelle Orientierung nicht in den Vordergrund stellen, kann als Versuch der Normalisierung seiner Homosexualität gelesen werden: Da Heterosexualität normstiftend ist, müssen heterosexuelle Menschen kein Coming-out leisten, denn ihre Heterosexualität wird vorausgesetzt. Indem Khalid seine Homosexualität anfänglich nicht offenlegt, findet eine Normalisierung nur darüber statt, dass angenommen wird, er sei heterosexuell. Daher kann vermutet werden, dass er sich durch das Verbergen seiner Homosexualität den Raum verschafft, die Situation hinsichtlich möglicher Diskriminierungen besser einschätzen zu können. Zugleich legt seine Formulierung, sein Schwulsein gegenüber Dritten nicht ‚herausschreien‘ zu wollen, nahe, dass er trotz seines positiven schwulen Selbstwerts negative Bilder über Homosexualität verinnerlicht hat und seine Homosexualität – und damit seine Vulnerabilität – nicht in den Vordergrund rücken möchte.

4.3.4 Khalids Reflexion seines Lebens im Heim

Zu Beginn seiner Fremdunterbringung habe Khalids Mutter ihn weiterhin mit dem Tode bedroht und ihn aufgefordert, nach Hause zurückzukehren:

K: [...] *Also das war ja so, dass ich abrupt direkt weggegangen bin von ihr. Das war ja nicht so, dass es wie so ein fließender Übergang war. Von heute auf morgen war ich halt einfach weg. So. Und da kamen auch die ersten Nachrichten. Das waren halt meistens nur Drohungen, so etwas von, wie: „Ja, ich bringe dich um, blablabla. Komm jetzt wieder zurück. Ich habe keinen Bock mehr auf dich. Hör‘ jetzt auf, auf diesen, also, mache jetzt nicht diesen ganzen Scheiß jetzt mit. Und komm jetzt einfach zurück.“ So. Habe das aber komplett ignoriert. Das war mir einfach komplett egal. Ich dachte mir: „Du kannst jetzt eh nichts mehr machen. Ich bin jetzt hier.“ Ja. Und dann ging es weiter, mit, wie: „Ich weine gerade. Bitte komm zurück. Ich vermisse dich total.“*

Und dann wurde mir auch ein bisschen mulmig und eigentlich wollte ich dann auch zurück, weil dann so das Innere zu mir gesagt hat: „Es ist deine Mutter. Du musst zurück. Letzten Endes ist sie deine Mutter und nicht die Leute, die hier sind.“, weißt du. Aber meine Brüder haben mich da unterstützt. Die haben dann gesagt: „Das ist erstmal gut für eine Zeit, wenn du wirklich hier bist. Und hier auch bleibst. Und es dir mal auch anschaust und so.“ Und ja. Und eigentlich bin ich auch total zufrieden damit, ja. #00:18:04#

In dem angeführten Zitat erzählt Khalid, dass er kurzfristig in der Wohngruppe untergebracht worden ist. Er vermutet, dass seine Mutter daher keine Möglichkeit hatte, sich auf seine Absenz einzustellen, es habe „keinen fließenden Übergang“ gegeben. Daher habe seine Mutter erneut mit Drohungen reagiert und ihn aufgefordert, zurückzukehren. In seiner Beschreibung vergleicht Khalid seine kurzfristige Fremdunterbringung mit einem geordneten Auszug eines Kindes aus dem Elternhaus. Letzterer ermögliche es den Eltern, sich auf die Begebenheit emotional einzustellen. Da seine Mutter jedoch diese Möglichkeit nicht gehabt hätte, habe sie mit Gewaltandrohungen reagiert. Es kann vermutet werden, dass Khalid in seinem nachsichtigen Blick auf seine Mutter eben jene Gewalt verdrängt, die der Anlass für die Fremdunterbringung war. Seine Mutter reagiert auf seine Absenz mit Drohungen, sogar mit der Drohung, ihn zu töten. Mittels derer versucht sie, die Kontrolle über Khalid wiederzugewinnen. Khalids Mutter wurde nach seiner Unterbringung vom Jugendamt kontaktiert und um ihr Einverständnis für die Unterbringung Khalids gebeten. In Khalids Erzählung sagt die Mutter, dass sie die Situation nicht länger mittragen werde: „Hör‘ jetzt auf, auf diesen, also, mache jetzt nicht diesen ganzen Scheiß jetzt mit. Und komm jetzt einfach zurück.“ Daher kann angenommen werden, dass die Mutter ihr Einverständnis für die Fremdunterbringung gab, weil sie dachte, so ihre Macht und Kontrolle über Khalid bewahren zu können. Als sie realisierte, dass dies nicht so ist, glaubte sie möglicherweise, mit der Androhung, ihr Einverständnis zurückzunehmen, Khalid zur Rückkehr zwingen zu können. Khalid wiederum ist sich inzwischen dessen gewahr, dass seine Mutter ihm nichts mehr antun kann, dass er vor ihrer Gewalt geschützt ist: „Du kannst mir jetzt nichts mehr machen.“ Das Verhalten der Mutter wiederum legt nahe, dass diese sich nicht dessen bewusst ist, Gewalt gegenüber Khalid auszuüben; sie sieht sich in ihrem Handeln, wie bereits beschrieben, religiös legitimiert und sieht Khalid als denjenigen an, der verfehlt.

Nachdem die Mutter sich dessen gewahr wird, dass ihre Drohungen nicht zum Ziel führen, appelliert sie an Khalids Verbundenheit und Liebe, sie vermisse ihn und weine. Dieser Appell scheint seine Wirkung nicht zu verfehlen, Khalid wird es „mulmig“ und sein „Inneres“ sagte, dass er zurückmüsse, da sie seine Mutter sei. Das „Innere“, das Khalid hier beschreibt, steht möglicherweise für jene Familienwerte, die er verinnerlicht hatte und die ‚der Familie‘ einen hohen Stellenwert einräumen. Auch zeigen sich in dieser Verunsicherung die Effekte von Macht und Kontrolle, der Khalid lange ausgesetzt war; er übernimmt ihre Perspektive (es habe keinen fließenden Übergang gegeben) und fühlt sich schuldig für ihr ‚Leid‘. So gerät Khalid in eine ambivalente Situation, in der er hin- und hergerissen ist zwischen dem Bedürfnis und der Notwendigkeit nach Schutz und der Verbundenheit zu seiner Mutter. Diese Ambivalenz wird durch das Verhalten der gewalttätigen Mutter genährt, die einerseits droht und andererseits an seine Liebe appelliert. Das von der Mutter verwendete Muster zwischen Drohung und Appell an die Liebe ist Bestandteil einer gewalttätigen Dynamik, die im sozialen Nahraum, d. h. zwischen Menschen mit einer engen Bindung, vorkommt. Das ‚Ziel‘ der Mutter ist, die Kontrolle über Khalid wiederzugewinnen. Es kann vermutet werden, dass sie annimmt, nur unter ihrer Kontrolle könne jene psychosexuelle Entwicklung noch verändert werden, die Khalid zeige. Da sie ihm jedoch bereits zuvor mit dem Tode gedroht hatte und diese Drohung anfänglich wiederholte, liegt nahe, dass seine Rückkehr auch hätte tödlich enden können. Letztlich kann Khalid nur mit Unterstützung seiner Geschwister seine Ambivalenz auflösen, da sie ihn darin bestärken, in der Fremdunterbringung zu verbleiben. Aus einer retrospektiven Betrachtung heraus bewertet Khalid diesen Schritt positiv, er sei „zufrieden“ damit. Diese Einschätzung legt nahe, dass ihm mit räumlichem und emotionalem Abstand das Ausmaß der Gewalt seiner Mutter bewusst geworden ist. Auch wenn Khalid Opfer familiärer Gewalt geworden war, konnte er in der Jugendhilfe sein Opfersein, d. h. die Verinnerlichung der Täterinnen-Perspektive und Schuldgefühle, auflösen.

In der Zeit seiner Fremdunterbringung hat sich Khalid bei allen Betreuer*innen und Bewohner*innen geoutet. Anfangs habe er Zeit gebraucht, um über seine Erfahrungen und seine sexuelle Orientierung zu sprechen. Zu seiner damaligen Bezugsbetreuerin habe er eine sehr enge Beziehung gehabt und sich bei ihr geoutet.

K: [...] Aber als ich dann eines Tages so gesagt habe: „Ja, ich glaube ich bin schwul.“ (lacht), hat sie dann, war sie erstmal voll geschockt, aber nicht so voll geschockt im Sinne von: „Oh, wie geht das nur?“, so „Das geht gar nicht.“, sondern eher so voll geschockt im Sinne von: „Voll krass, was du da erzählst und voll gut.“ und so. Und dadurch habe ich mich halt voll krass bestärkt irgendwie so in meinem Tun. Und da hat es auch angefangen so, dass wir so, auch zwischenmenschlich so irgendwie, es war halt irgendwie anders. Keine Ahnung. Dadurch, dass ich ihr halt so vieles erzählt habe und so und sie auch teilweise auch ziemlich viel von sich auch erzählt hat, war das schon krass so. Ja. Hatte ich voll die krasse Bindung zu [Name], ja. [...] #00:29:02#

Da das Vertrauensverhältnis zwischen Bezugsbetreuer*innen und Jugendlichen eine zentrale Rolle in der pädagogischen Arbeit mit den Jugendlichen spielt, legt die Reaktion der Bezugsbetreuerin auf das Coming-out von Khalid nahe, dass diese darin einen überaus bedeutsamen Entwicklungsprozess in der Bindung zwischen ihr und Khalid sieht. Sie unterstützt Khalid in seiner Identitätsfindung und bringt ihm Wertschätzung und Akzeptanz entgegen, wodurch auch die Bindung zwischen ihr und Khalid verfestigt wird.

Die Bezugsbetreuerin stellt Khalid anheim, seine Homosexualität auch gegenüber den anderen Betreuer*innen offenzulegen. Khalid greift hier auf eine ihm vertraute Strategie zurück, indem er sie bittet, das gegenüber ihren Kolleg*innen zu thematisieren:

K: Ja, ich habe ihr erstmal so gesagt: „Hier [...] ...“, sie hat so gemeint, erstmal hat sie mich angesprochen, hat gemeint: „Willst du das nur für dich haben?“ und dann habe ich gesagt: „Hey [...], könntest du das erstmal nur dem ganzen Team sagen?“, so. Für die halt so. Und dann hat sie gesagt: „Ja, klar. Kann ich machen.“ Und dann hat sie es anscheinend gesagt und dann kam halt jeder Betreuer so einzeln nochmal auf mich, so. Und hat dann auch so gesagt: „Es ist vollkommen in Ordnung“ und so, und das fand ich eigentlich voll lieb von denen, ja. #00:31:30#

Seine Bezugsbetreuerin als Mittlerin einzusetzen, ermöglicht es Khalid, sich vor potenzieller Ablehnung oder gar Gewalt zu schützen; es ist eine ihm vertraute Strategie, die er bereits erfolgreich gegenüber seinen Geschwistern anwandte. Die Mittlerin hat dabei nicht nur die Aufgabe, die Homosexualität gegenüber den Zielpersonen offenzulegen, sondern auch deren mögliche Ablehnungen oder Abwertungen ‚abzufangen‘. Die Strategie eines ‚delegierten Coming-outs‘ hat

zur Folge, dass Khalid nicht den besonderen psychischen Belastungen ausgesetzt wird, die mit dem Coming-out und der Antizipation möglicher Diskriminierungen verbunden sind; sie schon seine psychischen Ressourcen. Indem die Betreuer*innen der Wohngruppe ihre positiven Haltungen Khalid individuell mitteilen, hat er die Gewissheit, dass jede_jeder Einzelne seine psychosexuelle Identität akzeptiert. So muss Khalid nicht befürchten, dass ein* Betreuer*in eine ablehnende Haltung verdeckt. Die Akzeptanz und Wertschätzung, die Khalid durch diesen Umgang mit seiner Homosexualität entgegengebracht wird, berühren ihn emotional. Durch ihre affirmative Haltung gegenüber Khalids Schwulsein ermöglichen die Betreuer*innen es Khalid, die gewalttätige Ablehnung seines Soseins durch seine Mutter und die Herabsetzungen einiger Mitschüler*innen zu bewältigen und ein positives Selbstbild zu entwickeln.

Als eines der wichtigsten Ereignisse im Prozess der Selbstfindung nennt Khalid das Kennenlernen und die Beziehung zu seinem neuen – ebenfalls homosexuellen – Bezugsbetreuer. Er fühle sich frei, Dinge zu fragen und Themen anzusprechen, die er nicht mit den anderen Betreuer*innen besprechen würde.

K: *So ziemlich das, also das krassste für mich so, war wirklich [Name Betreuer]. Also mein Bezugsbetreuer [...]. Also, ich konnte da auch zum ersten Mal Dinge fragen, die man nicht so normal gefragt hätte. Also so wirklich ziemlich intime Fragen habe ich auch so gestellt, die mir auch persönlich voll wichtig waren, weil ich echt keine Ahnung hatte, so. Aber auch so generell, so, wenn ich mal einen blöden Tag hatte oder so, da hat er mich echt sehr, also der hat mir echt da geholfen. Wirklich. Also ich konnte sonst, also nicht mit jedem über alles sprechen und erst durch [Name Betreuer] konnte ich auch über fast alles sprechen. [...] wenn ich etwas hatte, was mir im Herzen liegt, habe ich es ihm ja auch einfach direkt gesagt, so: „Hier [Name Betreuer], guck mal. Ich habe das Problem. Und ich weiß nicht, ich bin mir da echt nicht so sicher“, oder „Hier, guck mal, weiß nicht, wie ich damit anfangen soll“, oder so. Auch wenn es so darum ging, so andere schwule Freunde kennenzulernen, oder so. Hatte ich halt auch so ein bisschen Probleme, so: „[Name Betreuer], kannst du mir da helfen? Ich weiß nicht, wie das geht, so mit anderen Schwulen zu reden. Sonst rede ich ja immer nur mit meinen Heterokumpels, so. Wie es denn so [ist,] mit den anderen dann zu reden?“ Und dann hat er mir halt so alles von sich aus erzählt. [...] Ich habe mich auch so hart gefreut, dass ein schwuler Betreuer kommt, so: „Yes, endlich.“ (lacht). „Jetzt kann ich endlich mal Dinge sagen, die ich sonst noch nie sagen*

konnte“, so. Und das krasseste ist einfach, ich und [Name Betreuer] sind halt wirklich auf einer Wellenlänge komplett, also so. Wir haben halt wirklich dieselben Interessen, wir können über dieselben Dinge lachen. Das ist schon ziemlich witzig, ja. Ja. Ist schon ziemlich cool. Ja. Und das hat mich am meisten bestärkt, wenn nicht sogar, ja. Weil, auch durch ihn bin ich dann halt öfters auch zum CSD hingegangen und habe dann auch andere Leute kennengelernt und so [...]. #00:39:10#

Obleich Khalid eine enge und vertrauensvolle Bindung zu seiner Bezugsbetreuerin hat, bekommt er einen Bezugsbetreuer, der selbst homosexuell ist. Die Zuordnung eines schwulen Betreuers zu Khalid unterstützt ihn wesentlich in seiner homosexuellen Identitätsfindung: Für Khalid ist dieser Wechsel von großer Bedeutung, denn Khalid kann von dessen Erfahrungen als schwuler Mann partizipieren. Khalids Äußerung, „zum ersten Mal Dinge fragen“ zu können, „die man so nicht normal gefragt hätte“, insbesondere zu schwuler Sexualität, schwuler Partnerschaft und schwuler Community, lassen vermuten, dass es ihm bis dahin nicht möglich war, trotz der Akzeptanz seiner Homosexualität seitens der Betreuer*innen das notwendige, spezifische Wissen abzuschöpfen. Mit der geteilten homosexuellen Orientierung und der damit einhergehenden spezifischen Lebensgeschichte scheint auch eine spezifische Form der lebensweltlichen Nähe und Verbundenheit zu entstehen, die es Khalid erlaubt, schambesetzte Themen wie Sexualität oder den Wunsch nach einem Partner gegenüber seinem Betreuer zu thematisieren. Die lebensweltlichen Erfahrungen des Bezugsbetreuers beinhalten all jene Erfahrungen, die mit dem Coming-out verbunden sind, und eben jene Hürden, vor denen Khalid sich nunmehr sieht. Mit seinen lebensweltlichen Erfahrungen ist es dem Betreuer möglich, Hindernisse abzubauen und Khalid einen Zugang zu den schwulen Community-Ressourcen zu ermöglichen. Das gemeinsame Merkmal, schwul zu sein, ist ein wesentlicher Faktor für die gelungene Beziehungsarbeit zwischen Khalid und seinem Bezugsbetreuer.

So erzählt Khalid auch, dass er sich einem anderen Betreuer nicht in dieser Art und Weise anvertraut hätte:

I: *Glaubst du, du hättest auch mit jemandem so offen darüber gesprochen, der nicht in der, also lesbisch, schwul, trans*... #00:41:03#*

K: *Auf gar keinen Fall. Ich könnte das nicht, ich weiß nicht wieso, das ist halt einfach so dieses, da kriege ich halt immer so Angst: „Ja, ist es für ihn jetzt wieder natürlich, oder nicht, wenn ich das gerade sage?“ Ich meine klar, was ist jetzt natürlich, was ist jetzt normal, so. #00:41:14#*

Khalid schätzt die Betreuungssituation derart ein, dass es ihm nicht möglich gewesen wäre, mit einem nicht-schwulen Betreuer ein vergleichbar intensives und intimes Vertrauensverhältnis aufzubauen. Die Antizipation potenzieller homonegativer Reaktionen ist Aspekt seiner besonderen Vulnerabilität, die ihm die freie Entfaltung seiner psychosexuellen Identität verunmöglicht, da er für sich nicht die Möglichkeit sieht, sich nicht-schwulen Betreuer*innen in ähnlicher Weise anzuvertrauen wie einem schwulen Betreuer.

Während Khalid von den Bezugsbetreuer*innen Wertschätzung und Akzeptanz erlebt, muss er aber auch die Erfahrung machen, von einer Heimbewohnerin herabgesetzt zu werden:

I: *Und die Bewohner von hier, die, gab es da dann vielleicht mal eine Auseinandersetzung, oder? #00:34:40#*

K: *Einmal. Ja. Ziemlich komisch sogar. Wir hatten wegen irgendetwas Stress, weiß ich nicht. Und dann hat die mich halt einfach die ganze Zeit als Schwuchtel bezeichnet. Mir war es aber dann wieder auch so voll egal. Ich weiß nicht. Ich kann es irgendwie voll gut abschirmen. Ich weiß nicht. Also so, im Nachhinein, Nachhinein habe ich dann so voll die Psychoticks, so: „Warum, warum, warum hat die es mir gesagt?“, so. Aber so in dem Moment war es mir halt einfach voll egal. Es war halt einfach so, eh schon sie, wir hatten irgendwie auch einmal Stress, weiß nicht wieso, kann mich nicht mehr so wirklich daran erinnern, weil, es war halt vor drei Jahren. Und dann hat die mich halt einfach nur als Schwuchtel bezeichnet. Dann so: „Hä? Wie, was Schwuchtel? Hä, lass mich doch einfach mal in Ruhe!“, so. Und, ja, dann wurde es irgendwie geklärt und so, aber das war so die einzige Auseinandersetzung, die ich hier hatte. #00:35:27#*

In dem angeführten Zitat erzählt Khalid von einem einmaligen Erlebnis mit einer Heimbewohnerin, die ihn verbal herabsetzte. In seiner Erzählung wird deutlich, dass er die Herabsetzung äußerlich zwar abwehrt, diese ihn jedoch verletzt. Von besonderer Schwere scheint zu sein, dass der Konflikt nicht in Bezug zu seiner Homosexualität stand, sondern diese genutzt wurde, um ihn abzuwerten und zu verletzen. Die Situation kann „geklärt“ werden, indem sich die Betreuer*innen dem abwertenden Verhalten der jugendlichen Heimbewohnerin entgegenstellte:

K: Ja. Aber das wurde dann alles geklärt. Das wurde dann, die haben sich zum Glück auch dafür eingesetzt und dafür gesorgt, dass es mir auch gut geht. [...] Also haben die dann auch so aktiv gesagt: „Okay, ne, das geht nicht.“, oder so, „Also dass du ihn jetzt als Schwuchtel bezeichnest.“
#00:35:59#

Möglicherweise hat die Haltung der Betreuer*innen, sich gegen homonegative Abwertungen der Jugendlichen offen zu positionieren, dazu beigetragen, dass Khalid nur wenige diskriminierende Erfahrungen in der Wohngruppe macht. Auch erlebt Khalid, dass sich die Betreuer*innen nicht nur gegen die homophoben Äußerungen stellen, sondern auch um die besondere Vulnerabilität Khalids hinsichtlich seiner sexuellen Orientierung wissen. Da in Khalids Lebensgeschichte die Abwertung als „Schwuchtel“ mit den schwerwiegenden Gewalterfahrungen seiner Mutter einhergeht, kann nicht ausgeschlossen werden, dass durch die gleiche herabsetzende Wortwahl eine Bedrohungserinnerung evoziert wurde, die Khalid psychisch stark belastete. Khalids Beschreibung, dass die Betreuer*innen „dafür sorgten, dass es mir gut geht“ legt nahe, dass es diesen gelang, die Bedrohungserinnerung aufzufangen und Khalid zu stabilisieren.

Sexualerzieherische Themen werden nach Khalids Erzählung vor allem im dyadischen Erziehungsverhältnis aufgegriffen:

I: [...] Wie ist das generell mit dem Thema Sexualität? Jetzt nicht unbedingt nur auf Homosexualität bezogen, sondern auch so auf so Sachen wie Verbitung und so etwas. Wird hier in der Wohngruppe darüber gesprochen? #00:39:35#

K: Ja. [...] Also ich musste mit [Name Betreuer] so lange darüber reden. #00:39:38#

Auch auf die erneute Nachfrage, ob sexualerzieherische Themen von den Betreuer*innen in die Wohngruppe eingebracht werden, verweist Khalid auf das dyadische Betreuungsverhältnis:

I: So Aufklärungskonzepte oder so Sachen, dass, ja, ja, also dass auch bei den anderen quasi aufgeklärt wird, ja. #00:43:30#

K: Ich glaube, wir sind mehr als genug aufgeklärt. (lacht) Denke ich. [...] Auf jeden Fall. Also natürlich werden wir, jeder hat hier seinen eigenen Bezugsbetreuer und erzählt halt über das, halt was ihm passiert ist und dann halt die Bezugsbetreuer meistens so: „Ja, hier. Das ist nicht gut so. Blablabla.“, bei allen Dingen so und die unterstützen und schon bei der,

geben uns auch Ratschläge so. Und das ist nicht nur bei mir so. Das ist bei jedem anderen so. #00:43:56#

Der angeführte Interviewausschnitt verdeutlicht die große Bedeutung des dyadischen Betreuungsverhältnisses für Khalid. Seine Äußerung, „ich glaube, wir sind mehr als genug aufgeklärt“, lässt vermuten, dass er die Thematisierung sexualerzieherischer Fragestellungen in einem allgemeinen Rahmen für unnötig erachtet. Erneut betont er die besondere Bedeutung des Verhältnisses zwischen Jugendlichen und Betreuer*in. Seine Erzählung legt nahe, dass er vor allem die Jugendlichen in der Verantwortung sieht, bestimmte auf die Sexualität bezogene Themen gegenüber den Betreuer*innen anzusprechen. Diese würden dann auf die spezifische Fragestellung eingehen und den Jugendlichen zur Seite stehen. Da viele Jugendliche, die fremduntergebracht sind, sexuelle Übergriffe erlebt haben und zudem das Thema Sexualität schambesetzt ist, haben sie so die Möglichkeit, selbstbestimmt zu entscheiden, welche Aspekte sie in welcher Form ansprechen wollen oder können. Ihre Grenzen werden auf diese Art und Weise gewahrt.

Khalid erzählt aber auch, dass die Betreuer*innen großen Wert auf Verhütung gelegt hätten und er in der Wohngruppe von Beginn an mit verschiedenen Themen zu Sexualität konfrontiert worden sei:

K: *[...] Wir haben auch z. B., wir haben auch z. B. hier im Schrank Verhütungsmittel, wo jeder halt zugreifen kann, wenn er es mal braucht. Weil einfach, die ganzen Betreuer wollen halt einfach nicht, dass wir mit irgendwelchen Krankheiten, mit irgendwelchen Kindern kommen, weiß du. [...] Weißt du, da komme ich von so einer prüden Familie (lacht), und dann bin ich hier direkt und dann hauen die alle direkt mit ihren komplette Sex-Stories und ich denke mir so: „Okay. Das wollte ich jetzt nicht wissen.“ (lacht), ja, aber, ja, aber eigentlich auch ziemlich gut, weil, genau das war das eigentlich, was so mir ziemlich viele Probleme gemacht hat bei meiner Familie so. Dass ich einfach auch nichts sagen konnte, so. Ich konnte mit meiner Mutter nie über irgendetwas reden, nicht einmal ansatzweise. Also, nein, ging gar nicht. Ja. Da bin ich froh, dass ich hier so erzählen kann. So, falls mich etwas betrifft, etwas bedrückt, oder so. Ja. #00:45:19#*

Khalid erzählt, dass Sexualität in seiner Herkunftsfamilie tabuisiert gewesen sei und er daher nicht die Möglichkeit gehabt habe, mit seiner Mutter über sexualitätsbezogene Fragestellungen zu sprechen. Seine Äußerung, dies habe ihm

„ziemlich viele Probleme gemacht“, legt nahe, dass die Tabuisierung von Sexualität seine psychosexuelle Entwicklung stark beeinträchtigt hat, zumal ihm bewusst war, dass seine erotischen Gefühle weder den gesellschaftlichen noch den Erwartungen seiner Mutter gerecht werden konnten. Die Tabuisierung von Sexualität kann zu einer ‚Sprachlosigkeit‘ führen, weil nicht vermittelt wird, wie in einer angemessenen Art und Weise über Sexualität gesprochen werden kann. Im Heim wurde Khalid rasch mit den sexuellen Erfahrungen der anderen Wohngruppenbewohner*innen konfrontiert. Seine Äußerung, „Das wollte ich jetzt nicht wissen“, lässt vermuten, dass diese Erzählungen seine Schamgrenze verletzt haben. Retrospektiv betrachtet bewertet er diesen Umstand allerdings positiv, weil ihm so seine Sprachlosigkeit genommen wurde.

Auch würden seitens der Betreuer*innen Verhütungsmittel bereitgestellt werden, zu denen alle Jugendlichen freien Zugang hätten. Damit solle verhindert werden, dass die Jugendlichen an über Sexualität übertragenen Krankheiten erkranken oder aber es zu einer Schwangerschaft kommt. Khalids Erzählung legt nahe, dass zumindest dieser Aspekt von Sexualität in der Wohngruppe allgemein thematisiert wurde, d. h. dieses Wissen von allen Jugendlichen gleichermaßen geteilt wird.

Auch gebe es Gruppenabende, an denen die Jugendlichen von den Betreuer*innen über aktuelle Themen und Termine informiert würden:

K: *Nein, Flyer haben wir gar nicht. Aber wir bekommen, also bzw. die Betreuer, die haben bei dem Posteingang kommen ab und zu halt so E-Mails, so, auch manchmal von LSBT*I*Q so, Nachrichten, so. Dass man z. B. bei irgendwelchen Aktionen mitmachen kann oder so. Eigentlich ziemlich cool, ja. Und da werden wir dann beim Gruppenabend, wo alle da sind, auch informiert. Ja. Wer da mitgehen will, oder wer nicht. #00:47:05#*

Khalid erzählt, dass es in der Wohngruppe kein Informationsmaterial beispielsweise zu sexualerzieherischen Themen gebe, die Gruppenabende jedoch genutzt würden, auch sexualitätsbezogene Informationen zu erhalten. Diese seien jedoch eher allgemeiner Art und weniger spezifisch ausgerichtet. Khalids Erzählungen legen nahe, dass die spezifischeren sexualerzieherischen Themen im Betreuungsverhältnis thematisiert werden, während an den Gruppenabenden eher allgemeine

Informationen gegeben würden. Es kann vermutet werden, dass auf diese Art und Weise von den Betreuer*innen die besondere Vulnerabilität der Jugendlichen insbesondere mit Blick auf deren sexualitätsbezogenen Biografien aufgegriffen und konzeptionell eingebettet wird.

Khalid erzählt, dass sexualerzieherische Themen in den Alltag der Jugendlichen eingebettet sind:

K: *Also, nicht so viel. Aber man wird sich locker, keine Abnung, wenn es so um Video geht über Lesben oder so, so einen Film oder so, guckt man sich das einfach an. So als ganze WG. Also ich und [Name Betreuer], wir gucken ziemlich oft RuPaul's Drag Race an, weil es einfach so witzig ist und so geil. Weißt du und da gucke nicht nur ich und [Name Betreuer] mit, sondern fast die halbe WG, so, weißt du? Und wir lachen uns dann halt einfach voll kaputt und wir haben halt voll Spaß einfach, wie cool das eigentlich ist. Ja, also. #00:48:06#*

In dem angeführten Zitat erzählt Khalid, dass er sich gemeinsam mit seinem Betreuer auch Filme ansah, die sich mit homosexuellen Themen befassten. Auch hätten sie sich die Filme mit den anderen Jugendlichen aus der Wohngruppe angesehen. Indem diesbezügliche Filme in den Alltag der Wohngruppe integriert werden, erfährt die Auseinandersetzung mit vielfältigen sexuellen Orientierungen eine Einbettung in die allgemeine Lebenswelt der Jugendlichen. Allerdings kann angenommen werden, dass die Anwesenheit eines ebenfalls homosexuellen Betreuers dazu beigetragen haben könnte, möglichen Abwertungen seitens der Jugendlichen zu entgehen. Anhand dieses Beispiels wird der positive Effekt eines offen lebenden schwulen Betreuers nicht nur auf die psychosexuelle Entwicklung homosexueller Jugendlicher, sondern auch auf die Gestaltung eines affirmativen Umfeldes offenbar. Indem es so möglich ist, sexualerzieherische Aspekte wie sexuelle Orientierung und/oder geschlechtliche Vielfalt in den Alltag der Jugendlichen zu integrieren, erlebt Khalid in seiner sexuellen Entwicklung eine positive Bestärkung und Wertschätzung, die ihm Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen gibt.

4.3.5 Khalids Entwicklungsprozess einer schwulen Identität

Ein weiterer Unterstützungsfaktor in der psychosexuellen Identitätsentwicklung ist das Vorhandensein einer Peergruppe, die ihn in seinem Schwulsein bestärkt:

K: [...] Und vor allem als ich dann auch so mitbekommen habe, dass es auch andere Schwule und Lesben gibt, fand ich es eigentlich ziemlich cool. Ich dachte mir so: „Boah, endlich. Endlich noch jemand anderes.“ [...] Und habe mich dann direkt mit denen auch angefreundet, weil das halt so, keine Abnung, das war halt ziemlich witzig, irgendwie, wie wir uns irgendwie angefreundet haben. Das war halt irgendwie so, dass, ich hatte halt, so eines Tages habe ich halt irgendwie so eine Gruppe gesehen von Leuten, und die meisten hatten irgendwie auch so Regenbogenarmbänder und so. Und ich bin einfach zu denen hingegangen und habe einfach mich so kurz vorgestellt, so: „Hey...“; so, keine Abnung. Und dann haben wir einfach miteinander geredet und irgendwie hat sich das dann einfach so ergeben, ja. Ja. Und wir unterstützen uns irgendwie bei allem so voll gegenseitig. #00:23:33#

Mit der Fremdunterbringung ging auch ein Schulwechsel Khalids einher. Er outete sich dort und lernte andere schwule und lesbische Schüler*innen kennen. In dem Interview erzählt Khalid, sowohl in seiner Familie als auch in der vorherigen Schule ein ‚Außenseiter‘ gewesen zu sein. In der vorherigen Schule wurde er bereits gemobbt und seine Mutter reagierte ablehnend auf seine homosexuelle Orientierung. Er erzählt, dass er sich nicht länger alleine gefühlt habe, wobei seine Formulierung „Boah, endlich. Endlich noch jemand anderes“ als Ausdruck seiner damit einhergehenden großen Entlastung gelesen werden kann. Daher ist anzunehmen, dass das Gefühl, der ‚einzige‘ Mensch zu sein, der ‚anders‘ ist, ihn einem besonderen Stress aussetzte, da er sich einerseits ständig erklären musste und andererseits niemanden hatte, mit dem er seine Lebenswelt teilen konnte. Khalid konnte auf die lesbischen und schwulen Schüler*innen zugehen, weil sie ein zielgruppenspezifisches Symbol nutzten, das ihre Zugehörigkeit oder Nähe zu der LSBT*I*Q Community signalisierte, Regenbogenarmbänder. Rasch wurde er in die Gruppe aufgenommen und erfuhr von seinen Peers Unterstützung in den verschiedenen Lebenslagen.

Auch wurde Khalid von seinem schwulen Betreuer darin unterstützt, Kontakte in die LSBT*I*Q Community zu knüpfen:

K: [...] Weil, auch durch ihn bin ich dann halt öfters auch zum CSD hingegangen und habe dann auch andere Leute kennengelernt und so. Ja. Waren auch gemeinsam bei so einer Bar, wo ich dann auch andere kennengelernt habe [...]. Waren wir dann halt auch da und haben dann halt auch so Erfahrungen ausgetauscht. Das war eigentlich ziemlich cool. Ja. #00:39:10#

Der Erfahrungsaustausch mit Peers ist für Khalid von besonderer Bedeutung, denn gerade in der Phase des Coming-outs stellen sich möglicherweise zahlreiche Fragen bezüglich Sexualität, Partnerschaft, Herkunftsfamilie, Schule usw., aber auch zu Community-spezifischen Ritualen und zu der Repräsentation schwuler Männlichkeit. Vertrautheit und Nähe wird folglich auch über vergleichbare Lebenserfahrungen und Lebenswelten hergestellt, in diesem Fall insbesondere über das Coming-out als schwuler Jugendlicher.

Auch macht sich Khalid Gedanken darüber, wie er erkennen könne, dass andere Jungs ein romantisches Interesse an ihm haben könnten. Er setzt sich dabei mit seinem Habitus auseinander und der Erkenntnis, dass Homosexualität ein intrinsisches Merkmal von Geschlechtlichkeit ist, welches für Dritte nicht zwangsläufig ‚erkennbar‘ sein muss. So ist Khalid gezwungen, sich immer wieder zu outen. Auch ist Khalid verunsichert, wie er das Verhalten, so beispielweise eine visuelle Kontaktaufnahme anderer Jugendlicher zu deuten habe. Er ist verunsichert, ob es Blicke der Verwunderung, Abwertung oder des Interesses sind:

K: *Ich meine, es steht ja nicht auf der Stirn: „Du bist schwul.“ oder so [...] also wir haben es komplizierter als Heterosexuelle. Das auf jeden Fall. Da kann mir nicht einer sagen, dass es anders herum ist. Ja und (lacht) und genau, also das nervt mich so ein bisschen, weiß nicht. Das nervt mich so ein bisschen, aber ich komme damit ziemlich gut klar [...]. Ist halt für mich so ein bisschen kompliziert, weil, es gibt manche Jungs in der Schule, die gucken mich irgendwie an. Dann denke ich mir so: „Gucken die mich an, weil die denken: ‚Ah, was ist denn das für ein Kanarienvogel?‘, oder gucken die mich an, weil die meinen so: ‚Ob, ich bin in dich verliebt.‘, so.“ [...] So, wenn z. B. eine Freundin in einen Jungen verliebt ist, dann ist es so: „Ja, sie ist halt in ihn verliebt.“ Und es kann sein, dass er auch in sie verliebt ist. Und wenn ich in einen Typen verliebt bin, heißt es: „Ist er überhaupt schwul oder nicht?“ Also so habe ich es so irgendwie so diese Vorfragen, so dieses, so: Okay, gut. Jetzt muss ich erstmal so nachdenken, so. Und, dass es halt ziemlich abfuckt. Da denke ich mir auch so: „Es hätte doch nicht alles sein müssen“, so. Ich mache mir halt so ein bisschen Stress so wegen so etwas [...]. Ich muss es dann einfach machen. Ich muss halt einfach nachdenken und so. Ist halt einfach so. Ist halt doof. #01:04:31#*

In dem angeführten Zitat schildert Khalid eine lebensweltliche Erfahrung, die mit seiner schwulen Identität und der damit einhergehenden Abweichung von

der heterosexuellen Norm verbunden ist. Mit Heterosexualität als zentraler normstiftender Kategorie werden Rituale und Codes vermittelt, die alle Mitglieder der Gesellschaft gleichermaßen erlernen. So ist auch die intime Annäherung zwischen gegengeschlechtlichen Menschen codiert, was eine Kontaktaufnahme erleichtert. Dem gegenüber müssen subkulturelle Codes für eine Kontaktaufnahme zwischen Menschen gleichen Geschlechts, die der Intimität dient, erst erlernt werden. Zudem ist die Kontaktaufnahme jenseits eines subkulturellen Kontextes mit besonderen Hürden verbunden, da hier vor allem heteronormative Codes zum Tragen kommen können. So erzählt Khalid, dass er verunsichert sei, wie er welche Verhaltensweisen ‚lesen‘ könne, d. h. welche kulturellen Codes zum Tragen kommen. Das vorhandene Spektrum reiche dabei von Ablehnung bis zu erotischem Interesse. Auch macht Khalid die Erfahrung, dass die Kontaktaufnahme jenseits der LSBT*I*Q-Community meist mit der Notwendigkeit seines Coming-outs einhergeht, d. h. dass er seine von der Heteronorm abweichende sexuelle Orientierung offenlegen muss. Damit verbunden ist das Risiko, nicht nur abgelehnt, sondern auch abgewertet zu werden. Khalid ist sich dieses Umstandes bewusst und es setzt ihn besonderem Stress aus, er mache sich „halt so ein bisschen Stress so wegen so etwas...“ Dieser Minoritätenstress wirkt zusätzlich psychisch belastend zu dem Stress, den jede* Jugendliche in der Bewältigung des Alltags erlebt. Die zusätzliche psychische Belastung kann dazu führen, die eigene Kerngeschlechtsidentität in Frage zu stellen, „es hätte doch nicht alles sein müssen.“ Da Khalid seine schwule sexuelle Orientierung jedoch als zentralen Aspekt seiner Kerngeschlechtsidentität wahrnimmt, d. h. als Wesensmerkmal, nimmt er diese gleich einem unveränderbaren ‚Schicksal‘ an. Jene Schicksalhaftigkeit führt Khalid zu der Frage, warum Homosexualität nicht eine vergleichbare ‚Normalität‘ wie Heterosexualität haben kann. Das angeführte Zitat veranschaulicht Khalids großen Wunsch nach Intimität oder Kontakt zu anderen schwulen Jungen, aber auch die damit verbundene besondere Vulnerabilität, die mit dem Minoritätenstress einhergeht. Es beleuchtet auch den zusätzlichen Stress und die damit einhergehende zusätzliche psychische Belastung, den Schwule, Lesben und andere von der Heteronorm abweichend lebende Menschen erfahren. Die kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die Khalids Lebenswelt negativ beeinflussen, ist Teil seines Coming-out-Prozesses. Sie

kann daher dazu beitragen, sich seiner selbst zu vergewissern, d. h. sie stellt eine wertvolle Ressource für die Ausgestaltung der eigenen psychosexuellen Identität dar.

4.3.6 Reflexion des Interviews mit Khalid

Khalid ist jüngstes Kind von sechs Geschwistern. Seine Eltern sind getrennt, der Vater erneut verheiratet. Während drei Geschwister bereits die elterlichen Wohnungen verlassen haben, lebt ein Bruder bei seinem Vater, Khalid und ein weiterer Bruder leben bei seiner Mutter. Seinen Vater beschreibt er als wertkonservativ, seine Mutter wiederum als streng religiös. Beide Eltern stünden Homosexualität, insbesondere der männlichen Homosexualität, ablehnend gegenüber. Während Khalids Vater versucht, dessen Homosexualität als jugendliche Lebensphase in seinen Wertekanon zu integrieren, sieht seine Mutter diese als schwere Verfehlung. Als Mutter sieht sie sich in der Verantwortung, seine Verfehlung zu korrigieren, und zwar mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln. Sie terrorisiert und setzt ihn herab, entzieht ihm Schlaf und droht, ihn zu töten. Mit der Androhung, seine Geschwister aufzufordern, ihn zu töten, stellt sie Khalid außerhalb des Familienverbundes, sie isoliert ihn. Khalid versucht, ihrer Gewalt zu entgehen, indem er eine heterosexuelle Beziehung vortäuscht. Zugleich spürte er, dass er so sein innerstes Sein, seine Kerngeschlechtsidentität verleugnet, und damit sich selbst. Dieser Versuch, heterosexuell zu leben, kann auch als Ausdruck einer Verinnerlichung der mütterlichen Werte, d. h. der Täterinnen-Perspektive gelesen werden, da Khalid vermutet, wenn er sein Verhalten ändere, werde sich das Verhalten seiner Mutter ändern. Das ist jedoch nicht so. Würde die Mutter ihre Strategie der Ausübung von physischer, psychischer und sozialer Gewalt in Form von Isolation und Kontrolle als erfolgreich betrachten, kann nicht ausgeschlossen werden, dass sie diese erneut einsetzen würde, wenn sie der Meinung wäre, Khalid würde (erneut) ‚fehlen‘. In den Beschreibungen von Khalid ist eine Eskalation der Gewalt zu erkennen, so dass Khalid schließlich Todesangst verspürt. In diesem Moment wird ihm klar, dass er dringend Hilfe benötigt, denn jetzt steht möglicherweise sein Leben auf dem Spiel. Da die ‚Familie‘ in dem familiären System Khalids eine herausragende Bedeutung hat, kam es Khalid nicht in den Sinn, Unterstützung außerhalb der Herkunftsfamilie zu suchen. Um auf seine Geschwister als unterstützende Ressource zugreifen zu

können, musste er allerdings zwei Hürden überwinden, nämlich den vermeintlichen ‚Grund‘ für das gewalttätige Verhalten der Mutter offenlegen und darauf hoffen, dass seine Geschwister nicht ihre religiös unterlegten Werte teilen. Er überwindet diese Hürden, indem er eine Mittlerin einschaltet, die quasi die Reaktionen der Geschwister ‚sondiert‘. Nachdem diese unterstützend ausfallen, helfen sie Khalid, sich an das Jugendamt zu wenden. Seine Fremdunterbringung rettet möglicherweise sein Leben. Auch nachdem Khalid in der Wohngruppe untergebracht wurde, sucht die Mutter den Kontakt zu ihm und versucht, ihre Macht und Kontrolle über ihn zu behalten, indem sie ihn weiterhin mit dem Tode bedroht. Erst als sie merkt, dass er sich ihr entziehen kann, ändert sie ihre Strategie und appelliert an die emotionale Bindung, die auch eine verinnerlichte Opferstruktur Khalids beinhaltet. So hat er die Werte seiner Mutter verinnerlicht und fühlt sich schuldig; er vermutet, dass sie sich anders verhalten würde, wenn er ihr keinen Anlass geben würde, gewalttätig zu werden. Indem er eine heterosexuelle Beziehung eingeht, versuchte er, ihren Werten gerecht zu werden, um so vor allem ihr gewalttätiges Verhalten zu beenden. Ein positives Coming-out war im Kontext der Herkunftsfamilie nicht möglich, daher erlebt Khalid seine Homosexualität zwar als ein Wesensmerkmal, jedoch als ein sehr fragiles. Er hat keine Unterstützung darin, eine positive Kerngeschlechtsidentität zu entwickeln, d. h. er weiß nicht, welche Formen von schwuler Repräsentation es gibt, wie er seine Homosexualität leben kann, mit wem er sie leben kann, was es für ihn bedeutet, schwul zu sein, usw.

Erst in der Wohngruppe erfährt er vor allem durch die Betreuer*innen Wertschätzung und Akzeptanz für sein Sosein. In der ersten Betreuungsphase hat er eine Bezugsbetreuerin, der er zum ersten Mal von seiner Homosexualität erzählt. Sie sieht dies vor allem als Ausdruck einer sich gestaltenden stabilen Bindung und von großem Vertrauen, zumal Themen, die sich auf Sexualität beziehen, bei Jugendlichen meist schambesetzt sind. Indem Khalid über seine homoerotischen Gefühle spricht, überwindet er nicht nur die Scham, über Sexualität zu sprechen, sondern nimmt auch das Risiko auf sich, von einem Menschen, der ihm nahe steht, zurückgewiesen zu werden. Dieser Umstand lässt vermuten, dass er sich zu diesem Zeitpunkt psychisch soweit stabilisiert hatte, dass er diesen Schritt gehen konnte. Nach der positiven Reaktion seiner Bezugsbetreuerin wollte Khalid sein Coming-out erweitern gegenüber

allen Betreuer*innen. Da er jedoch hinsichtlich deren Reaktionen verunsichert war, griff er auf eine ihm vertraute Strategie zurück, nämlich eine Mittlerin einzusetzen. Die anschließenden Reaktionen der Betreuer*innen, einzeln auf Khalid zuzugehen und ihm Wertschätzung entgegenzubringen, haben möglicherweise sehr stark dazu beigetragen, seinen Selbstwert zu stabilisieren. Auch kann diese Reaktion dazu beigetragen haben, sein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit zu stärken.

Mit der Zuordnung Khalids zu einem schwulen Bezugsbetreuer wurde für Khalid das Tor zu dem Kern seines Wesens geöffnet: Alleine das Wissen, dass sein Betreuer ähnliche Erfahrungen gemacht hatte, d. h. ein inneres Coming-out vollbracht hatte, und möglicherweise ähnliche Hürden, die sich aus heteronormativen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ergeben, überwinden musste, stellt eine besondere Nähe her, da lebensweltliche Erfahrungen geteilt und ausgetauscht werden können. Diese Nähe ermöglicht es Khalid, seinem Betreuer auch Fragen zu schwuler Sexualität und Intimität zu stellen. Da der Bezugsbetreuer wegen seiner eigenen Homosexualität mit der schwulen Subkultur vertraut ist, kann er Khalid bei seinen ersten Schritten in ein ‚schwules Leben‘ begleiten und unterstützen. Alleine diese lebensweltliche Nähe ermöglicht es Khalid, eine positive schwule Identität zu entwickeln.

Im Heim erlebt Khalid Diskriminierung durch eine Mitbewohnerin, wobei er dies als einmaligen Vorfall beschreibt. Bedeutsam an dem Konflikt scheint zu sein, dass das Thema zwar ein anderes gewesen sein mag, die Jugendliche jedoch Khalid an seiner Vulnerabilität angreift, nämlich seiner sexuellen Orientierung. Auch wenn er die Herabsetzung zuvorderst abwehrt, erzählt er, dass diese ihn im Nachhinein stark belastet habe. Daher ist die Reaktion der Betreuer*innen auf die homonegative Herabsetzung nicht nur bedeutsam mit Blick auf eine affirmative Wertsetzung innerhalb der Wohngruppe, sondern vor allem auch auf die Fürsorge, die sie Khalid zuteilwerden ließen, sie sorgten dafür, dass es ihm wieder „gut geht“. In diesem Geschehnis, welches Khalid eher beiläufig erzählt, wird jedoch deutlich, wie sehr kontinuierliche Herabsetzungen die Psyche beeinträchtigen können. Gerade in Khalids Fall kann auch ein ‚minderschwerer‘ Übergriff belastende Erinnerungen evozieren, die ihn völlig destabilisieren können.

Der Kontakt mit anderen schwulen und lesbischen Jugendlichen bestärkt Khalid darin, eine positive schwule Identität zu entwickeln. Insbesondere hat Khalid erstmals

nicht mehr das Gefühl, mit seiner Besonderheit ‚alleine‘ zu sein: Da er zuvor keine Kontakte zu anderen Homosexuellen hatte und seine Peergruppe aus heterosexuellen Jugendlichen bestand, hatte er keine Möglichkeit, sich auszutauschen und eine positive psychosexuelle Identität zu entwickeln. Vielmehr musste er die Erfahrung machen, dass seine Homosexualität von anderen Jugendlichen abgewertet wird, d. h. dass mit jedem Coming-out auch das Risiko verbunden war, gemobbt und/oder herabgesetzt zu werden. Die neue lesbisch-schwule Peergruppe vermittelt neben der Möglichkeit, sich auszutauschen und zu unterstützen, auch einen ‚lesbisch-schwulen Stolz‘: Sie tragen Symbole, die die Zugehörigkeit zu der LSBT*I*Q Community nach außen signalisieren (Regenbogenarmbänder). Sie verstecken sich nicht, sie verleugnen sich nicht. Sie zeigen ihren ‚Stolz‘ nach außen. Mit ihrer Sichtbarkeit befördern sie möglicherweise das Coming-out anderer lesbischer und schwuler Jugendlicher. Auch Khalid wurde in diese ‚Familie‘ aufgenommen und erfährt hier jene Unterstützung, die ihm durch seine Familie und seinen heterosexuellen Freundeskreis versagt blieb. Im geschützten Rahmen seiner LSBT*I*Q Peergruppe kann Khalid auch unterschiedliche Repräsentationen von Schwulsein erproben und schauen, welche seinem Wesen entspricht. Dabei macht er die Erfahrung, dass stereotype Repräsentationen wie ein effeminierter Habitus ein Coming-out erübrigen, weil er dann als schwul ‚gelesen‘ wird. Allerdings macht ihn das auch vulnerabler, weil Diskriminierungen auch auf Grundlage von Zuschreibungen verübt werden.

Auch bildet die Wohngruppe einen sicheren Rahmen, in dem Khalid seine psychosexuelle Identität ausgestalten kann. Khalid erzählt, dass Themen, bei denen es um Sexualität geht, vor allem im dyadischen Erziehungsverhältnis aufgegriffen werden. So haben die Jugendlichen die Möglichkeit, selbst zu entscheiden, wann sie welche Aspekte von Sexualität thematisieren wollen. Die Anwesenheit eines offen schwulen Betreuers unterstützt die Integration des Themas Homosexualität in die alltägliche Lebenswelt der Jugendlichen. So schauen Khalid und sein Betreuer Filme mit Bezug zu Homosexualität, wobei andere Jugendliche die Möglichkeit haben, daran teilzuhaben. Das Beispiel von Herabsetzungen durch eine Mitbewohnerin legt allerdings nahe, dass der schwule Betreuer auch eine Art ‚Puffer‘ vor möglichen Diskriminierungen darstellt. So ist es Khalid möglich, in einem geschützten Rahmen eine schwule Identität zu entwickeln.

Khalid fühlt sich in der Wohngruppe von allen Betreuer*innen in seinem Schwulsein wertgeschätzt und angenommen. Dennoch verdeutlichen seine Erzählungen, dass die Anwesenheit eines schwulen Betreuers für ihn von besonderer Bedeutung für die Entwicklung einer positiv besetzten schwulen Identität ist. So ist es möglich, das Thema Homosexualität in den Alltag der Jugendlichen zu integrieren, wobei das bevorzugte Medium vor allem Filme sind. Andere Medien wie Informationsflyer scheinen nicht vorhanden zu sein. Jedoch erhalten die Betreuer*innen digitale Informationen auch zu LSBT*I*Q Veranstaltungen usw., über die sie die Jugendlichen an den Gruppenabenden informieren.

Zum Zeitpunkt des Interviews wirkt Khalid psychisch und in seiner psychosexuellen Identität stabil. Diese Entwicklung war nur in der Fremdunterbringung möglich. Wäre er Zuhause geblieben oder dorthin zurückgekehrt, hätte die Möglichkeit bestanden, dass seine Mutter ihn getötet hätte. Das Trauma der familiären Gewalt hat negative Effekte auf sein Coming-out und die Entwicklung eines positiven (schwulen) Selbstwerts; Abwertungen, mit denen jede Lesbe, jeder Schwule, alltäglich konfrontiert ist, können auf Khalid retraumatisierend wirken.

4.4 Friedrich¹³ (17 Jahre alt, bisexuell, cis-weiblich)

4.4.1 Aktuelle Lebenssituation von Friedrich

Zum Zeitpunkt des Interviews lebt Friedrich in einem Heim für Mädchen in einer hessischen Großstadt. Für das Interview hat Friedrich einen männlichen Namen gewählt, möchte aber, dass für ihre Beschreibung das weibliche Personalpronomen benutzt wird. Den männlichen Namen sieht sie als „Spitznamen“, wobei viele der Bewohner*innen des Heims – meist weibliche – Spitznamen hätten. Das Gespräch fand gemeinsam mit Emma statt.

13 Anmerkung zu Friedrich: das Pronomen „er“ oder „sie“ steht für den Namen – pro nomen – und nicht für die Geschlechtsidentität. Dennoch haben wir entschieden, Friedrichs Spielraum von männlich konnotiertem Namen und weiblicher Geschlechtsidentität im Text darzustellen, indem wir das Pronomen in Bezug setzen zur Geschlechtsidentität. Das ist zwar grammatisch falsch, aber für die Darstellung des Spannungsfeldes hilfreich.

I: [...] *Also du würdest für dich das Personalpronomen „sie“, oder „die“ nehmen?* #00:09:15#
[...]

F: *Ja.* #00:09:18#

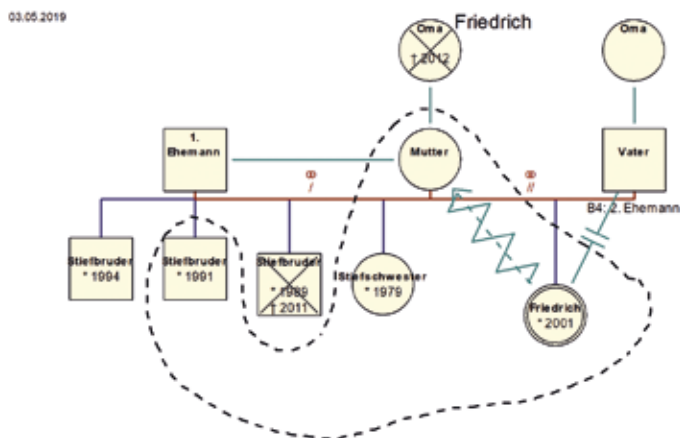
Friedrich hat eine eher männlich gelesene Präsentation in Kleidung, Haarschnitt und Habitus. Sie ist 17 Jahre alt, polnischer Herkunft und lebt seit zwei Jahren im Mädchenwohnheim. Friedrich lebt seit vier Jahren in Deutschland, d. h. sie ist mit dreizehn Jahren zu ihrer Mutter nach Deutschland gezogen. Weiterhin erzählt Friedrich, dass sie vier Geschwister habe, wobei ein Bruder mit 22 Jahren verstorben sei. Friedrichs Geschwister stammten aus der ersten Ehe der Mutter und sind daher deutlich älter als sie. Friedrich ist das jüngste Geschwisterkind und das einzige Kind aus der letzten Ehe der Mutter. Ihre Geschwister beschreibt Friedrich als solche und nicht als ‚Stiefgeschwister‘.

F: *Ja. Also ich hatte vier, aber jetzt habe ich drei. Weil, ein Bruder von mir ist gestorben. Und ich war zehn, glaube ich. Ja, also halt quasi mein Vater, weil, ich bin mit dem aufgewachsen und ich habe noch zwei Brüder dazu und eine Schwester. Und die sind alle viel älter als ich. Ich bin die Jüngste.* #00:09:06#

Das Zitat legt nahe, dass Friedrich keine Unterscheidung trifft zwischen den Kindern aus erster und zweiter Ehe. Das mag auch daran liegen, dass sie das einzige Kind aus zweiter Ehe ist. Friedrich stand dem verstorbenen Bruder emotional am nächsten, zumal dieser auch die Vater-Rolle ihr gegenüber wahrgenommen hatte. Der Kontakt zu den anderen Geschwistern scheint auch wegen des großen Altersunterschieds weniger intensiv gewesen zu sein. Es gibt jedoch zwei Brüder, die altersmäßig näher an Friedrich stehen als der verstorbene Bruder. Heute hat Friedrich zu zwei ihrer Geschwister und sporadisch zu ihrer Mutter Kontakt. Zu ihrem Vater hat sie keinen Kontakt mehr.

F: *Ich habe mittlerweile zu einem Bruder von mir Kontakt. Und zu meiner Schwester, und zu meiner Mutter ab und zu.* #00:09:45#

Abbildung: Genogramm Friedrich



Friedrich beschreibt sich als ehrgeizig, liebevoll und freundlich. Sie könne aber auch gemein sein. Auch beschreibt sich Friedrich als einen Menschen, der „alles mitmacht“ und die Dinge auf sich zukommen lässt:

F: Also meine beste Freundin würde sagen, ich bin ehrgeizig. Ich bin auch liebevoll. Ich bin freundlich. Ich kann gemein sein. [...] Und meistens, ich mache alles mit. Ich lasse auf mich zukommen. Was so kommt. #00:06:34#

In der Selbstbeschreibung zeichnet Friedrich von sich ein Bild als liebevollen und offenen Menschen, der zielstrebig ist und dem es nunmehr möglich ist, keine Angst vor der Zukunft zu haben. Friedrichs Selbstbeschreibung weist auf Resilienzpotenziale hin, die möglicherweise im Kontext der Heimunterbringung gestärkt werden. Obgleich Friedrichs Zukunft in Deutschland ungewiss ist, wirkt sie nicht ängstlich; vielmehr scheint es ihr möglich zu sein, anstehende Problemlagen beiseite zu legen und sich erst dann mit diesen zu befassen, wenn sie virulent sind. Es kann angenommen werden, dass die Begleitung durch ihre Betreuerinnen ihr Halt gibt und sie dahingehend stabilisiert, vertrauensvoll in die Zukunft blicken zu können. Auch angesichts der Gründe, die zu dem Heimaufenthalt führten, scheint Friedrich dort einen Ort gefunden zu haben, der ihr Stabilität und Sicherheit gibt.

4.4.2 Gründe für die Fremdunterbringung

Als zentralen Grund für die Fremdunterbringung gibt Friedrich den schweren Alkoholkonsum ihrer Mutter bzw. ihrer Eltern an, und die dadurch verursachte physische und psychische Deprivation:

F: *Also meine Mutter und, ja so zu sagen, fast meine ganze Familie ist Alkoholiker. Und ich bin in 2015 nach Deutschland gezogen. Zu meiner Mutter. Und meine Mutter ist wirklich depressiv, weil sie mit ihren Gefühlen und mit dem Tod von meinem Bruder nicht so ganz gut umgehen kann. Und da es in ihrer Familie schon Alkohol gab, dann trinkt sie auch. Als ich klein war, hat sie auch getrunken. Aber sie konnte, sie hat alles noch auf die Reibe gekriegt. Und mittlerweile habe ich ja, so ab sechs, weil, da kann ich mich erinnern, so mittlerweile ihr immer geholfen. Ich habe sie von irgendwelchen Gärten nach Hause gebolt. Weil sie einfach zu betrunken war, um selbst aufzustehen und nach Hause zu kommen. Ich bin oft hungrig irgendwo rumgelaufen und ja, der tote Bruder war halt so meine Rettung quasi. Und ja, meinen Vater gab es nie, weil, der, der war immer irgendwo, und war immer besoffen. Und ich habe vieles eigentlich selbst gemacht, weil, ich musste das Haushalten. Ich musste mir selbst kochen und selbst alles auf die Reibe kriegen und meiner Mutter sogar Geld entnehmen, dass ich den Monat überleben kann. [...] #00:12:45#*

In dem angeführten Zitat beschreibt Friedrich eine familiäre Struktur, die vom schweren Alkoholkonsum beider Elternteile geprägt ist. Allerdings weist Friedrich auch darauf hin, dass ein übermäßiger Alkoholkonsum zudem im weiter gefassten familiären Gefüge üblich gewesen sei, insbesondere in der Herkunftsfamilie ihrer Mutter. Über einen eigenen möglichen Alkoholkonsum erzählt Friedrich nichts.

Ihren Vater hat Friedrich physisch wie auch emotional als abwesend erlebt. Ihre Mutter kennt Friedrich seit frühester Kindheit als Alkoholikerin, ebenso ihren Vater. In Friedrichs Erzählungen rücken daher vor allem die Mutter und die mit deren schwerem Alkoholkonsum einhergehende physische und psychische Deprivation in den Vordergrund. Die unterschiedliche Gewichtung der Bedeutsamkeit beider Elternteile lässt vermuten, dass Friedrich ihrer Mutter näherstand als ihrem Vater, bzw. die Mutter für Friedrich erreichbar war, während der Vater kontinuierlich abwesend war. Der Gedanke wird auch durch den Umstand genährt, dass sie der Mutter nach Deutschland folgte.

Friedrich erzählt, dass sie bereits seit ihrem sechsten Lebensjahr ihre Mutter unterstützte. Friedrichs Wahrnehmung war, dass sich ihre Lebenslage deutlich zum Schlechteren veränderte, als sie ungefähr sechs Jahre alt war und ihre Mutter immer weniger fähig gewesen wäre, ihr Leben zu gestalten und elterliche Aufgaben wahrzunehmen. Friedrichs Wahrnehmung kann darin begründet sein, dass sie in früher Kindheit noch nicht fähig war, das Leben ihrer Mutter zu organisieren. Als sie sechs Jahre alt war, schien es nach Einschätzung der Mutter nunmehr möglich zu sein, Verantwortung an Friedrich abzugeben.

Zu diesem Zeitpunkt findet eine Umkehr der sozialen Rollen statt, die als ‚Parentifizierung der Kinder‘ beschrieben wird: Friedrichs Bruder übernahm bereits vorher die soziale Funktion väterlicher Elternschaft und sie wiederum übernahm nunmehr die Fürsorge für ihre Mutter. Von einer ‚Parentifizierung der Kinder‘ wird dann gesprochen, „wenn das Kind für das physische und/oder psychische Wohlergehen eines Elternteils verantwortlich gemacht wird und entsprechende Fürsorgeleistungen erbringen muss“ (Gomille 2001: 208). Insbesondere bei Alkoholproblemen, bei denen das Kind Zeug*in von Kontrollverlusten wird, fürchtet es um die Unversehrtheit des Elternteils und ergreift Gegenmaßnahmen. Friedrich „half“ ihrer Mutter und holte sie ab, wenn diese nicht mehr fähig war, selbstständig nach Hause zu kommen. Diese Art der Inanspruchnahme von ihr wurde weder von den Geschwistern noch von dem (abwesenden) Vater verhindert bzw. von diesen übernommen.

Mit Friedrichs Parentifizierung erhält die familiäre Homöostase eine neue Dynamik: Unter Homöostase wird die Aufrechterhaltung und Ausbalancierung des in der Familie wirkenden Kräftegleichgewichts verstanden. In der Regel wird das Kräftegleichgewicht durch in der Familie etablierte Ziele, Regeln und Handlungsabläufe hergestellt, wobei es die Eltern sind, die diese vorrangig definieren. In Friedrichs Familienstruktur finden sich jedoch ein Vater, dessen familiäre Rolle von einem der Söhne übernommen wurde und eine bedürftige Mutter, die von ihrer Tochter versorgt wird. Stabilität wird also nicht durch die Eltern hergestellt, sondern durch zwei der fünf Kinder, wobei ein sechsjähriges Mädchen eine zentrale Position einnimmt.

In dem angeführten Zitat erzählt Friedrich auch von depressiven Episoden ihrer Mutter und setzt diese in Zusammenhang mit dem Tod ihres Bruders. Auch hier ist Friedrich gefordert, die depressive Mutter emotional zu stützen, was erneut auf ihre Parentifizierung hinweist, aber auch auf ihre Co-Abhängigkeit im Kontext des Alkoholkonsums: Friedrich erklärt sich den Alkoholkonsum ihrer Mutter mit dem Tod ihres Bruders und entbindet diese so ihrer Verantwortung für ihr Tun. Dabei ist allerdings anzumerken, dass der Bruder verstarb, als Friedrich zehn Jahre alt war. Es gibt also eine Zeitspanne von ihrem sechsten bis 13ten Lebensjahr, (d. h. bis zu ihrer Fremdunterbringung), in der Homöostase in Form einer parentifizierten Familienkonstellation zum Tragen kam.

Neben der Fürsorge für die Mutter führt Friedrich den Haushalt und muss ihr eigenes Überleben sichern, indem sie beispielsweise der Mutter Geld „entnimmt“, um sich zu versorgen. In den folgenden vier Jahren erlebt sie ihren Bruder als „Rettung“, d. h. als zentrale Stütze in der Stabilisierung der Familienstruktur. Auch lässt Friedrichs Formulierung, ihr Bruder sei ihre „Rettung“ gewesen, vermuten, dass die familiären Anforderungen nicht ihrer altersgemäßen psychosozialen Entwicklung entsprachen und Friedrich sich daher mit ihrer parentifizierten Rolle überfordert sah. Die „Rettung“ könnte daher darin bestanden haben, dass sie in ihrem Bruder, der die väterliche Rolle übernommen hatte, Halt und Unterstützung fand, wenn sie sich überfordert fühlte. Es liegt daher nahe, dass der Tod des Bruders nicht nur die Mutter sehr belastete, sondern insbesondere für Friedrich einen traumatischen Verlust darstellt.

Die Ehe der Eltern beschreibt Friedrich als von häuslicher Gewalt und mangelnder Gewährleistung der Grundversorgung infolge des Alkoholkonsums beider Elternteile geprägt:

F: *Ja, also ich konnte nicht so wirklich Kind sein, weil es gibt, es gab auch wegen meinem Vater und meiner Mutter, dass die beide Alkohol getrunken haben. Es gab die ganze Zeit zu Hause Stress: „Wo ist das Geld?“ Die haben sich verprügelt. Der eine wollte umbringen den anderen, und ich musste irgendwie so alles auf die Reihe kriegen, weil, ich war die Kleinste, ich konnte nicht irgendwo weggehen. Und meine zwei Brüder, nachdem halt der größte Bruder und der älteste von allen gestorben war, die haben halt gesagt, die müssen nicht mehr zu Hause sein. Weil, mein einer Bruder war schon 19, der andere war 17. Und meine Schwester war schon 28 oder so. Ja und ich*

war halt sieben, sechs. Deswegen, ich konnte auch nichts dagegen unternehmen. Ich musste irgendwie leben, obwohl meine Mutter Rechnungen nicht bezahlt hat. Also es gab so Momente, wo in der Zwischenzeit in einem Monat, dreimal gab es keinen Strom, oder kein Wasser, oder kein Gas. Es gab einfach gar nichts. Aber irgendwie musste man es schaffen. Und es, es gab nicht: „Aber ich bin Kind.“ Oder du schaffst es und überlebst, oder nicht. #00:17:44#

In dem angeführten Zitat schildert Friedrich ein von Alkohol und Gewalt geprägtes Elternhaus, in dem es zu physischen Übergriffen kam, und zwar auch derart bedrohlich, dass Friedrich befürchtete, ihre Eltern könnten sich umbringen.

Ihre Erzählungen legen nahe, dass der älteste Bruder zentraler Akteur in der Herstellung familiärer Homöostase war und die Familie stabilisierte. Mit seinem Tod löste sich das familiäre Gefüge auf, da die älteren Geschwister das Haus verließen und Friedrich mit ihren gewalttätigen Eltern zurückließen. Die Formulierung, „ich konnte auch nichts dagegen unternehmen“, zeigt ihre große Hilflosigkeit und Ohnmacht. Es kann vermutet werden, dass der Umstand, von den Geschwistern alleine gelassen worden zu sein, für Friedrich nicht nur ein traumatisches Ereignis war, welches in ihr massive Verlustängste ausgelöst hat, sondern dass sie diese Geschehen auch als Verrat empfunden haben könnte: Ihre Geschwister haben sie im Stich gelassen, sie nicht ‚gerettet‘. Horizontale Bindungen, insbesondere Geschwisterbeziehungen, haben das Potenzial, instabilen Bindungsrepräsentationen entgegenzuwirken. Für Friedrich bedeutet das, dass die geschwisterlichen Bindungen eine Antipode zu ihrer Erfahrung von unsicherer Bindung mit ihren Eltern hätte bilden können; stabile Geschwisterbeziehungen hätten es ihr also ermöglicht, ein stabiles Bindungsverhalten zu erlernen. Da mit dem Tod des Bruders die familiäre Homöostase in ein Ungleichgewicht geriet und die Geschwister Friedrich zudem zurückließen, entfällt ein zentraler ihr zugänglicher stabiler Rahmen. Friedrich ist nunmehr nicht nur hinsichtlich ihrer parentifizierten Rolle überfordert, sondern auch verunsichert bezüglich ihres Platzes in der Familie; es ist unklar, wer für die Herstellung der Homöostase zuständig ist und wie diese sich nunmehr ausgestaltet. Es kann angenommen werden, dass Friedrich das Gefühl hat, auf sich selbst zurückgeworfen zu sein, da sie nicht länger auf ihre Geschwister zurückgreifen kann und keine anderen Personen in dem Familiensystem ‚Führungsaufgaben‘ übernehmen. Friedrich ist jetzt zirka 10 Jahre alt. Laut dem Stufenmodell der

psychosozialen Entwicklung eines Kindes des Psychoanalytikers Erik H. Erikson (1973) geht der Zeitpunkt von Friedrichs Parentifizierung mit der ‚Latenzphase‘ im Lebensabschnitt von sechs Jahren bis zur Pubertät einher, in dem Kinder verstärkt an der Welt der Erwachsenen teilnehmen und für ihre geleistete Arbeit Anerkennung möchten. Das Gefühl der Überforderung kann in dieser Entwicklungsstufe ein Minderwertigkeitsgefühl auslösen, welches eine Angst vor Versagen bestärkt und dazu führen kann, die angetragenen Aufgaben besonders erfolgreich erfüllen zu wollen, um so die erhoffte Anerkennung zu erhalten. Der Wunsch von Friedrichs Mutter, ihr Fürsorge und Versorgung anzutragen, ist demzufolge entwicklungspsychologisch auf fruchtbaren Boden gefallen.

Mit dem Tod des Bruders und dem Weggang der Geschwister nimmt Friedrich ihr Dasein als ‚Überlebenskampf‘ wahr, in dem es keinen Raum mehr für altersgerechte Entwicklungsmöglichkeiten gab. Auch konnten ihre Eltern nicht länger die Grundversorgung mit Wasser und Strom gewährleisten. In dieser Situation war es Friedrich nicht mehr möglich, Gedankenräume zu entwickeln, in denen es neben „überleben“ oder es „nicht zu schaffen“ weitere Alternativen gegeben hätte. Ihre Erzählung offenbart ihr Gefühl von Ausweglosigkeit und Verzweiflung.

Die weitere Erzählung von Friedrich legt nahe, dass sich ihre Eltern trennten und die Mutter nach Deutschland emigrierte. Da Friedrich mit dreizehn Jahren nach Deutschland kam, lebte sie maximal drei Jahre in ihrem Herkunftsland ohne ihre Mutter. Ihre Erzählungen lassen vermuten, dass sie diese Zeit unter anderem bei ihrer Oma väterlicherseits verbrachte.

Nachdem Friedrich nach Deutschland kam, verschlimmerte sich die Lebenssituation ihrer Mutter. Erneut übernahm Friedrich die Fürsorge für ihre Mutter und sorgte für beider Dasein. Die Mutter übertrug ihr jene Verantwortung, für die sie originär zuständig war, so beispielsweise Anträge bei den Behörden und den Umgang mit den Behörden. Die Rollenumkehr wurde aktiv von der Mutter eingefordert, so dass Friedrich erneut ihre parentifizierte Rolle in dem familiären System einnahm.

F: *Nach der Situation mit meinem Bruder und nächstes Jahr ist auch ihre Mutter gestorben. Deswegen ist sie noch mehr in Alkohol gegangen, noch mehr Alkohol und dann, ja. Meine Mutter raucht auch. Die raucht quasi drei Päckchen für acht Euro am Tag. Und, ja, sie kriegt nichts*

auf die Reihe, weil, sie ist nicht fähig zu arbeiten. Sie ist auch nicht fähig, irgendetwas zu Hause zu machen. Oder zu kochen, einkaufen zu gehen. Und ich habe quasi halt alles selbst erledigt. Auch, ich war, glaube ich, sechs Monate in Deutschland, und meine Mutter hat mich zu Jobcenter geschickt, weil sie meinte, ich kann so gut Deutsch, dann kann ich es selbst erledigen. Weil, ich bin in Deutschland, ich sollte Deutsch verstehen, Deutsch können zu lesen, zu schreiben und allen Papierkeram von ihr halt machen. Ja, und eigentlich habe ich letzten zwei Jahre alles selbst auf die Reihe gekriegt. Mit Geld, mit Essen, mit Putzen, mit Schule, sogar daneben zu arbeiten. Und ja, ich konnte, und meine Mutter halt sich hat einen Freund gefunden hier in Deutschland. Und der Freund ist quasi so normaler Freund, aber da zwischen denen geht was mehr. Und ich konnte einfach nicht mit ihm leben, und wir hatten in einem Wohnheim gewohnt und in einem Zimmer. Und, ja, ich konnte mich gar nicht wohl fühlen wegen dem Mann. Deswegen, und deswegen hat meine Mutter auch nichts unternommen, weil, ich habe gesagt, ich war zu meiner Mutter ehrlich, und ich habe ihr sogar verboten, Alkohol Zuhause zu haben, was auf sie auch nicht gehört hat. [...] #00:15:54#

In dem angeführten Zitat beschreibt Friedrich ihre Mutter als eine Person, die ihr Leben nicht alleine bewältigen kann und auf die Fürsorge und Unterstützung von ihr angewiesen ist. In der Formulierung, ihre Mutter ‚bekäme nichts mehr auf die Reihe‘, wird deutlich, dass Friedrich die parentifizierte Rolle verinnerlicht hat und sich ihrer Mutter überlegen fühlt; sie wird quasi zum Vormund ihrer Mutter, so verbietet sie ihr beispielsweise, Alkohol zuhause zu haben, und kritisiert den Freund ihrer Mutter. Demgegenüber beschreibt sich Friedrich als handlungsfähig und als eine Person, die ihr Leben auch unter widrigsten Umständen meistert. Dreh- und Angelpunkt von Friedrichs Welt war ihre Mutter:

F: *[...] Diese Aufgabe war meine Mutter und der Rest der Welt war irgendwo da an der Seite. [...]* #00:52:05#

Daher sieht sie möglicherweise den Freund ihrer Mutter als Konkurrenten um die Fürsorge für die Mutter, denn dieser könnte letztlich ihre Aufgaben übernehmen. Das allerdings würde das parentifizierte Zweiergefüge zwischen Tochter und Mutter zerstören und hätte folglich eklatante Folgen für Friedrich; sie würde möglicherweise zurückgedrängt in die Position eines Kindes – als das sie sich in dem Verhältnis zu ihrer Mutter schon länger nicht mehr wahrnimmt. Die Verteidigung ihrer parentifizierten Rolle und der damit einhergehenden Macht über die Mutter weisen nunmehr auf eine vertiefte Co-Abhängigkeit hin.

In dem familiären Konflikt droht die Mutter nunmehr, Friedrich in ihr Heimatland zurückzuschicken:

F: [...] *Und mittlerweile ist das so geworden, dass meine Mutter meinte, sie schickt mich zurück nach Polen und da kann ich machen alles, was ich will. Und alleine wohnen, was ich will. Sie meinte, sie schickt mich nicht zu meinen Geschwistern, sondern irgendwelche Stadt ohne nichts. Ohne Geld, ohne Garnichts, weil sie meinte, ich kenne das Leben nicht. Dann habe ich gesagt, dass es mir reicht und inzwischen, wo ich zum Jugendamt gegangen bin, war ich auch zwei, drei Nächte bei meiner besten Freundin. Und meine Mutter wusste davon, hatte auch okay gegeben, weil sie wusste, dass sie übertrieben hat. Und nach der zweiten Nacht habe ich gesagt: „Ich gehe nicht wieder zurück.“ Und dann bin ich halt in die Zuflucht gegangen. #00:15:54#*

Die Androhung von Friedrichs Mutter, sie zurück nach Polen zu schicken und erneut jeglicher Grundversorgungen zu berauben, kann auch als Versuch der Selbstermächtigung seitens der Mutter gelesen werden, d. h. als Versuch, das hierarchische Gefälle zwischen Mutter und Tochter zumindest kurzfristig zu verändern. Indem Friedrich sich mit Unterstützung der Schule an das Jugendamt wandte und ihre Fremdunterbringung erwirkte, bleibt das Bild der gescheiterten Mutter und der selbstwirksamen, machtvollen Tochter erhalten. Es liegt nahe, dass Friedrich für sich eine Strategie gefunden hat, ihre machtvolle, parentifizierte Position in dem familiären Gefüge zu sichern, indem sie sich gegebenenfalls entzieht – und so die Fragilität des Systems zum Vorschein kommt. Eine sichere Bindung konnte Friedrich angesichts der von Alkoholkonsum geprägten, gewalttätigen Familienstrukturen nicht entwickeln. Es liegt nahe, dass sie eine unsichere präokkupierte Bindungsrepräsentation hat, die sich in großen Verlustängsten bei gleichzeitiger Betonung ihrer Autonomie ausdrückt. Das Verhältnis von Autonomie und Bindungsbedürfnis ist jedoch nicht ausgewogen.

4.4.3 Geschlechtliche Selbstbeschreibung und Coming-out von Friedrich

Die bereits eingangs dargestellte Experimentierfreude bezüglich der Differenz zwischen geschlechtsmarkiert männlichem Vornamen in Kombination mit weiblichem Personalpronomen lässt vermuten, dass Friedrich männliche Identität erprobt, ohne Gefahr zu laufen, den Schutz und die Sicherheit aufgeben zu müssen, die sie in dem Heim für Mädchen gefunden hat. Da Friedrich im sozialen Gefüge des Heims nicht länger die Verantwortung für das Leben ihrer Mutter und das ihrige

hatte, wurde ein Raum geschaffen, der es ihr ermöglichte, die eigene Persönlichkeit zu entwickeln und sich mit ihrer geschlechtlichen Identität auseinanderzusetzen:

F: *Weil, ich hatte gar keine Zeit vorher, überall darüber so wirklich nachzudenken. Und da war darüber so mehr so Gedanken machen, oder so und für mich war das klar eine Aufgabe. Diese Aufgabe war meine Mutter und der Rest der Welt war irgendwo da an der Seite. Und hier mittlerweile habe ich so mich mehr, ich rede jetzt definitiv mehr als sonst. Ich bin sehr offen jetzt geworden und ich habe auch nicht Angst, meine Meinung zu sagen. #00:52:05#*

Die große Bedeutung die Friedrich dem Heim hinsichtlich ihrer Persönlichkeitsentwicklung beimisst, wird deutlich an ihrer Äußerung, sich dort „wohler zu fühlen“ als bei ihrer Mutter:

F: *Und ich fühle, so ich fühle mich hier wohler als mit meiner Mutter. #00:52:13#*

Ihre sexuelle Orientierung beschreibt sie als bisexuell, wobei sie intime Erfahrungen sowohl mit einem Mädchen als auch mit einem Jungen gemacht habe. Ihre momentane Präferenz liege auf Mädchen:

F: *Also ich bin bisexuell. Ich hatte einen Freund und ich hatte eine Freundin. Zurzeit stehe ich mehr auf Mädchen als auf Jungs. #00:06:53#*

Mit dreizehn Jahren verliebte sich Friedrich in ein Mädchen und offenbarte dies ihrer Familie. In diesem Zusammenhang beschreibt sie ihre Familie als sehr religiös und katholisch geprägt. Alle Familienmitglieder hätten ablehnend reagiert, und sowohl ihre 22 Jahre ältere Schwester als auch ihre Mutter hätten ihr eine Ohrfeige gegeben:

F: *Bei mir war das ein bisschen peinlich. Weil, meine Mutter, sie ist wirklich religiös. [...] Meine Geschwister alle haben gemeint: „Es ist nicht gut.“ Ich solle das nicht machen. Was ziehe ich da für eine Scheiße ab. Und von meiner Schwester habe ich auch eine Backpfeife gekriegt. (lacht) [...] Und von meiner Mutter auch, weil, die akzeptieren so etwas nicht. Und da habe ich geweint. Die Meinung von denen ist mir relativ egal, weil, ich lebe mein Leben. Und mit wem ich sein möchte, ist meine Sache und wenn denen es nicht passt, dann ist mir doch egal. #00:25:07#*

Auch haben ihre Geschwister und ihre Mutter ihr angedroht, sie in die Psychiatrie einweisen zu lassen. Friedrich ist daraufhin zu ihrer Großmutter gefahren und dort untergekommen. Nach zirka einem Monat habe ihr Vater sie jedoch gebeten, nach Hause zu kommen, weil die Geschwister nicht länger da seien und ihre Mutter „nichts

auf die Reihe“ bekäme. Friedrich stimmte ihrer Rückkehr unter der Bedingung zu, dass die Familie aufhöre, sie wegen ihrer sexuellen Orientierung anzusprechen:

F: *Ich habe denen das gesagt. Und meine Mutter meinte so, ich bin nicht mehr ihre Tochter. Deswegen wollten halt meine Geschwister mit meiner Mutter mich damals in [die] Psychiatrie schicken. Wo ich auch nicht gegangen bin, weil ich zu meiner Oma gefahren bin und da gewohnt habe. Mittlerweile einen Monat, oder so. Dann hat mich mein Vater wiedergefunden. Er meinte so: „Komm nach Hause. Deine Mutter kriegt nichts auf die Reihe. Deine Geschwister, wo überhaupt, sind nicht da.“ Dann die große Schwester hat eine eigene Wohnung, was soll die mit uns? Und ich meinte so: „Ja, aber nur, wenn ihr aufhört.“ Dann haben die gesagt: „Ja, okay.“ Ich bin nach Hause gekommen und habe nicht mehr gefragt. Ich habe gesagt: „Ich liebe [Name].“ und es ist fertig. Aus. #00:26:13#*

Als Friedrich auf die massive Ablehnung ihrer Familienangehörigen trifft und sie von ihrer Mutter und ihrer Schwester Ohrfeigen erhält, offenbart sich für einen kurzen Moment ihre Verletzlichkeit: Sie weint. Friedrich beschreibt die Geschehnisse als „peinlich“; das lässt vermuten, dass sie wegen der Offenlegung ihrer Verletzbarkeit in dieser Situation beschämt ist. Da sie mit den Ohrfeigen auch einen Machtverlust erlebt und dieser gleichermaßen sichtbar wird, kann auch dieser Umstand zu ihrer Beschämung beigetragen haben. Mit der Androhung, sie in die Psychiatrie einzuweisen, wird ihre Zuneigung zu einem Mädchen als psychische Erkrankung bewertet, die es zu heilen gilt. Da das Gefühl von Verliebtsein bzw. emotionaler Zugewandtheit zu einem anderen Menschen zuvorderst positiv besetzt ist, werden Friedrichs Gefühle mit der Haltung der Familie abgewertet und stigmatisiert. Mit der Idee, Friedrich müsse in eine Psychiatrie eingewiesen werden, geht insbesondere die Vorstellung der Familienmitglieder einher, dass sie ver-rückt, psychisch erkrankt sei. Auch ist in Betracht zu ziehen, dass mit Friedrichs Zuwendung zu einer anderen Person die Mutter als Zentrum ihrer Fürsorge und Zugewandtheit an Bedeutung verlieren könnte; daher kann der Mutter daran gelegen sein, diese Liebe abzuwerten. Für Friedrich wiederum, die einerseits das Zentrum ihres Seins auf ihre Mutter gerichtet hatte und andererseits in ihrem ‚Überlebenskampf‘ kaum Raum für das Erleben von Emotionen gehabt haben dürfte, kann die Erfahrung, sich in einen anderen Menschen zu verlieben, überaus wirkmächtig sein und einen Möglichkeitsraum öffnen für ‚etwas anderes‘.

Friedrich entzieht sich schließlich, indem sie zu ihrer Oma väterlicherseits geht – obgleich diese gleichermaßen als sehr religiös beschrieben wird. Da davon ausgegangen werden kann, dass Friedrichs Großmutter die Haltung der Familie hinsichtlich ihrer Homosexualität teilt, ist sie auch dort nicht davor geschützt, in die Psychiatrie eingewiesen zu werden. Daher kann vermutet werden, dass dieser Schritt vor allem dazu diente, sich selbst zu ermächtigen: Friedrich kommt eine zentrale Rolle in der Aufrechterhaltung und Herstellung familiärer Homöostase zu, sie führt den Haushalt und kümmert sich um die Mutter. Indem sie sich herauszieht, wird die Fragilität der familiären Ordnung deutlich. Der Vater greift auf seine Tochter als stabilisierende Ressource zurück und bittet Friedrich, zurückzukehren. In dieser Situation wird deutlich, dass der vorrangig als abwesend beschriebene Vater Friedrich ebenfalls parentifiziert und ihr die zentrale Aufgabe der Herstellung familiärer Homöostase zuordnet. Unter der Maßgabe, ihre sexuelle Orientierung nicht länger zu thematisieren, kehrt Friedrich zurück; ihr ist es gelungen, sich erneut als machtvoll und handlungsfähig zu erleben.

Friedrichs Selbstbeschreibung als bisexuell spiegelt die aktuelle Selbstwahrnehmung wider, die es ihr gestattet, Varianten der sexuellen Orientierung zu erproben, ohne Stigmatisierungen oder Diskriminierungen ausgesetzt zu sein. Möglicherweise ist auch ihre eher als maskulin zu lesende Repräsentation ein Erproben von unterschiedlichen Geschlechtsrollen.

In ihrer Erzählung über ihr Coming-out wird deutlich, dass Friedrich gefangen ist in der Ambivalenz zwischen einer zugeordneten Parentifizierung und der Erkenntnis, dass diese jederzeit entzogen werden kann und sie damit wieder in die Position eines (unmündigen) Kindes gedrängt wird. Da Friedrich allerdings die ihr zugewiesene Rolle verinnerlicht hat, ist sie nicht ohne weiteres bereit, die damit verbundene Macht aufzugeben. Ihre Strategie, sich zu entziehen, hat den Effekt, dass ihre Familienangehörigen auf sich selbst zurückgeworfen werden und letztlich Friedrich wieder ihre parentifizierte Rolle einnimmt – und sich damit als machtvoll und handlungsfähig erlebt. Friedrich benutzt dieselbe Strategie in der Situation, in der ihre Mutter ihr androht, sie zurück in ihr Herkunftsland zu schicken: Sie wendet sich mit Unterstützung der Schule an die Jugendhilfe, möglicherweise auch in Ermangelung von Familienangehörigen, zu denen sie sich zurückziehen könnte. Auch hier kann

vermutet werden, dass es nicht Friedrichs vorrangiges Ziel war, von ihrer Mutter wegzukommen, sondern sich selbst zu ermächtigen.

Obgleich Friedrich erzählt, dass ihr die Haltung ihrer Familie letztlich „egal“ sei, liegt nahe, dass ihre Reaktion vor allem als Abwehr ihrer Enttäuschung und Vulnerabilität zu lesen ist. Friedrich wünscht sich Liebe, Anerkennung und Wertschätzung von ihrer Familie, die sie ungeachtet ihrer tragenden Rolle in dem Familiensystem nicht erhält.

Friedrich versucht, eine Erklärung für die tiefgreifende Ablehnung ihrer heteronormabweichenden sexuellen Orientierung insbesondere durch ihre Familie, aber auch im Freund*innenkreis zu finden. So erzählt sie, dass sie sich einmal in ihre „beste Freundin“ verliebt habe und diese sie daraufhin zurückgewiesen habe:

F: Ja, ich hatte eine beste Freundin. Und da war es. Also wusste ich nicht, dass ich halt so auf Frauen stebe und dann habe ich halt irgendwelche Gefühle zu ihr gekriegt und da ich sehr offen bin, habe ich ihr halt gesagt und da meinte sie auch: „Gott, jetzt können wir nicht befreundet sein. Was soll das?“ #00:49:14#

Dieses Geschehnis verweist darauf, dass Friedrich zu Beginn ihres äußeren Coming-outs sehr viel Ablehnung und Abwertung nicht nur durch ihre Familie erfahren hat. So bricht mit ihrem Coming-out auch ihr soziales Gefüge auseinander, da sich ihre „beste Freundin“ nunmehr zurückzieht. Friedrich sieht die Ablehnung und Abwertung, die sie in ihrem sozialen Nahraum erlebt, begründet in heteronormativen gesellschaftlichen Werten und der Möglichkeit, mit der Ablehnung eigene homosexuelle Anteile zu verdecken:

F: Es ist, also von Menschen, die so etwas sagen, ist mehr die Angst, dass sie sich selbst in denjenigen verlieben könnten und selbst etwas entdecken, was in der Familie nie vorgeworfen wurde. Und immer gesagt wurde: „Ja, jetzt nimmst du eine Frau“, oder „Du nimmst einen Mann. Und mit Mann musst du leben.“ und „Du musst mit einer Frau leben und anders geht das nicht.“ Und ich glaube, es ist meistens Angst von denen, vor dieser Herausforderung für die Menschen, die halt von Anfang an gesagt kriegen, was die machen müssen, mit wem die zusammenkommen und dass es anders einfach nicht geht. Und dann vielleicht haben die halt Angst vor irgendwie, welche Meinung von der Familie, oder von Freunden, deswegen. Es gab schon so Vorfälle. (lacht) #00:48:46#

In dem angeführten Zitat verweist Friedrich auf gesellschaftliche Normen, die sie als direktiv wahrgenommen hat: „Du nimmst...“ und „du musst...“. Friedrich vermutet, dass insbesondere Menschen, denen mutmaßlich vorgegeben wird, wie sie zu leben haben, Angst vor Veränderung haben und daher vehement an vorgegebenen Regeln festhalten. Ihre Annahme, dass die ablehnende Haltung auch in einer Angst vor Stigmatisierung durch den sozialen Nahraum begründet sein könnte, spiegelt möglicherweise ihre eigenen Erfahrungen wider, die sie nunmehr generalisiert. Am Ende des angeführten Zitats lacht Friedrich, was als Ausdruck ihrer Vulnerabilität gelesen werden kann.

Da Friedrich wahrscheinlich nicht davon ausgegangen war, sich längerfristig dem familiären Gefüge zu entziehen, sondern durch ihr Fernbleiben ihre zentrale Bedeutung für die Stabilität dessen zu betonen, liegt nahe, dass ihr Aufenthalt nach einem gewissen Zeitraum nicht länger ihrer originären Motivationslage entsprach. Ungeachtet dessen ist sie zu dem Schluss gekommen, sich dort „woher“ zu fühlen als bei ihrer Mutter. Sie erzählt von Entwicklungsschritten ihrer Persönlichkeit, so sei sie „offener“ geworden und stehe nun vermehrt für sich ein.

4.4.4 Friedrichs Reflexion ihres Lebens im Heim

Friedrich beschreibt die soziale Struktur des Heims als ein familiennahes Gefüge:

F: [...] *Aber wir sind alle ganz offen, man kann sagen, wir sind so eine kleine, aber große Familie.* #01:00:46-2#

Da Friedrich in einer dysfunktionalen Familie aufgewachsen ist, liegt nahe, dass sich der Familienbegriff, wie er hier von Friedrich gemeint ist, darauf bezieht, dass im Heim die sozialen Rollen von Erwachsenen (Betreuer*innen) und Kindern/Jugendlichen (Bewohner*innen) eindeutig zugeordnet sind und Friedrich zudem Wertschätzung, Anerkennung und Akzeptanz erlebt. Das Vertrauensverhältnis zwischen Betreuer*innen und den Heimbewohner*innen ist für sie von großer Bedeutung:

F: *Also mittlerweile, mit meinen Erfahrungen, den Betreuern hier ist, es ist wichtig für die, dass wir glücklich sind. Und ob wir mit einem Jungen sind oder einem Mädchen, ist es relativ egal.* #00:37:01#

Die Formulierung „mittlerweile“ legt eine nach wie vor vorhandene unsichere Bindungsrepräsentation nahe, die von einem fehlenden Ur-Vertrauen geprägt ist. Zu Beginn ihres Heimaufenthalts sieht Friedrich die Betreuer*innen daher vorrangig als Repräsentant*innen der Welt der Erwachsenen und ist verunsichert hinsichtlich einer wertschätzenden und achtsamen Haltung ihr gegenüber. Es liegt nahe, dass Friedrich auch nicht einzuschätzen wusste, wie sie sich gegenüber den Betreuer*innen verhalten kann, d. h. dass sie möglicherweise Erwartungen antizipierte, die eng verbunden sind mit ihrem Erleben einer parentifizierten familiären Rolle. In ihrer psychosozialen Entwicklung während ihres Heimaufenthalts verschiebt sich ihre Wahrnehmung dahingehend, dass sie nunmehr verstärkt auf eigene Entwicklungsräume schaut und sich von den Betreuer*innen darin unterstützt fühlt. Den Betreuer*innen sei es wichtig, dass die Mädchen „glücklich“ sind, unabhängig von den individuellen Lebensentwürfen; das transportiert auch die Botschaft, sich selbst so anzunehmen, wie sie ist. Von Bedeutung scheint allerdings auch die Relativierung zu sein, es sei „relativ egal“, da dies vermuten lässt, dass Friedrich hinsichtlich einer uneingeschränkten Akzeptanz noch verunsichert ist. Die Verunsicherung kann sowohl in der nach wie vor vorhandenen unsicheren Bindungsrepräsentation begründet sein als auch in einer seitens der Betreuer*innen kommunizierten Unsicherheit.

Da Friedrich Besuch von ihrer Freundin haben wollte, offenbarte sie ihre gleichgeschlechtliche Zuneigung ihrer Bezugsbetreuer*in. In dem nachfolgenden Zitat benennt Friedrich das als „vorwarnen“:

F: *Also ich war ganz, ich bin ganz offener Mensch. Also ich habe es gesagt, weil, es sollte meine Freundin hierherkommen und ich habe sie auch vorgewarnt. Ich habe ihr auch gesagt, dass das meine Freundin ist und dass ich halt Mädchen mag und sie hat mich gefragt, ob ich halt etwas mehr erzählen will oder nicht. Ich meinte so: „Es gibt da nichts zu erzählen eigentlich.“ Ich habe eine Freundin, es geht mir gut, ich gehe zur Schule. So, es gibt da nichts mehr zu erzählen.*
#00:35:44#

Ogleich die Bezugsbetreuer*in Friedrich eine Möglichkeit eröffnet, über ihre Zuneigung zu dem Mädchen zu erzählen, scheint es dennoch so zu sein, dass sie eine mögliche Ablehnung befürchtet und daher auf ein ihr vertrautes Verhaltensmuster zurückgreift, um sich und ihre Gefühlswelt vor einer erwarteten Abwertung oder Ablehnung zu schützen: Indem sie die Betreuer*innen „vorwarnt“, antizipiert sie

eine mögliche Ablehnung. Zugleich betont sie, dass sie ‚funktioniert‘, d. h. mögliche Erwartungen der Erwachsenen an sie erfüllt, und auf der Gefühlsebene zieht sie sich zurück.

Ungeachtet dessen erlebt Friedrich die Betreuer*innen als „sehr offen“ und bewertet ihr Verhalten hinsichtlich ihrer Bisexualität in Relation zum Verhalten ihrer Herkunftsfamilie positiv:

F: *Ab, die hatten schon auch solche Sachen und ich finde, also ich finde es ganz gut von denen, dass halt, die sind nicht so, wie z. B. meine Eltern, oder meine Geschwister, dass die nicht überreagieren. [...] Und man kann, man kann sehr offen mit den Betreuern reden. #00:36:04#*

Das ablehnende und pathologisierende Verhalten ihrer Eltern und Geschwister beschreibt sie als „überreagieren“; sie ist in ihrem Coming-out davon ausgegangen, dass die Betreuer*innen gleichermaßen ablehnend reagieren, daher beschreibt sie ihr Coming-out auch als ‚Konfrontation‘. Sie machte dem gegenüber allerdings die Erfahrung, dass den Betreuer*innen das individuelle Wohl der Mädchen wichtig ist und dies die sexuelle Orientierung bzw. Geschlechtsidentität einschließt. Für Friedrich ist bedeutsam, dass die Betreuer*innen Erzählräume öffnen und die Mädchen einladen, diese zu nutzen. Dabei handeln die Mädchen selbstbestimmt, das heißt, sie entscheiden nicht nur, ob und wie sie diese Erzählräume nutzen, sondern auch mit wem.

Ein besonderes Thema ist Sexualität. In der Einrichtung finden sich offen zugängliche Informationsmaterialien und eine Frauenärztin war bereits auch vor Ort.

F: *Mit der [Anmerkung: Frauenärztin] haben wir auch über viele Sachen geredet und ja. Es gibt so Sachen, wo man vielleicht nicht gerne darüber redet, es geht immer so, dass man oder entweder für sich behalten. Man kann auch gerne auf die Betreuer zukommen, weil man weiß bei dem Betreuer, oder bei dem Betreuer fühle ich mich gut, besser. Besser als bei den anderen und ich finde es, also mit der Frauenärztin war schon eine gute Idee. #00:38:43#*

Sexualerzieherische Themen beschreibt Friedrich als „so Sachen“ über die „man“ nicht gerne redet. Das lässt vermuten, dass sexualitätsbezogene Themen für Friedrich schambesetzt sind und es ihr daher schwerfällt, darüber zu sprechen. Möglicherweise fehlt ihr noch eine Sprache, in der sie ihre sexualitätsbezogenen Themen besprechen könnte.

Wie bereits dargestellt, ist zu vermuten, dass Friedrich verschiedene Geschlechtsrollen und Geschlechtsidentitäten erprobt. In dieser Phase wäre es aus ihrer Sicht hilfreich, in der Einrichtung Informationen zu den spezifischen Themen zu erhalten:

I: *Das ist auch eine Website für Jugendliche, ich sage jetzt mal Regenbogenjugendliche, das ganze Spektrum, ja, die sich auch austauschen zu verschiedenen Themen einfach was so ansteht, ja. D. h. solche Infos, glaubt ihr, die wären euch hilfreich?* #00:55:30#

[...]

F: *Ja. [...] Es könnte für manche hilfreich sein und manche können selbst nur so einfach darüber lesen.* #00:57:20#

Ogleich Friedrich ihren Wunsch nach Informationen abstrahiert und so entpersonalisiert, liegt nahe, dass sie Informationen zu sexueller Orientierung, Geschlechtsidentitäten usw. als hilfreich für ihre sexuelle und geschlechtliche Entwicklung erachtet. Auch findet sie es hilfreich, wenn die Themen allgemein aufgegriffen werden, ohne dass eine persönliche ‚Betroffenheit‘ vorliegt. Das würde es ihr erlauben, Informationen zu erhalten, ohne sich outen zu müssen. Auch wäre möglich, dass sie sich durch die breite Thematisierung eine größere Akzeptanz von den Mädchen und möglicherweise sogar den Betreuer*innen erhofft.

Letztlich wird allerdings auch ihre Ambivalenz hinsichtlich des Verhaltens der Betreuer*innen deutlich. Auch wenn sie sich eine Thematisierung wünscht, sieht sie für sich keinen weiteren Unterstützungsbedarf:

I: *Gab es denn mal eine Situation, in der ihr euch mehr Unterstützung gewünscht hättet?* #00:59:17#

F: *(Pause 5 Sek) Ich glaube nicht.* #00:59:29#

4.4.5 Reflexion des Interviews mit Friedrich

In der Erzählung von Friedrich lassen sich zwei Narrative aufzeigen: Das vordergründige Narrativ befasst sich mit ihrer verinnerlichten parentifizierten Rolle in der Herkunftsfamilie, während das weitere Narrativ ihren Coming-out Prozess und ihre Identitätsfindung beschreibt. Die Narrative sind stark miteinander verwoben,

da insbesondere im Kontext der Identitätsfindung Friedrichs Vulnerabilität offengelegt wird, die sie mit ihrer parentifizierten Position erlernten und geübten Verhaltensweisen zu beschützen weiß.

In dem Interview gibt sich Friedrich einen männlich konnotierten Namen, wobei sie zugleich möchte, dass das weibliche Personalpronomen benutzt wird. Das lässt vermuten, dass sie in einer Phase der Erprobung verschiedener geschlechtlicher Repräsentationen ist. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sie vielleicht die Ambivalenz bewusst aufrechterhält, denn bei einer eindeutig männlichen Geschlechtsidentität bestünde das Risiko, aus dem für sie stabilisierenden und von ihr als wertschätzend und sicher wahrgenommenen sozialen Gefüge genommen zu werden, da es sich um eine Einrichtung für Mädchen handelt.

Friedrich kam vor vier Jahren mit 13 Jahren in das Mädchenheim, nachdem ihre Mutter ihr angedroht hatte, sie ohne jegliche familiäre Anbindung in ihr Herkunftsland zurückzuschicken. Ihre Erzählungen sind zeitlich verworren und teilweise unstrukturiert, was auf eine Traumatisierung hinweisen kann.

Sie entstammt einer Familie, die von häuslicher Gewalt und Alkoholsucht beider Elternteile sowie anderer Familienmitglieder geprägt ist. Soweit sie sich erinnern kann, übernahm sie mit sechs Jahren zum ersten Mal bewusst die Fürsorge für die Mutter, führte den Haushalt und sicherte die Grundversorgung für sich und ihre Eltern. Ihr älterer Bruder übernahm die väterliche Rolle und hielt die Familie bis zu seinem Tod zusammen. Friedrich war ungefähr 10 Jahre alt, als er verstarb. Sie war 11 Jahre alt, als ihre Oma mütterlicherseits verstarb. Daraufhin verstärkten sich infolge der psychischen Belastungen die Suchtstrukturen der Mutter. Friedrich hatte die parentifizierte Rolle bis zu ihrem 13ten Lebensjahr inne, möglicherweise mit einer Unterbrechung von zwei bis drei Jahren, die sie ohne ihre Mutter verbrachte. Sie war 10 Jahre alt, als sie ihrer Mutter nach Deutschland folgte, um hier rasch erneut die Fürsorge für ihre Mutter zu übernehmen und das eigene Dasein zu sichern; sie führte den Haushalt, ging neben der Schule arbeiten und umsorgte ihre Mutter, wenn diese zu betrunken war, den Heimweg zu finden.

Friedrich hat ihre parentifizierte Rolle als überaus machtvoll erlebt, sie fühlte sich ihrer Mutter überlegen. Zentrale Akteure in der Herstellung eines familiären

Gleichgewichts waren sie und ihr verstorbener Bruder. Mit dessen Tod tat sich ein homöostatisches Vakuum auf, welches durch den Auszug der älteren Geschwister verstärkt wurde. Diese familiäre Entwicklungsphase erlebte Friedrich als Verlust und Verrat, infolgedessen sie auf sich alleine gestellt war. Sie verinnerlichte die ihr zugeordnete Parentifizierung und beschreibt die familiäre Struktur nunmehr vor allem als Mutter-Tochter Dyade. Der Vater scheint jetzt eine untergeordnete Rolle zu spielen, er wird von ihr vor allem als abwesend beschrieben.

Friedrichs Parentifizierung und Co-Abhängigkeit von der suchtkranken Mutter erfolgen entwicklungspsychologisch in einem Lebensabschnitt, in dem Kinder an der Welt der Erwachsenen partizipieren und von diesen Anerkennung wollen (Latenzphase). Das ermöglichte es beiden Eltern, Friedrich die Fürsorge für die Mutter zu übertragen. Da ihr auch die deutlich älteren Geschwister die Fürsorge überließen und sich zudem dem familiären Gefüge entzogen, sah Friedrich für sich keine andere Möglichkeit, als diese Rolle zu übernehmen und zu verinnerlichen. Die Übernahme und Verinnerlichung der parentifizierten Rolle war somit ihre zentrale Überlebensstrategie in dem dysfunktionalen familiären Gefüge.

Um ihr ‚Überleben‘ zu sichern, war sie bestrebt, ihre parentifizierte Rolle zu bewahren. Fühlte sie ihre mit dieser Rolle verbundene Macht bedroht, griff sie auf die ihr vertraute Strategie des Entzugs zurück: Sie entzog sich der Familie, indem sie beispielsweise zur Oma zog oder aber auch die Jugendhilfe beanspruchte. So war es ihr möglich, durch Destabilisierung des familiären Systems ihre als machtvoll erlebte Position zurückzuerlangen. Da ihre Strategie sehr erfolgreich war, erlebte sie sich als selbstwirksam und handlungsfähig.

Aber gerade mit ihrem Coming-out erlebte sie, dass die Macht, die sie verinnerlicht hatte, ihr lediglich zugestanden wurde. Durch die Ablehnung und Pathologisierung ihrer sexuellen Orientierung durch ihre Familie wurde ihre Vulnerabilität offengelegt. Es ist die einzige Situation, von der sie erzählt, dass sie weinte. Sie beschreibt die Situation auch als „peinlich“, wobei hier vermutet werden kann, dass sie damit nicht nur die Offenlegung ihrer Vulnerabilität umschreibt, sondern auch den sichtbaren Machtverlust. Indem sie sich der Kernfamilie entzog, geriet diese in ein homöostatisches Ungleichgewicht, so dass der Vater sich veranlasst sah, Friedrich zu bitten, zurückzukehren und sich um die Mutter zu kümmern. Dadurch fühlte

sich Friedrich in ihrer Strategie bestärkt, da sie sehr erfolgreich ihre Macht und ihre zentrale Position in der Familie wiedererlangt hat. Zugleich hat sie damit durchgesetzt, dass ihre sexuelle Orientierung nicht länger Gegenstand familiärer Diskussionen war. Ihre sexuelle Orientierung offenbarte sich als überaus vulnerabler Aspekt ihres Seins, den sie allerdings sehr machtvoll beschützen konnte, indem sie die fragile Familiensituation sozusagen als ‚Faustpfand‘ einsetzte.

Friedrich hat in ihrer Herkunftsfamilie nicht die Erfahrung von Ur-Vertrauen machen können, so dass sie gegenüber Dritten erst einmal zurückhaltend oder gar misstrauisch ist. Auch wenn sie sich gegenüber ihrer Familie durchgesetzt hat, bleibt die Vorsicht, dass andere Menschen ablehnend auf ihre sexuelle und geschlechtliche Identität reagieren könnten. So beschreibt sie ihr Coming-out gegenüber den Betreuer*innen im Heim als ‚Vorwarnen‘, d. h. sie ist von einem möglichen Konflikt ausgegangen.

Ogleich die Betreuer*innen ihr anbieten, über ihre (lesbische) Beziehung zu sprechen, wiegelt sie diese Möglichkeit ab, indem sie betont, dass sie ‚funktioniert‘ (Schule) und sich zugleich emotional verschließt. Es kann vermutet werden, dass einerseits ‚zu funktionieren‘ und andererseits sich ‚emotional zurückzuziehen‘ eine für sie zentrale Überlebensstrategie in dem familiären Gefüge war, die sie nunmehr auch in ihrem Coming-out anwendet.

Friedrich betont, dass ihr Informationsmaterial über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in ihrem Coming-out hätte hilfreich sein können; da sie betont, dass auch andere dadurch ihr Wissen erweitern könnten, liegt nahe, dass der offene Zugang zu LSBT*I*Q Informationsmaterial ein affirmatives ‚Klima‘ hätte schaffen können, in dem sie die Benennung ihrer sexuellen Orientierung nicht als ‚Vorwarnen‘, d. h. unter Berücksichtigung einer möglichen Ablehnung, hätte benennen können. So allerdings erlebte sie die Situation als Stress, den nur Menschen erleben, die mögliche Diskriminierungen oder Ablehnungen antizipieren (Minoritätenstress). Friedrich hat sowohl in ihrer Herkunftsfamilie als auch im Freund*innenkreis Ablehnung bis hin zur Pathologisierung erfahren, was sie vorsichtig werden ließ. Zugleich wird deutlich, dass sie gerade in diesem Aspekt ihres Seins besonders vulnerabel ist. Um diesen Aspekt ihres Seins zu schützen, greift sie, wie bereits beschrieben, auf eine ihre vertraute Strategie zurück, die es ihr ermöglicht, sich selbstwirksam und

machtvoll zu erleben. In ihrer Familie nutzt sie das homöostatische Vakuum, welches durch ihre Abwesenheit generiert wird, um ihre Macht zu festigen und ihre sexuelle Orientierung zu einem Tabu-Thema zu machen. Gegenüber den Betreuer*innen erzählt sie, dass sie die an sie gerichteten Erwartungen erfüllt, und verschließt sich emotional. Dadurch behält sie die Kontrolle über ihren Coming-out Prozess und erlebt sich selbstwirksam. Auch wenn Friedrichs Minoritätenstress durch das offene Verhalten der Betreuer*innen abgemildert wird, kann vermutet werden, dass ein affirmatives Umfeld, z. B. indem Informationsmaterial zu sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität offen zugänglich ist, Friedrichs Minoritätenstress von vorneherein hätte abmildern können.

4.5 Markus (19 Jahre alt, cis-männlich, schwul, PoC)

4.5.1 Aktuelle Lebenssituation von Markus

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Markus 19 Jahre alt und lebt seit eineinhalb Jahren in einer Einrichtung des Betreuten Wohnens für männliche Jugendliche. Dort gibt es einen Wohnbereich, in dem die Jugendlichen in den Übergang zur Selbstständigkeit begleitet werden.

Markus hat einen zwei Jahre älteren Bruder, mit dem er bei seiner Mutter aufgewachsen ist und dem er „relativ nahe“ steht. Seine Mutter stammt aus Zentralafrika und ist Verkäuferin, sein Vater stammt aus Deutschland und ist im öffentlichen Dienst tätig. Seine Eltern sind geschieden. Markus erzählt, dass er seine Eltern nur getrennt erinnere, zum Zeitpunkt der Trennung sei er erst ein Jahr alt gewesen. Den gegenwärtigen Partner seiner Mutter bezeichnet er als seinen Stiefvater; auch sein Vater habe eine neue Partnerin. Markus erzählt, dass er nach wie vor Kontakt zu seinen Großeltern väterlicherseits habe, während er wegen der räumlichen und auch sprachlichen Distanz kaum Kontakt zu der Großmutter mütterlicherseits gehabt habe. Diese habe nicht die offizielle Staatssprache gesprochen, sondern nur eine regionale Sprache; daher sei eine Verständigung kaum möglich gewesen. Auch habe er sie nur einmal in den Sommerferien besucht, wobei ihm der Besuch zwar „gut gefallen“ habe, er aber nicht mit den klimatischen Bedingungen zurechtgekommen sei. Die Großmutter sei vor zwei Jahren verstorben. Über den Großvater mütterlicherseits erzählt Markus nichts.

M: *Und spricht natürlich auch kein Deutsch und meine andere Sprache ist ja Französisch. Das ist ja auch, ja, Sprache, die in [Staat] gesprochen wird, aber die spricht meine Großmutter auch nicht, sondern die spricht nur so eine, ja, eine regionale Sprache (Pause 2 Sek.) #00:39:21#*

Markus beschreibt seine Kindheit als wenig belastet, er habe zu beiden Elternteilen guten Kontakt gehabt; die Wochenenden habe er bei seinem Vater verbracht, ebenso die Ferien. Auch habe er viele Freunde gehabt, mit denen er seine Freizeit verbracht habe.

M: *Aber ich hatte generell eigentlich eine sehr zufriedene Kindheit. Also, ich hatte ja auch schon früher, wie gesagt, meine Eltern waren ja schon geschieden, seitdem ich eigentlich denken kann, aber das war jetzt, aber ich habe trotzdem eigentlich meine beiden Elternteile immer gesehen, also ich habe zwar bei meiner Mutter gewohnt, aber als ich noch ganz klein war, war es sogar jedes Wochenende, dass mein Vater gekommen ist und mich und meinen Bruder abgeholt hat und wir dann das Wochenende bei ihm verbracht haben. In den Ferien dann die meisten Ferien über und so. Deswegen hatte ich da eigentlich immer zu meinen beiden Elternteilen trotzdem eine gute Beziehung und hatte auch in meiner Kindheit dann ja viele Freunde, habe eigentlich, ja, auch immer Spaß gehabt in meinem Alltag so in meiner Freizeit zu verbringen. Deswegen ja. Ich war eigentlich immer zufrieden so. [...] #00:36:11#*

Markus erzählt weiterhin über seine Kindheit, dass er sich früher eher draußen aufgehalten habe und „ständig mit Freunden unterwegs“ gewesen sei. Mit der Pubertät habe sich das geändert, er habe sich von seinen Freund*innen und in sein Zimmer zurückgezogen.

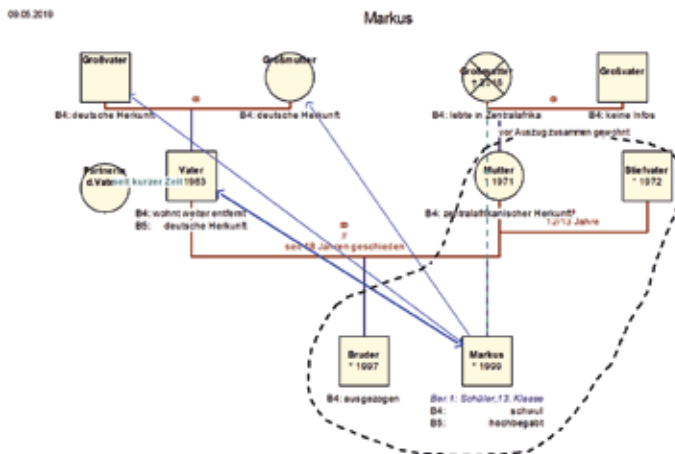
M: *Also, während ich jetzt so meine meiste Zeit in meinem Zimmer verbringe damit zu lesen, Videospiele zu spielen und so, war ich früher eigentlich immer draußen, wenn ich nicht gerade in der Schule oder am Schlafen war. Und ständig mit Freunden unterwegs und so. Das hat sich dann, als ich halt eben in die Pubertät kam, so langsam geändert. Da hat es halt eben angefangen, dass ich mich, immer mehr [Zeit] in meinem Zimmer verbracht habe. Ich habe mich weiter von meinen damaligen Freunden abgeschottet. Ja. (Pause 5 Sek) Ja das wäre eigentlich so, das war eigentlich so der Wendepunkt. #00:16:34#*

Den emotionalen und sozialen Rückzug sieht er in seiner beginnenden Depression begründet. Auch heute noch halte er sich in seiner Freizeit vor allem in seinem Zimmer auf, er lese gerne und spiele Videospiele. Jedoch erlerne er jetzt auch ein Musikinstrument, er nehme Bassunterricht.

Während seine Mutter in räumlicher Nähe seines Unterbringungsorts lebt, wohnt sein Vater weiter entfernt. Markus besucht seine Mutter in größeren zeitlichen Abständen an den Wochenenden und telefoniert mit ihr regelmäßig, ebenso mit seinem Vater und seiner Großmutter.

Markus beschreibt seine sexuelle Orientierung als schwul. Er gilt als hochbegabt und geht auf eine Privatschule, die sich speziell an hochbegabte Menschen, die auch psychisch belastet sind, richtet. Dort bereitet er sich auf sein Abitur vor. Nach der Schule möchte er eine Ausbildung im Bereich Fachinformatik machen.

Abbildung: Genogramm Markus



Zentrale Bezugspersonen scheinen nach wie vor sein Vater, seine Mutter mit ihrem neuen Partner (Stiefvater), sein Bruder und seine Oma väterlicherseits zu sein. Er erzählt, dass er in seiner Kindheit „eigentlich immer zufrieden“ gewesen sei und legt den Zeitraum der biografischen Zäsur in seine Pubertät: Bis dahin hat er sich entsprechend den Erwartungen an eine cis-männliche und heteronormative Entwicklung verhalten; Abweichungen in der psychosozialen Entwicklung kamen nach seiner Wahrnehmung erst in der Pubertät zum Tragen. Möglicherweise kann hier auch der Beginn des Konflikts zwischen ihm und seiner Mutter verortet werden.

Seine Erzählungen über seine Herkunftsfamilie legen nahe, dass ihm die afrikanische Herkunft seiner Mutter fremd geblieben ist: Es hat nur eine sehr geringe Anbindung an die Herkunftsfamilie der Mutter gegeben. Markus ist eine ‚Person of Colour‘ (PoC) und hatte möglicherweise die Idee, mittels des Besuchs der Großmutter mütterlicherseits mehr über diesen Aspekt seiner Herkunft zu erfahren. Da er die offizielle Staatssprache des Herkunftslandes seiner Mutter spricht, hatte Markus wahrscheinlich die Hoffnung, sich mit seiner Großmutter verständigen zu können. Da die Großmutter aber nur eine regional verortete Sprache sprach, war nur eine rudimentäre Kommunikation möglich. In seiner Erzählung über den Besuch seiner Großmutter in ihrem Herkunftsland schwingt daher auch eine Enttäuschung mit, die vordergründig in der sprachlichen Differenz begründet ist, aber sich möglicherweise auch auf eine intellektuelle, kulturelle und soziale Differenz bezieht. Er benennt diese Differenz nicht direkt, sondern distanziert sich mittels einer meteorologisch-geografischen Unverträglichkeit. Allerdings ist zu vermuten, dass dieser Aspekt seiner Herkunft für seine lebensweltlichen Erfahrungen bedeutsam sein könnte.

4.5.2 Gründe für die Fremdunterbringung

Markus erzählt, dass er mit Einsetzen der Pubertät eine Depression entwickelt und sich sozial und emotional zurückgezogen habe. Seine Depression sei immer stärker geworden, so dass er schließlich sein Zimmer nicht mehr verlassen habe. Auch habe er sich in seiner Schule unwohl gefühlt und diese nicht länger besucht:

M: Ja ich hatte, eigentlich lange Zeit hatte ich, also ich hatte eine lange Zeit halt eben schon bin ich depressiv. Und das ist halt eben über die Jahre immer schlimmer geworden. Das ist, bis es dann dazu geführt hat, dass ich eigentlich mein Zimmer überhaupt nicht mehr verlassen habe. Auch nicht mehr zur Schule gegangen bin [...]. #00:06:19#

Aufgrund seiner Fehlzeiten habe er eine Klasse wiederholen müssen. Gründe, warum er sich in der Schule nicht länger wohl gefühlt habe, führt Markus in dem Interview jedoch nicht aus.

M: [...] ich hatte halt eben wie gesagt dieses Problem, dass ich halt eben einfach so nicht mehr hingekriegt habe, zur Schule zu gehen, und habe mich da halt einfach nicht mehr wirklich wohl gefühlt. #00:06:36#

Das angeführte Zitat legt nahe, dass er die Gründe, sich in der Schule nicht mehr wohl zu fühlen, nicht auf äußere Begebenheiten zurückführt, sondern auf seine emotionale Instabilität. Der Rückzug aus jeglichen sozialen Gefügen lässt vermuten, dass Markus andere Räume als für ihn belastend wahrnahm und sich vor allem in seinem Zimmer „wohl“ fühlte. Da diese Wahrnehmung auch Ausdruck einer depressiven Episode sein kann, liegt der Zusammenhang nahe.

Schließlich habe sein Bruder bemerkt, dass es ihm immer schlechter gegangen sei. Er habe diesen Umstand der Mutter vermittelt, woraufhin er eine Therapie begonnen habe:

M: [...] also ihm ist eigentlich früher auch als meiner Mutter aufgefallen, dass es mir nicht mehr so gut geht, dass ich depressiv geworden bin. Der hat das dann auch bei ihr zum Ausdruck gebracht. Hat sie darauf mal so hingewiesen und das hat halt eben auch dazu geführt, dass ich dann mit der Therapie angefangen habe. Und ja. Der hat mich da eigentlich auch, als ich in die Klinik kam, dann öfters angerufen immer. Mit dem hatte ich dann eigentlich immer noch gut Kontakt. #00:41:26#

In dem angeführten Zitat erzählt Markus, dass seine psychische Belastung erst seinem Bruder aufgefallen sei. Diese Erzählung verweist auf eine Entfremdung zwischen ihm und seiner Mutter, da diese nicht bemerkte, dass er sich über längere Zeiträume in sein Zimmer zurückzog; auch scheint sie nicht das Gespräch mit ihm gesucht zu haben, welches ihr Einblick in seine psychische Belastung ermöglicht hätte. Auch war es der Bruder, der mit ihm während seines Klinikaufenthalts den Kontakt hielt; daher kann angenommen werden, dass dieser in diesem Lebensabschnitt die vorrangige Bezugsperson war.

Während des Aufenthalts in der KJP wurde ein Schulwechsel eingeleitet, Markus bewarb sich an einer Privatschule für Menschen mit Hochbegabung, die psychisch belastet sind. Noch bevor er eine Zusage von der Schule hatte, wurde er aus der Kinder- und Jugendpsychiatrie entlassen und kehrte zurück zu seiner Mutter. Dort sei es wiederholt zu Auseinandersetzungen mit ihr gekommen, weil diese befürchtet habe, dass die Schule ihn nicht aufnehmen werde und er daher die Zeit nutzen solle, sich um ein Praktikum oder eine Arbeitsstelle zu bemühen. Markus beharrte demgegenüber darauf, die Entscheidung der Schule abzuwarten.

M: *Ich glaube das wäre eigentlich gewesen in der Zeit, in der ich dann ja auch nicht mehr zur Schule gegangen bin und nachdem ich dann, also nachdem ich ja aus der Klinik auch entlassen wurde, weil ich da so das, immer so ein starkes Gefühl hatte, dass meine Mutter versucht hat, so viel Druck auf mich auszuüben. [...] Ja das war ja, weil sie ja dann nicht gedacht hatte, dass ich ja angenommen werden würde von der neuen Schule und deswegen hat sie halt eben versucht, wollte sie halt eben ständig von mir, dass ich dann halt eben vielleicht versuche, halt eben dann einfach direkt anfangen zu arbeiten, mir einen Praktikumsplatz zu besorgen und während ich halt eben versucht habe, ja, halt dafür zu sorgen, dass sie halt eben einfach auch zumindest abwartet, bis wir halt eben eine Antwort von der Schule kriegen und so. Ja. #00:20:08#*

Markus fühlte sich von den Anforderungen seiner Mutter stark unter Druck gesetzt, anstelle der von ihm gewünschten schulischen Laufbahn nunmehr einen alternativen beruflichen Weg einzuschlagen. Da die Mutter vermutete, dass die Schule ihn nicht aufnehmen würde, versuchte sie, ihren Sohn zu motivieren, sich anderweitig um seine berufliche Laufbahn zu kümmern. Für Markus wirkte jedoch die Perspektive, in einem schulischen Umfeld aufgenommen zu werden, in dem sowohl seine Hochbegabung als auch seine psychische Belastung einen angemessenen Raum finden könnten, entlastend. Daher hielt er an seiner Hoffnung fest. Möglicherweise ist die große Bedeutsamkeit, die der mögliche Schulwechsel für Markus hatte, seiner Mutter verborgen geblieben; auch dies verweist auf eine Entfremdung zwischen ihm und seiner Mutter. Seine Erzählung legt nahe, dass die Konflikte häufiger wurden und an Schwere zunahm. Markus paraphrasiert den Konflikt derart, dass er versucht habe, „dafür zu sorgen, dass [seine Mutter] auch zumindest abwartet“. Schließlich sei es zu einem „heftigen Streit“ gekommen, der dazu geführt habe, dass Markus einen Suizidversuch verübt habe.

M: *Das war, weil ich vorzeitig aus der Uniklinik entlassen wurde eigentlich und ich hatte, ich hatte ja von da an schon geplant, halt eben auf diese neue Schule zu wechseln, aber meine Mutter hatte dann gedacht, dass ich eber da halt nicht angenommen werden würde, und wir hatten dann einen etwas heftigen Streit, der dann halt eben dazu geführt hat, dass ich versucht habe, mich umzubringen. #00:07:52#*

Markus' Erzählung legt nahe, dass der Suizidversuch im Kontext seiner Bemühungen zu sehen ist, seine Mutter dazu zu bewegen, den Bescheid der Schule abzuwarten. Dieser Umstand verweist auf seine Wahrnehmung, dass seine vorherigen

Bemühungen zwar den Konflikt mit seiner Mutter verstärkt, aber nicht zu dem gewünschten Erfolg geführt haben. So war der versuchte Suizid eine Ultima Ratio, ein letzter Lösungsweg, um die große Bedeutsamkeit des gewünschten Schulwechsels für Markus seiner Mutter zu vermitteln. Zugleich verweist dieser Schritt darauf, dass die Entscheidung für den Besuch dieser Schule für Markus schicksalsbestimmend ist: Für ihn hängt davon sein ‚Schicksal‘ ab, einen Lebensweg gehen zu können, der seinem Sein entspricht, oder aber den von seiner Mutter vorgegebenen Lebensweg gehen zu müssen. Wegen des Suizidversuchs wurde er in einer psychiatrischen Klinik untergebracht. Dort äußerte er seinen Wunsch, nicht nach Hause zurückzukehren, und wurde daraufhin in Obhut genommen. Anschließend kam er in einer Einrichtung des Betreuten Wohnens unter.

M: *Ich hatte dann ja nach meinem Suizidversuch eine Zeit lang eine sehr schlechte Beziehung zu meiner Mutter. Weswegen ich dann auch nicht mehr zurück nach Hause wollte, weil ich nach dem Versuch erstmal in die Akutstation kam, in der Uniklinik. Und ich wollte dann halt nicht mehr zurück nach Hause. Deswegen kam ich dann erstmal in die Inobhutnahme, bis ich dann halt in die WG umziehen konnte. #00:07:21#*

Infolge des Suizidversuchs verschlechterte sich die Beziehung zu seiner Mutter. Da die Mutter bemüht war, für Markus einen beruflichen Lebensweg zu eröffnen, könnte der Suizidversuch für sie nur schwerlich nachvollziehbar gewesen sein. Die Einschätzung der Mutter hinsichtlich Markus‘ beruflichen Möglichkeiten gestaltet sich als eine Gemengelage aus persönlichen und sozialen Faktoren: Möglicherweise traut sie Markus nach seiner häufigen Schulabsenz und seiner Depression eine höhere schulische Laufbahn nicht zu, möglicherweise ist es aber auch für sie bedeutsamer, dass er eine Anstellung bekommt und wirtschaftlich selbstständig wird. Diese Haltung ist auch vor dem Hintergrund des Wertekanons eines migrantischen Sinus-Milieus¹⁴ der Arbeiterklasse zu sehen: Das Sinus-Milieu differenziert zwischen verschiedenen soziokulturellen Milieus, wobei die migrantischen Milieus weniger herkunftsgeprägt sind, sondern durch ihren Wertekanon definiert werden. Auch in dem migrantischen traditionellen Arbeiter*innen-Milieu finden sich wertkonservative Haltungen und häufig ein Festhalten an traditionellen Normen und Werten. Möglicherweise hat seine

¹⁴ Vgl. <https://www.sinus-institut.de/sinus-loesungen/sinus-migrantenmilieus/> (letzter Zugriff: 14.10.2019)

Mutter daher die Erwerbstätigkeit höher bewertet als die Möglichkeit zu Bildung, da für sie finanzielle Sicherheit einen hervorgehobenen Stellenwert hat. Auch kann vermutet werden, dass sie sich mit Markus' Erwerbstätigkeit eine finanzielle Entlastung erhoffte. Zudem kann ein wahrgenommener Anpassungsdruck durch den Umstand verstärkt werden, dass Markus' Mutter eine ‚Person of Colour‘ ist; es kann angenommen werden, dass sie ihren Anpassungsdruck auch auf ihre Kinder überträgt, indem sie diesen einen raschen beruflichen Lebensweg nahe legt. Möglicherweise kann Markus diesem Druck nur entgehen, indem er sich der Mutter entzieht. Letztlich jedoch wird deutlich, dass die Mutter keinen Zugang zu Markus' Lebenswelt und seinem Leid findet.

Markus erzählt auch, dass er Angst vor seiner Mutter gehabt habe:

I: [...] *Was würdest du sagen, hat dir gefehlt so bei dir zu Hause, als du noch zuhause bei deiner Mutter gewohnt hast?* #00:29:10#

M: *Ich glaube vor allem einfach so ein bisschen auch so eine Art Vertrautheit, weil ich damals, als ich noch zu Hause gewohnt habe, halt irgendwie auch, auch so voll unbegründet, aber ich halt eben auch irgendwie sehr starke Angst vor meiner Mutter. Und das war selbst auf die banalsten Sachen, also auch früher noch, als ich, wenn ich von der Schule z. B. zurückgekommen bin und meine Mutter Frühschicht hatte, dann war sie öfter, wenn ich zurückgekommen bin, schon zu Hause, hat mich dann, wenn ich gekommen bin, gefragt, ob ich Hunger habe und ob sie etwas zu Essen machen soll. Da habe ich mit ‚Nein‘ geantwortet, weil ich z. B. zu dem Zeitpunkt halt eben noch keinen Hunger hatte, und dann habe ich vielleicht später Hunger bekommen, aber habe mich dann halt nicht getraut ihr das zu sagen und sie irgendwie darum zu bitten [...].* #00:30:04#

In dem Interviewausschnitt beschreibt Markus seine Angst vor seiner Mutter, diese sei „sehr stark“ gewesen. Seine Mutter sei ihm nicht vertraut gewesen; möglicherweise ist es jene Fremdheit, die ihm ‚Angst‘ macht, eine Fremdheit, die er vielleicht schon länger verspürt hatte und versuchte zu überwinden, indem er seine afrikanische Großmutter besuchte – wobei er die Fremdheit mit diesem Besuch nicht auflösen konnte. Mit der Fremdheit geht auch der Eindruck einher, das Verhalten der Mutter nicht einschätzen zu können und sie daher nicht um etwas bitten können. Markus' Erzählung verweist auf eine unsichere Bindungsrepräsentation, die in einer fehlenden Zuwendung oder sogar in emotionaler Ablehnung begründet sein kann.

Markus führt die fehlende Vertrautheit auf sein Verhalten zurück, da er sich emotional und sozial zurückgezogen und wenig Kontakt mit seiner Mutter gehabt habe.

M: *Das ist irgendwie mit der Zeit einfach entstanden so, weil ich wahrscheinlich generell mich immer weiter zurückgezogen habe und dann weniger Kontakt zu ihr hatte, und ich dann irgendwann dadurch, dass ich so wenig Kontakt hatte, auch Angst davor bekommen habe, Kontakt zu haben.*
#00:31:13#

Entgegen Markus' Beschreibung kann vermutet werden, dass seine emotionale und soziale Distanzierung eine Reaktion auf die wahrgenommene Fremdheit zwischen ihm und seiner Mutter ist – und weniger deren Ursache. Insbesondere der Umstand, dass es Markus' Bruder war, der seine Mutter auf Markus' starke psychische Belastung aufmerksam machte, legt nahe, dass er seiner Mutter fremd bzw. nicht vertraut war und eine emotionale Distanz zwischen beiden bestand. Markus spürt die emotionale Distanz seiner Mutter, die zu einem Mangel an Vertrautheit führt. Durch das fehlende Vertrauen in die ihm am nahestehendste Person wird der Aufbau einer stabilen Bindung verunmöglicht. Markus' Wunsch, nicht mehr zu seiner Mutter zurückzukehren, kann daher auch als Ausdruck seiner Fähigkeit zur Selbstfürsorge interpretiert werden, da die Fremdunterbringung es ihm ermöglicht, sich der unsicheren und für ihn bedrohlich wirkenden Situation zu entziehen.

4.5.2 Geschlechtliche Selbstbeschreibung und Coming-out von Markus

Markus begreift sich als schwul, wobei er während des Interviews weder die Adjektive homosexuell noch schwul benutzt. Durch die Konflikte, Sorgen und Ängste, die mit seinem schwulen Coming-out verbunden sind, benennt er seine Homosexualität nur indirekt. Letztlich ist es der Interviewer, der seine Homosexualität benennt:

I: *Und würdest du dir das aber wünschen, dass du eines Tages quasi sagen könntest: „Hey...“, z. B. „Hier, ich habe einen Freund.“, oder so? #00:12:13#*

M: *Ja. #00:12:14#*

Markus erzählt, dass er seine homoerotischen Gefühle zwar wahrgenommen, aber verdrängt habe. Die Gefühle seien jedoch immer wieder aufgetaucht, und schließlich habe er sich nicht länger bemüht, diese abzulehnen, sondern habe sie „irgendwie“ akzeptiert:

M: [...] Ich glaube es kam erstmal nur so einfach nur so als Frage auf, so als, so eine ganz kurze Frage, so: „Hey, vielleicht bin ich ja auch so.“, und wird halt natürlich schnell wieder abgelehnt, aber es kam dann halt immer wieder und immer öfter und ich habe natürlich immer versucht, das so abzulehnen, aber mit der Zeit habe ich das dann halt auch irgendwie dann akzeptiert und habe dann auch gemerkt, dass das einfach auch eine Menge erklärt hat. #00:44:30#

Markus' Formulierung, seine Überlegung, möglicherweise „auch so“ zu sein „natürlich schnell“ abzulehnen, lässt vermuten, dass er entweder medial oder persönlich in Kontakt mit Homosexuellen kam; die Erkenntnis, so eine Erklärung für seine homoerotischen Gefühle haben zu können, evozierte zuvorderst Abwehr. In seiner Paraphrasierung wird deutlich, dass er Homosexualität als etwas ‚Unnatürliches‘ begriff und sich daher veranlasst sah, derartige Gefühle abzuwehren. Erst als er begann, seine homoerotischen Gefühle anzunehmen, konnte er bestimmte Verhaltensweisen, die er rückblickend ebenfalls als normabweichend interpretiert, einordnen:

M: Ja vieles an meinem Verhalten. Auch so in meiner Kindheit. Dass ich so, über das ich eigentlich nie so wirklich weiter darüber nachgedacht habe, auch so einen kurzen Gedanken: „Schon irgendwie komisch gewesen.“, aber [...] Ja halt, wie soll ich das sagen, aber halt eben, halt einfach nicht, nicht normal, wenn ich nicht in dieser Situation wäre. #00:45:01#

Markus erzählt weiterhin, dass ihm erst in der psychiatrischen Klinik bewusst geworden sei, homosexuell zu sein. Allerdings habe er anfänglich diese Erkenntnis abgewehrt. So habe er seine homoerotischen Gefühle nicht in der Therapie benennen können:

M: Ja das kam dann erst später so, würde ich jetzt sagen, eigentlich während meinem Aufenthalt in der Klinik. Wobei selbst dann es noch eine Weile gedauert hat, bis ich das dann auch selber so akzeptiert habe, weil ich das auch versucht habe noch so zu verweigern. [...] Ja, ich habe es halt eben überhaupt nicht angesprochen, weil ich das halt für mich selber ja noch so verweigert habe. Deswegen habe ich das gar nicht zum Thema gemacht da. #00:10:50#

Sein inneres Coming-out beschreibt Markus als tiefgreifenden Wertekonflikt, in dem er Homosexualität einerseits als ‚unnatürlich‘ erachtet und andererseits zugleich homoerotische Gefühle verspürt, die er nicht abwehren kann. Sein inneres Coming-out scheint dabei auf zwei Ebenen stattgefunden zu haben. Anfänglich nahm er

seine Homosexualität vor allem auf einer emotionalen Ebene wahr, und während des Aufenthalts in der KJP wurde dies zu einem kognitiven Prozess; das bedeutet, dass er nun seine Gefühle bearbeiten und neu kontextualisieren konnte. Auch war es ihm nun möglich, mittels einer neuen Perspektive frühere Verhaltensweisen, die er ebenfalls als „nicht normal“ erachtete, neu zu bewerten. Allerdings legen seine Beschreibungen nahe, dass er einen heteronormativen Wertekanon noch nicht verworfen hat, sondern quasi beginnt, seine ‚Unnatürlichkeit‘ gleich einem Schicksal anzunehmen.

Der Aufenthalt in der Kinder- und Jugendpsychiatrie sei insofern hilfreich gewesen, dass Markus lernen konnte, sich selbst zu akzeptieren. Daher sei die Zeit dort ein für ihn sehr bedeutsamer Lebensabschnitt gewesen: Er habe dort mehr zu sich gefunden und angefangen, seine Sexualität zu akzeptieren. Mit seiner Selbstakzeptanz sei er psychisch stabiler geworden:

M: *(Pause 3 Sek)* Das würde ich eigentlich sagen wäre, war dann die Zeit in der Uniklinik, weil ich da einfach, es ist ein bisschen schwer, aber ich habe dadurch, dass ich, ich bin in der Zeit einfach ein bisschen auch offener mit mir selbst geworden. Habe dann natürlich, ja wie gesagt, anfangs versucht, alles zu verweigern, aber mit der Zeit habe ich akzeptiert, wer ich bin, und damit bin ich dann, ja, einfach auch, wie soll ich das sagen, ich bin vor allem auch glücklicher geworden und habe andererseits auch angefangen, mir weniger wegen allem Sorgen zu machen. Also es ist natürlich jetzt immer noch nicht perfekt, aber das war so eigentlich der Punkt, an dem es dann wieder bergauf ging. Und ja, ich würde auch sagen, ich bin jetzt immer noch so auf dem Weg bergauf. #00:18:13#

Die von Markus in dem Zitat angeführte psychische Stabilisierung, die mit dem Annehmen seines Soseins einhergeht, legt nahe, dass die in der Pubertät einsetzende Depression in engem Zusammenhang mit dem Sich-gewahr-werden und dem anschließenden Verdrängen seiner Homosexualität steht. Folglich kann die Depression abgemildert oder gar aufgelöst werden, indem Markus sein Sosein annimmt und positiv besetzt.

Sein äußeres Coming-out erprobt Markus zuvorderst bei Personen, von denen er keine negativen Reaktionen vermutet. So habe er sich bei seiner Bezugsbetreuerin geoutet und auch bei einigen ausgewählten Mitbewohner*innen. Sein Coming-out gegenüber den anderen Betreuer*innen erfolgte über seine Bezugsbetreuerin, die ihn fragte, ob sie dies in der Teamsitzung thematisieren dürfe.

M: *Ja. Ich hatte, ich habe eine Bezugsbetreuerin, mit der ich mich sehr gut verstehe. Der habe ich das dann auch als erste gesagt, natürlich. Die hat das dann auch gut angenommen, hat mir dann auch, ja, schon ein bisschen geholfen, hat mir so ein paar Tipps dann auch geben wollen. Und hat mich dann auch später halt eben gefragt, ob sie das in der Gruppensitzung dann mal mit den anderen Betreuern halt eben dann auch so klar bringen soll. Und da habe ich dann auch zugestimmt. Und ja. #00:13:03#*

Markus outet sich gegenüber der Person, der er vertraut und von der er keine Ablehnung erwartet. Indem die Bezugsbetreuerin ihn in seiner Selbstfindung unterstützt, signalisiert sie ihre positive Haltung. Indem Markus seiner Betreuerin überlässt, seine Homosexualität im Team zu thematisieren, vermeidet er potenzielle Ablehnung oder Zurückweisung. Auch liegt nahe, dass sich Markus nach wie vor für sein Sosein schämt und eine ‚Beschämung‘ von außen diese Scham noch verstärken würde. Das könnte dazu beitragen, ein negatives Selbstbild zu verstärken. Da sein schwuler Selbstwert in dieser Lebensphase noch sehr fragil wirkt, kann dieser stabilisiert werden, indem solche negative Reaktionen so weit wie möglich ausgeklammert werden. Nachdem Markus gegenüber den Betreuer*innen geoutet ist, legt er auch gegenüber ausgewählten Mitbewohner*innen seine Homosexualität offen.

M: *[...] Und ich habe mich auch persönlich mit ein paar meiner Mitbewohner, mit denen ich mich halt besser verstehe, geoutet. #00:05:00#*

Auch hier scheint er mögliche negative Reaktionen abzuwehren, indem er sich nur gegenüber bestimmten Personen outet, von denen er keine negativen Reaktionen erwartet. Es kann herausfordernd und auch belastend sein, immer wieder abwägen zu müssen, wie welche Personen reagieren könnten, und auf dieser Grundlage sich zu entscheiden, einen bedeutsamen Wesenskern offenzulegen. Die vermutete Notwendigkeit einer kontinuierlichen Antizipation ablehnender Reaktionen verweist auf die besondere Vulnerabilität homosexueller Menschen – und auf deren zusätzliche psychische Belastung.

Bei seiner Familie ist Markus noch nicht geoutet, da dieser Schritt ihm Angst bereitet. Seine Angst sieht er in der Ungewissheit begründet, wie seine Familie seine Homosexualität aufnehmen werde. Die Angst begleite ihn kontinuierlich und er könne sie nicht richtig fassen:

M: *Ich weiß nicht. Ich habe jetzt keine, ich habe jetzt natürlich keine konkreten Gründe dafür, oder so, aber es ist halt einfach so eine Angst, die immer da ist. Weil ich mir halt eben noch nicht sicher bin, weil ich halt eben einfach nicht weiß, wie genau die damit umgehen werden. Ja. Es ist eigentlich eher eine relativ unbegründete Angst, aber sie ist halt trotzdem da. #00:28:53#*

Auch wenn Markus seine Befürchtungen für „relativ unbegründet“ hält, begleitet ihn die Angst vor möglicher Ablehnung durch die Mitglieder seiner Herkunftsfamilie. Die Angst scheint dabei ein kontinuierliches Gefühl zu sein, welches für ihn zudem nicht greifbar ist. Die Entfremdung zu seiner Mutter kann es ihm erschweren, ihre Reaktion abzuschätzen; die Nähe zu seinem Bruder wiederum lässt ihn möglicherweise befürchten, ihn mit dem Outing zu verlieren. Die Ungewissheit über mögliche Reaktionen und die fehlende Möglichkeit, ein* Mittler*in zwischen sich und seine Familie zu stellen, befördert vielleicht seine Angst, der Ablehnung direkt ausgesetzt zu sein.

Die Sorge, wie seine Familie auf seine Homosexualität reagieren könnte, scheint Markus derart zu belasten, dass er nachts nicht schlafen kann.

M: *Ja und vor allem auch, halt eben, dass ich (unverständlich) die Frage wie die reagieren, dann, weil wenn ich mich dann geoutet habe und ich dann die Reaktion ja habe, dann, egal ob sie jetzt gut oder schlecht ist, werde ich mich immerhin nicht ständig darum zerreißen müssen mit mir selber, mich zu fragen und mir Sorgen zu machen, wie die denn so reagieren werden. Weil dann habe ich die Reaktion ja schon. Das wird dann zumindest eine Sache weniger sein, die mich nachts wachhält. #00:33:21#*

Das angeführte Zitat verdeutlicht die Ambivalenz, in der sich Markus bewegt: Einerseits ist er besorgt, wie die Reaktion der Familienmitglieder ausfallen könnte, andererseits sieht er sich nach seinem Coming-out nicht mehr so belastet. Das bedeutet, dass ihn insbesondere die Ungewissheit belastet und Gewissheit entlastend wirken könnte. Nunmehr steht nicht länger die Sorge um negative Reaktionen im Vordergrund, sondern die Belastung durch die Ungewissheit.

Auch auf seiner neuen Schule habe er sich gegenüber einigen Mitschülern geoutet, die er als Freunde betrachtet. Diese hätten ihn nach seinem Coming-out unterstützt, was sein Selbstvertrauen gestärkt habe:

M: [...] *Ja halt einfach größtenteils halt motivierend, würde ich sagen. Ja. Das wäre es dann eigentlich. [...] Und das hat halt eben natürlich auch meinem Selbstvertrauen dann so ein bisschen geholfen.* #00:09:41#

Markus beschreibt sein Coming-out als einen höchst ambivalenten Prozess, in dem er sich mit seiner verinnerlichten Homonegativität auseinandersetzen und ein positives Selbstbild entwickeln muss. Mögliche ablehnende Reaktionen auf sein Sosein mildert er dort, wo er kann, ab, indem er die Möglichkeit nutzt, ihm wohlgesonnene Personen als Mittler*innen gegenüber Dritten einzuschalten. Dort, wo ihm das nicht möglich ist, wirkt er besorgt und stark verunsichert. Er ist im Ungewissen, wie Menschen, denen er nahesteht, auf seine Homosexualität reagieren werden. Diese Ungewissheit belastet ihn offenbar stärker als mögliche negative Reaktionen.

4.5.3 Markus' Reflexion seines Lebens im Heim

Markus schätzt sein Leben in der betreuten Wohngruppe überaus positiv ein:

I: [...] *Und würdest du sagen, so auf einer Skala von eins bis zehn, wie fühlst du dich so in der Einrichtung aufgehoben und akzeptiert?* #00:26:56#

M: *(Pause 4 Sek) Ja ich würde schon sagen zwischen acht und neun, also ich fühle mich eigentlich schon sehr wohl da. Wohne da jetzt eineinhalb Jahre, werde da wahrscheinlich auch zumindest bis zu den Sommerferien noch bleiben und ja. Ich verstehe mich auch mit den meisten Betreuern eigentlich sehr gut. Es gibt immer die Sache, dass natürlich öfters natürlich wieder Jugendliche kommen und gehen und dann versteht man sich mit einigen natürlich weniger gut, mit anderen eher gut, aber ich bin ja nicht gezwungen, mich mit Leuten abzugeben, die ich nicht mag. Und ja, deswegen habe ich eigentlich keine Probleme. Also ich bin da schon sehr zufrieden.* #00:27:40#

Er erzählt, dass er zu den „meisten“ Betreuer*innen eine positive Anbindung hat; diese scheinen eine stabile Konstante darzustellen, während es eine Fluktuation bei den anderen Jugendlichen gibt. So begegnen ihm Menschen, die er auch einmal als weniger sympathisch empfindet. In der Wohngruppe scheint es allerdings Rückzugsmöglichkeiten zu geben, so dass Markus für sich die Freiheit empfindet, anderen Jugendlichen auch aus dem Weg gehen zu können und zu dürfen.

Die Atmosphäre in der Gruppe beschreibt Markus als offen und akzeptierend für verschiedene sexuelle und geschlechtliche Selbstbeschreibungen. So habe er die

Erfahrung gemacht, dass einem anderen Jungen, der sich als bisexuell geoutet habe, keine nachteiligen Verhaltensweisen widerfahren seien.

M: *Gab es eigentlich nicht, nein. Wobei generell glaube ich auch die Leute, die hier in der Wohngruppe wohnen, die Jugendlichen auch generell irgendwie akzeptierender sind als so, es gibt ja auch einen anderen Jungen da, der ist auch, der ist auch bei z. B. und ist damit auch sehr offen und da hat auch niemand irgendwie bei ihm, gegen ihn irgendwie etwas Schlechtes oder so gesagt. Also ja. #00:14:05#*

In dem angeführten Zitat verweist Markus auf die Erfahrungen eines anderen Jungen, der sich in der Wohngruppe als bisexuell geoutet habe; dieser habe weder seitens der Betreuer*innen noch seitens der Jugendlichen Ablehnung erfahren. Möglicherweise hat diese Erfahrung Markus ermutigt, sich gegenüber seiner Bezugsbetreuer*in zu offenbaren.

Auch wurde in der Wohngruppe Transgeschlechtlichkeit thematisiert, insbesondere wie mit einer trans*weiblichen Person umgegangen werden würde, da es sich um eine Wohngruppe für Jungen handele:

M: *Also es kam mal nämlich z. B. die Frage von einem: „Was, wenn jemand in der WG ist, der sich als Frau identifiziert?“, wie das dann bei ihm gehandhabt werden würde, weil das ja eine Jungen-WG ist. Und ja. Wurde halt (unverständlich) wurde dann natürlich von den Betreuern beantwortet. Ja. #00:24:21#*

I: *Wie würde damit umgegangen werden? #00:24:24#*

M: *Ach so ja, die Person wird natürlich unterstützt. Also es würde, es ist jetzt nicht so, als würden sie die Person einfach rausschmeißen. Aber wenn es so wäre, dass die Person wahrscheinlich für längere Zeit eigentlich in der WG bleiben würde, also für ein paar Jahre, dann würden die vielleicht auch sagen, dass, weil die WG gehört ja der Gruppen im [Name der Einrichtung] und dass die Person in eine andere WG kommt, die halt eben auch beide Geschlechter oder so aufnimmt. Aber ja. #00:24:49#*

Markus' Beschreibung, dass die Person „natürlich unterstützt“ und „nicht einfach rausgeschmissen“ würde, reflektiert vor allem die Haltung der Betreuer*innen und den Wertekanon der Einrichtung. Es kann vermutet werden, dass diese Erfahrungen für Markus' Selbstfindung von zentraler Bedeutung sind, denn sie tragen dazu

bei, sein positives Selbstbild zu stärken und seine Angst vor Ablehnung oder Zurückweisung abzumildern. Daher liegt auch nahe, dass er die Wohngruppe vor allem als einen geschützten Ort wahrnimmt, in dem er sich mit seinem Sosein positiv auseinandersetzen kann, Rückhalt durch die Betreuer*innen erfährt und bei Bedarf die Möglichkeit hat, sich vor negativen Erfahrungen zu schützen.

In dem Vertrauensverhältnis zu den Betreuer*innen erlebt Markus Akzeptanz und Wertschätzung für sein Sosein, so dass er hier eine stabile Bindung aufbauen kann. Ein möglicher Ausdruck dessen findet sich in dem Umstand, dass er sich in schwierigen Lebenslagen vor allem an die Betreuer*innen wenden würde, um mit diesen seine Probleme zu erörtern. Auf diese Möglichkeit habe er bereits auch wiederholt zurückgegriffen.

In der Wohngruppe bzw. an den Gruppenabenden würden auch sexualerzieherische Themen angesprochen, insbesondere jene, die das Geschlechterverhältnis betreffen. So gebe es Regeln, die den Umgang mit Mädchen in der Wohngruppe reglementierten:

M: *Naja, es gibt natürlich Regeln, was vor allem Besuche auch angeht. Vor allem für weiblichen Besuch, aber es gibt da jetzt nichts Direktes, weil es nun mal jetzt ja nicht wirklich, ja, wie soll ich sagen, zu Problemen in der WG führen könnte. Deswegen, ja. [...] Ja, man muss halt eben, wenn man weiblichen Besuch hat, so die Tür vom Zimmer offenlassen. Natürlich ist keine Übernachtung und so ja. Das wäre es eigentlich. #00:22:23#*

I: *Und zu männlichem Besuch gibt es da keine Regeln? #00:22:26#*

M: *Ne. So eigentlich nicht. [...] Ja, das ist dann kein Problem. Also das war auch, das wurde auch mal, wir hatten ja dienstags immer Gruppenabende, wo wir uns dann versammeln und dann halt eben auch Sachen besprechen. Also da geht es dann einfach nur um Organisatorisches, also wer halt eben, wer am Wochenende nach Hause fährt und so. Dann auch um halt Küche und so weiter. Was am Wochenende gekocht wird, aber andererseits natürlich können da, kann man dann auch irgendetwas ansprechen, wenn man etwas auf dem Herzen hat, und da hat dann jemand auch mal diese Fragen gestellt und da wurde halt eben auch gesagt, weil das Problem da ist, dass wenn jetzt es irgendwie (unverständlich) könnte, dass irgendein Junge, während der halt eben in der WG ist, ein, irgendein Mädchen schwängert oder so, dass es halt eben zu Problemen führen könnte, aber das ist in dem Fall kein Problem bei zwei Jungen. #00:23:22#*

In dem angeführten Zitat erzählt Markus, dass es vor allem darum ginge, mögliche Schwangerschaften zu verhindern. Da das in homosexuellen Beziehungen nicht möglich sei, gelte diese Regel nur für heterosexuelle Sexualität. Bedeutsam scheint zu sein, dass die Frage nach homosexuellen Kontakten von „jemandem“ gestellt worden sei, jedoch nicht von ihm. Aber auch dieser Umstand vermittelt ihm, dass sexualitätsbezogene Fragestellungen in der Gruppe allgemein auf Interesse stoßen und daher thematisiert werden können, ohne dass eine Person gefordert ist, sich zu outen, d. h. die Fragestellung zu einem persönlichen Anliegen zu machen. Ein akzeptierender Umgang mit den sich an die Fragestellungen anknüpfenden sexualitätsbezogenen Themen ermöglicht es den Jugendlichen, diese dann auch zu einem persönlichen Thema zu machen.

Auch erzählt Markus, dass es zahlreiche Informationen zu vielfältigen Themen gebe, zu denen die Jugendlichen auch Zugang hätten:

M: *Ach so, ja. Also im Büro gibt es natürlich immer so Broschüren und so zu allen möglichen Themen. Und ja. #00:25:32#*

Schließlich erzählt Markus auch, dass er von seiner Bezugsbetreuerin Informationsmaterial zu sexueller Orientierung und geschlechtlicher Vielfalt erhalten habe.

M: *Ja, ich habe, also ich meine, ich wusste das auch schon, aber mir wurden dann auch paar [Einrichtungen] schon so genannt. Ich habe da auch schon so Informationen bekommen, Daten auch, Broschüren, damit ich mich da auch schon mal so selber informieren und vorbereiten kann. Ja. #00:26:31#*

I: *Schön. Und die hast du von deinem Bezugsbetreuer, Betreuerin erhalten oder über das Internet, oder? #00:26:39#*

M: *Von meiner Bezugsbetreuerin. #00:26:41#*

Markus erzählt, dass es in der Wohngruppe sowohl allgemein zugängliche Informationen zu verschiedenen, auch sexualerzieherischen, Themen gäbe und seine Bezugsbetreuer*in ihm auch Informationen zu sexueller Vielfalt habe zukommen lassen. Seine Formulierung, dass er sich „vorbereiten“ könne, verweist auf mögliche nächste Schritte, die er hinsichtlich seiner Identitätsfindung und seines Coming-

outs gehen könnte. Seine Ausführung, auch „Daten“ erhalten zu haben, deuten möglicherweise auf psycho-educative Aspekte hin, die es Markus erlauben, seine sexuelle Orientierung zu ‚normalisieren‘, d. h. beispielsweise als etwas wahrzunehmen, das nicht nur ihn alleine betrifft, sondern eine Vielzahl von Menschen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Markus sich in der Wohngruppe aufgehoben und angenommen fühlt. Seine psychosexuelle Identitätsfindung wird seiner Wahrnehmung nach hinreichend unterstützt und gefördert. Es war den Betreuer*innen und ihm möglich, stabile Bindungen aufzubauen, möglicherweise auch gerade, weil sie seine homosexuelle Geschlechtsentwicklung affirmativ begleiten und unterstützen.

4.5.4 Reflexion des Interviews mit Markus

Markus ist in einer Einrichtung des Betreuten Wohnens untergebracht und nahm an dem Interview auf Bitte der Heimleitung teil. Er fühlt sich in der Wohngruppe wohl und hinreichend von den Betreuer*innen hinsichtlich seiner homosexuellen Identitätsentwicklung unterstützt.

Jener Lebensabschnitt, der bei Markus mit seiner Pubertät einsetzte und der aus seiner Sicht als ‚depressive Episode‘ beschrieben werden könnte, kann auch als ein ihn im höchsten Maß belastender Coming-out Prozess interpretiert werden, in dem zudem seine Erfahrungen als PoC und Hochbegabter verwoben sind. Bis zu diesem Zeitpunkt entsprach seine psychische Entwicklung heteronormativen Vorstellungen eines männlichen Jugendlichen, er hatte einen Freundeskreis und war aktiv. Seine Erzählungen lassen vermuten, dass innerhalb der Peergruppe und auch im schulischen Kontext seiner Peers (männliche) Homosexualität abgewertet wurde. Auch erzählt Markus in dem Interview vage von seinen Erfahrungen mit der Abwertung schwuler Jugendlicher. Möglicherweise hat er selbst auch andere schwule Jugendliche abgewertet, d. h. er teilte und repräsentierte die in seiner Peergruppe vorhandenen negativen Einstellungen zu Homosexualität (Peer-Zusammenhalt). Der Rückzug aus den bis dahin für ihn bedeutsamen sozialen Gefügen und seine Schulabsenz können daher als (unbewusste) Coping-Strategie interpretiert werden, einer Konfrontation mit jenen ihm sehr vertrauten negativen Bildern zu (männlichen) Homosexuellen zu entgehen und offenlegen

zu müssen, möglicherweise selbst der verfeimten Gruppe der Homosexuellen anzugehören. Markus beschreibt in dem Interview sehr eindrücklich, inwiefern die Verinnerlichung homonegativer Bilder den Prozess der Selbstakzeptanz und die Entwicklung eines positiven Selbstbildes als schwuler Mann tiefgreifend beeinträchtigen kann: So kann seine depressive Episode vor allem als Ausdruck eines inneren Wertekonflikts erachtet werden, der für ihn unlösbar schien: Homosexualität ist in seinem Wertekanon derart negativ besetzt, dass es ihm sogar in dem Interview nicht möglich ist, sich selbst als homosexuell oder schwul zu beschreiben. Die Erkenntnis, selbst homosexuell zu sein, erscheint folglich wie ein ‚Schicksalsschlag‘. Der Coming-out-Prozess bedeutet für ihn daher, zu lernen, sein ‚Schicksal‘ anzunehmen und positiv zu besetzen. Davon scheint er zum Zeitpunkt des Interviews allerdings noch weit entfernt zu sein.

Die von ihm beschriebene Fremdheit zu seiner Mutter lässt ebenfalls einen tiefgreifenden Wertekonflikt vermuten, der wenigstens zwei Ebenen berührt: So sind Markus möglicherweise seine intellektuellen Entwicklungspotenziale bewusst, die über diejenigen seiner Mutter hinausgehen. Seine Mutter repräsentiert in ihrem Wertekanon eine migrantische Arbeiterschicht und hatte aufgrund ihrer Biografie vielleicht nicht die Möglichkeit, ihre intellektuellen Entwicklungspotenziale auszuschöpfen. Zudem ist sie alleinerziehende Mutter. Auch wenn der Vater seinen väterlichen Aufgaben nachkam, kann vermutet werden, dass sich ihre Kinder und sie eher in einer finanziell prekären Situation befanden. Finanzielle Sicherheit kann daher für sie eine herausragende Bedeutung haben. In Verbindung mit heteronormativen Vorstellungen über Männer als wirtschaftlich unabhängig, bzw. sogar als ‚Ernährer der Familie‘, kann dies zu einem Wertekonflikt mit Markus geführt haben, der vorrangig seine intellektuellen Potenziale verwirklichen möchte – zu Lasten von sofortiger ökonomischer Unabhängigkeit. In der Phase des inneren Coming-outs haderte Markus zudem mit dem heteronormativen Wertekanon, der bestimmte Vorstellungen zu Männern und Männlichkeit transportiert. Sein sozialer Rückzug auch gegenüber seiner Mutter legt nahe, dass er diese als Repräsentantin eben jener homofeindlichen Werte wahrnimmt, vor denen er sich schützen wollte. Beide Aspekte, Milieuspezifität und Heteronormativität/Homonegativität, können wesentliche Faktoren gewesen sein, die zu der Fremdheit zwischen ihm und seiner Mutter führten.

Markus erprobt sein äußeres Coming-out bei Personen, von denen er vermutet, dass sie seiner Homosexualität nicht negativ gegenüberstehen. Das punktuelle und wohltdosierte Coming-out reflektiert seine starke Ambivalenz gegenüber seinem Sosein, die in der verinnerlichten Homonegativität begründet ist. Er versucht, potenzielle Ablehnung zu vermeiden, denn diese könnte seine verinnerlichte Homonegativität verstärken und so die Entwicklung eines positiven Selbstwerts beeinträchtigen bzw. behindern. Demgegenüber können positive und wertschätzende Reaktionen für das eigene Sosein einen positiven Selbstwert als schwulen Heranwachsenden be- und verstärken. Insofern dient die vorsichtige Auswahl, wo er sich outet, der Entwicklung eines positiven Selbstbildes.

Seine Befürchtungen hinsichtlich des Coming-outs in seiner Herkunftsfamilie verweisen auch hier auf seine Ambivalenz, einerseits Menschen nicht verlieren zu wollen, die ihm nahestehen, und andererseits um deren heteronormativen Wertekanon zu wissen, der Homosexualität ablehnt.

Die Auseinandersetzung um seine Homosexualität fand letztlich außerhalb des sozialen Gefüges seiner Herkunftsfamilie statt. Er erzählt, dass ihm seine Homosexualität erst in der Kinder- und Jugendpsychiatrie bewusst geworden sei, wobei er diese anfänglich abwehrte, d. h. sich nicht eingestehen wollte, ‚anders‘ zu sein. Für ihn war und ist teilweise auch zum Zeitpunkt des Interviews Homosexualität ‚unnatürlich‘, d. h. entspricht nicht einem heteronormativen Wertekanon, der vor allem durch die Darstellung von Heterosexualität als einzig ‚natürliche‘ Sexualität durchgesetzt wird. Auch seine weiteren Auseinandersetzungen um seine Homosexualität, die darin mündete, diese qua eines Schicksals anzunehmen, finden außerhalb in der Fremdunterbringung statt.

Insbesondere der von ihm beschriebene Rahmen in der Wohngruppe ermöglicht und unterstützt die Entwicklung eines positiven schwulen Selbstbildes: Das Vertrauensverhältnis zu seiner Bezugsbetreuerin spielt dabei eine zentrale Rolle, denn dieses ermöglicht ihm, sich selbst in einem positiven Licht zu betrachten und seine Homosexualität anzunehmen. Auch die von den Betreuer*innen geteilte affirmative Haltung zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt tragen wesentlich dazu bei, ein positives Selbstbild zu entwickeln. Unterstützt wird die affirmative Haltung durch die Bereitstellung von Informationsmaterial zu verschiedenen Themen, die die Sexualität

betreffen, unter anderem auch zu Homosexualität. Zudem wissen die Betreuer*innen um community-basierte Angebote und Anlaufstellen, die den Jugendlichen ebenfalls nahegelegt werden. Die offene und akzeptierende Haltung der Einrichtung zeigt sich paradoxerweise unter anderem in der Reglementierung heterosexueller Sexualität, während homosexuelle Sexualität dem gegenüber nicht reglementiert wird. Das heißt, dass Sexualität in der Einrichtung nicht untersagt ist, aber eben prokreative Sexualität. Möglicherweise spiegelt diese Interpretation den Wertekanon der Einrichtung wider, vielleicht wurde jedoch bei sexuellerzieherischen Maßnahmen vor allem auf heterosexuelle Sexualität fokussiert. Allerdings trägt die Einrichtung im Rahmen der Jugendhilfe und gegenüber den Eltern die Verantwortung dafür, dass sich die ihr anvertrauten Kinder und Jugendlichen altersgerecht entwickeln können; eine mögliche Schwangerschaft kann diesem Ziel entgegenstehen und zudem rechtliche Fragen aufwerfen.

Eine affirmative Haltung der Betreuer*innen hinsichtlich geschlechtlicher Vielfalt zeigt sich auch in der Vermittlung ihrer Haltung zu Transidentität gegenüber den Jugendlichen: So wurde in der Jungengruppe auch der Umstand besprochen, wie damit umgegangen werden soll, wenn ein Junge trans* ist. Der_die Jugendliche* werde selbstverständlich unterstützt werden.

Markus erlebt in der Fremdunterbringung Wertschätzung und Akzeptanz seiner Homosexualität. Das ermöglicht ihm, sich kritisch mit seinem verinnerlichten heteronormativen Wertekanon auseinanderzusetzen, sich von damit einhergehenden Abwertungen von Homosexualität zu befreien und sie durch positive Bilder zu ersetzen. Da Heteronormativität tief im Selbst verankert ist, ist der Prozess der Umgestaltung langwierig. Ablehnung und Abwertung können verinnerlichte Homonegativität verstärken und so den Prozess der Selbstfindung erschweren oder gar verhindern. Daher ist es zwingend notwendig, das Coming-out über einen längeren Zeitraum affirmativ und wertschätzend zu begleiten und zu unterstützen. In den Erzählungen von Markus wird dabei die zentrale Bedeutung des dyadischen Vertrauensverhältnisses sichtbar, ebenso aber auch Rahmenbedingungen, die begleitend unterstützend wirken: So die Bereitstellung von Informationsmaterial, das Wissen um Community-Angebote und deren Vermittlung an die Jugendlichen, die affirmativ-wertschätzende Haltung der Betreuer*innen zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt und die Thematisierung in Gruppentreffen.

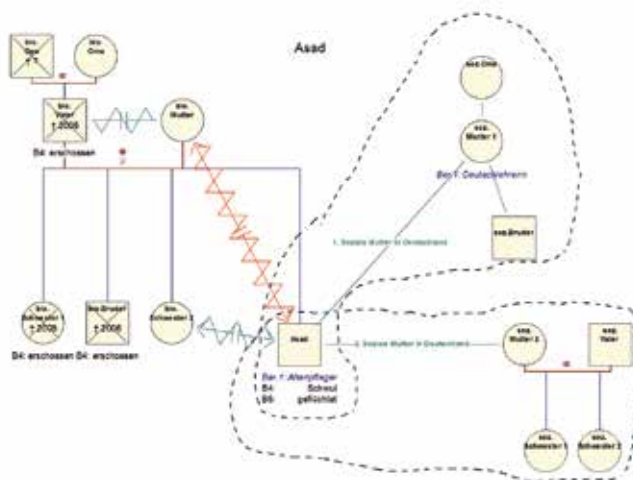
4.6. Asad (21 Jahre alt, schwul, Asylsuchender, Careleaver, PoC)

4.6.1 Aktuelle Lebenssituation von Asad

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Asad 21 Jahre alt und lebt in einer eigenen Wohnung. Er ist seit zirka dreieinhalb Jahren dauerhaft in Deutschland, von denen er eineinhalb Jahre in einem Jugendheim mit zirka dreißig weiteren männlichen Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft verbrachte. Er macht gegenwärtig eine Ausbildung zum Altenpfleger und holt seinen Hauptschulabschluss nach. Anschließend möchte er Krankenpfleger werden und einen Bachelor-Abschluss machen. Auch heute noch steht er in Kontakt mit seinen Betreuer*innen aus dem Jugendheim.

Asad stammt aus Somalia, er hatte drei Geschwister, zwei Schwestern und einen Bruder. Seine Mutter hatte Asads Vater verlassen, als Asad zwei Jahre alt war. Über den Verbleib seiner Mutter ist ihm nichts bekannt. Als Asad acht Jahre alt war, wurden eine der beiden Schwestern, der Bruder und sein Vater bei einem Raubüberfall von Milizen ermordet. Seine überlebende Schwester verschwand und tauchte erst zirka sechs Jahre später bei den Großeltern auf.

Abbildung: Genogramm Asad



Asad stammt aus einem vom Bürgerkrieg zerrissenen und von einem traditionellen Clan-Wesen geprägten Land, in dem die Regierung nur den nördlichen Teil des Landes kontrolliert, während fast ganz Südzentralsomalia von religiösen Kräften wie der islamistischen Miliz Al-Shabaab und der Union islamischer Gerichte beherrscht wird. Als Asad 12 oder 13 Jahre alt war, floh er aus seinem Herkunftsland, zusammen mit dem zwei Jahre älteren Nachbarsjungen, mit dem er sexuelle Kontakte hatte. Er vermutete, dass die homosexuellen Erfahrungen offengelegt worden sein könnten. Asad und sein Freund schlugen sich mit Arbeit durch in einen benachbarten Staat, wo Asad in einer Familie untergebracht wurde. Da sein Freund mit 15 Jahren als erwachsen galt, wurde er nicht im Rahmen der Jugendhilfe versorgt. So kehrte sein Freund nach Somalia zurück, wo er von seiner Familie wegen seiner Homosexualität getötet wurde:

A: *[...] In, ja, ich habe wegen, ein bisschen Problematik, es ist rausgekommen. Mein Heimatland verlassen, mit einem Jungen. Ein Junge und ich, wir haben ein bisschen schwarz gearbeitet, [...]. Und diejenige so, es ist, muss mit Steinen ermorden. Und wir, der Junge war ein bisschen älter als ich, er war 15 oder 16. Das ist in Somalia, mit 15 bist du schon erwachsen. [...] Und danach, nach Kenia, ich und der Junge [...] sind nach Kenia gegangen [...], und ich habe eine Familie gekriegt, die mich unterstützten. Aber der Junge war erwachsen. Wenn jemand erwachsen ist bei uns, die können nicht zu Familie gehen. Die Familien haben Angst. Die haben Mädchen und so. Und der hat, der ist noch einmal nach Somalia gegangen, und seine Familie ermordet ihn. [...]*
#00:15:31#

Asad ist über Kenia weiter nach Libyen und von dort aus über das Mittelmeer nach Italien geflohen. Er erfuhr vom Tod seines Freundes erst vor zwei Jahren. Die Familie seines Freundes informierte Asads Familie, d. h. seine Großeltern und seine Schwester, über die sexuelle Beziehung der beiden und die aus diesem Grund erfolgte Tötung des Jungen. Seine ältere Schwester äußerte in einem Gespräch gegenüber Asad, dass sie gleichermaßen enttäuscht von ihm und er nicht länger in der Familie willkommen sei:

A: *Ja, die hat ihm, als unser Vater und Schwester und Bruder ermordet war, dann ja, sie hat, sie ist weg. Seit so sechs Jahren, oder vier, fünf Jahren, sieben Jahren so ungefähr, sie ist nicht da. Und danach sie ist, als sie kam und hat sie mit Oma und Opa, die Information sie hat schon gefunden und dann sie hat gesagt: „Ah. Du bist der einzige Bruder, den ich habe, und dann so etwas schlecht*

bist. Will ich nicht mehr. [...] Und wenn du hier kommst, dann auch kriegst du so Probleme. [...] Von deiner Familie.“ Und mein Opa ist ein bisschen sehr alt, meine Oma hat gesagt: „Ja, wir wollen dich nicht. Du lebst an der Seite. Du musst deinen, du bist alleine, du bist nicht unser Junge. Und dann weiter dein Leben. Hier gibt es für dich nicht mehr.“ #00:39:22#

Das Zitat verdeutlicht, dass die Schwester, gerade weil Asad mit ihr der letzte Überlebende der Familie ist, in besonderem Maß von ihm enttäuscht ist: Er hat überlebt und ist „schlecht“. Seine Oma weist auf seine gesellschaftliche Außenseiterposition hin, „Du lebst an der Seite“, wobei sie ihm dafür die Verantwortung zuordnet. Indem die Großmutter ihm verdeutlicht, dass er auch aus der Gesellschaft gestoßen ist, wird sie zur Repräsentantin gesellschaftlicher Normen und Werte, die jegliche Formen gleichgeschlechtlicher Sexualität sanktionieren, bis hin zur Tötung der betreffenden Personen. Indem sie ihn aus der Familie verstößt, sanktioniert sie sein Verhalten, soweit ihr das wegen seiner physischen Abwesenheit möglich ist. In diesem Zitat eröffnet die Großmutter ihm allerdings auch den Raum, zumindest in Europa sein Leben zu leben, „und dann weiter dein Leben“. Möglicherweise ist die Zurückweisung durch die überlebenden Familienmitglieder nicht nur in der Verinnerlichung gesellschaftlicher homonegativer Normen begründet, sondern auch darin, dass in ihrer Wahrnehmung in der Familie das „Schlechte“ überlebt hat, während die ‚Guten‘ getötet wurden.

In einem vorangegangenen Zitat erzählt Asad allerdings auch, dass seine Schwester ihm auch mit dem Tode gedroht habe. Bei einer Rückkehr würde es ihm wie seinem Freund ergehen:

A: *Das Ende 2017, so '17, Anfang '17 so etwas es war, ja. Und ja, meine Familie hat vorher nicht gewusst, aber danach die haben, ja, die alle erkennt Schwulenprobleme. Und meine Familie hat mich jetzt verlassen. Die haben, ich habe jetzt mit meiner Familie keinen Kontakt mehr. Das sind meine Schwester, die hat Probleme gehört, und dann hat sie so gesagt: „Und wenn du hier her kommst, dann wie dein Freund. Vorbei dein Leben.“ Und so etwas. Ja. Wenn es erschossen, es ist auch, es geht. Aber die, manche, die machen, die begraben wurden bis da [...] und kleine Steine, so, bis du tot bist. Drei Tage, vier Tage, ist egal. Die werfen nur in Kopf. Nicht große auf einmal, aber so kleine. Die wollen, dass du mehr Schmerzen hast. Dass du so sehr schrecklich stirbst. Die wollen nicht, dass du nur einfach stirbst. Die wollen nicht Mensch. [...] #00:17:14#*

Asads Familie lebte im zentralen bzw. südlichen Teil Somalias, in dem vor allem die islamistische Miliz Al-Shabaab herrscht und archaisches islamisches ‚Recht‘ gilt. Bereits in früher Kindheit ließ seine Mutter ihren Mann und die Kinder zurück, und im Alter von acht Jahren musste er erleben, wie sein Vater und zwei seiner Geschwister von islamistischen Milizen ermordet wurden. Da Jugendliche in Somalia bereits mit 15 Jahren als ‚erwachsen‘ gelten und entsprechend gefordert sind, kann angenommen werden, dass sich die psychologischen und psychosexuellen Entwicklungsverläufe im Vergleich zu europäischen Jugendlichen anders gestalten. Daher kann nicht ausgeschlossen werden, dass Asad sich seiner normabweichenden sexuellen Orientierung bereits bewusst war, d. h. es sich nicht um erste pubertäre, Erfahrungen gehandelt hat. Auch ist Asads psychische Entwicklung geprägt von den Gewalterfahrungen in seinem Herkunftsland. Manchmal scheint es für ihn schwierig zu sein, eine biografisch schlüssige Zeitlinie herzustellen; dieser Umstand kann auch auf eine starke Traumatisierung verweisen.

Allerdings kann aus entwicklungspsychologischer Sicht nicht ausgeschlossen werden, dass die sexuellen Kontakte mit dem Nachbarsjungen einer pubertären Entwicklungsphase zugeordnet werden können und (noch) nicht einer homosexuellen Kerngeschlechtsidentität. Da gleichgeschlechtliche sexuelle Kontakte in Asads Herkunftsland tabuisiert und kriminalisiert sind, werden auch kindliche oder pubertäre sexuelle Erprobungsphasen als Homosexualität gewertet und entsprechend sanktioniert. So waren die beiden Jungen gezwungen, das Land zu verlassen, wollten sie überleben. Möglicherweise hat die fehlende Unterstützung durch die Jugendhilfe dazu beigetragen, dass der Nachbarsjunge sich entschied, in sein Herkunftsland zurückzukehren. Da ihm bewusst gewesen sein muss, dass er wegen seiner gleichgeschlechtlichen Sexualität getötet werden könnte, liegt nahe, dass er dieses Risiko für sich nicht so hoch eingeschätzt hatte. Das wurde ihm zum Verhängnis.

Demgegenüber floh Asad weiter nach Europa, d. h. anscheinend wurde ihm spätestens auf seiner Flucht klar, dass er schwul ist oder aber wegen der homoerotischen Kontakte nicht zurückkehren kann. Als Asad bereits in Europa war, erfuhr er vermutlich von seiner Schwester von der Ermordung seines Freundes. In diesem Gespräch verdeutlichte sie ihm, dass ihm das gleiche Schicksal drohe

wie dem Nachbarsjungen und er nunmehr keine Familie mehr habe, d. h., dass diese ihn verstoßen habe. In Asads Erzählung wird deutlich, dass er befürchtete, nicht ‚nur‘ erschossen zu werden wie sein Freund, sondern einen qualvollen Tod durch mehrtägige Steinigung zu erleben. Asads Äußerung, „die wollen nicht, dass du einfach stirbst. Die wollen nicht Mensch“, drückt eine Entmenschlichung Homosexueller aus, d. h. er spiegelt mit dieser Aussage eine soziokulturelle Norm, die Homosexuellen das Menschsein abspricht. Erst die Entmenschlichung des Subjekts ermöglicht es, einen Menschen derart grauenvoll zu töten. Vor diesem Hintergrund nimmt er die Erschießung seines Freundes als nahezu menschlichen Akt wahr: „Wenn es erschossen, es ist auch, es geht¹⁵.“

Dennoch scheint es so zu sein, dass seine Schwester ihm nicht länger den Tod wünscht, sofern er in Europa bleibt. Eine Rückkehr in das Herkunftsland ist allerdings ausgeschlossen. In Asad Erzählung insbesondere über die Art der Hinrichtung männlicher Homosexueller in seinem Herkunftsland wird daher auch seine große Angst offenbar, möglicherweise gezwungen zu sein, zurückzukehren, falls seinem Asylantrag nicht stattgegeben wird.

In Deutschland hat Asad über ein ehrenamtliches Hilfesystem Menschen gefunden, die für ihn zu einer Ersatzfamilie wurden. Der erste Kontakt wurde über Hilfen zum Erwerb der deutschen Sprache hergestellt:

A: [...] *Ich habe, Familie ist in, diese beiden Familien sind Deutsch. Von einer jetzt ist, naja jetzt die Familie da war alles vorher war das in meiner, sie war als meine Lesepatin, das ist mein Deutsch ein bisschen verbessern. Und jetzt haben wir, ja, jetzt wir sind wie Familie. [...] Ja diese jetzt Mama und Papa und Mama und dann ja. Das erste was ich habe mit einer Mama, jetzt ist meine Mama und die hat wenn ich, sie ist arbeiten und manchmal sie ist nicht da, dass sie, wenn ich sie nicht da und die hat diese Familie für mich Kontakt gemacht, wenn sie ist nicht da ist und etwas Probleme habe, dass diese Familie auch für mich unterstützen bekomme. [...] #00:42:04#*

Asad benennt in dem angeführten Zitat die Erwachsenen, die ihm Fürsorge und Unterstützung zuteilwerden lassen, als „Mama“ und „Papa“. Seine „Lesepatin“ ist eine Lehrerin an seiner Schule, wobei er das Verhältnis nunmehr als „Mama und Sohn“ beschreibt:

¹⁵ Der Unterstrich verweist auf eine starke Betonung

I: *Hm (bejahend). Und sie macht aber immer noch, sie ist immer noch auch bei dir Lehrerin an der Schule. #00:42:48#*

A: *Stelle [Anmerkung: als Lehrerin/Lesepatin] jetzt nicht, jetzt wir sind Sohn und Mama. #00:42:53#*

Für Asad ist die primäre Hilfe, nämlich die deutsche Sprache zu erlernen, in den Hintergrund und die elterliche Funktion in den Vordergrund gerückt. Die angeführten Zitate legen nahe, dass die Lesepatin besorgt um Asad war. Es war ihr daher wichtig, für Zeiten ihrer Abwesenheit ein zweites familiäres Unterstützungssystem für ihn zu ermöglichen. Es konnte ein soziales Netz geschaffen werden, in dem Asad Geborgenheit, Fürsorge und Unterstützung erlebt; Eigenschaften, die er einem familiären Kontext zuordnet. Die besondere Bedeutung von Familie für Asad ist auch dem physischen und ideellen Verlust seiner Herkunftsfamilie geschuldet. Eine Familie zu haben, kann für ihn möglicherweise bedeuten, wieder ein Zuhause zu haben und von Menschen, von denen er weiß, dass sie ihm zugewandt sind, jene Liebe und Wertschätzung zu erhalten, die ihm von den Mitgliedern seiner Herkunftsfamilie versagt ist. Die große Bedeutsamkeit von Familie liegt auch in seiner Wahrnehmung, hier einen Ort des Schutzes und der Sicherheit gefunden zu haben; es liegt nahe, dass für einen jungen Menschen, der viele Jahre auf der Flucht war, Schutz und Sicherheit eine überaus große Rolle spielen. Der schützende Rahmen einer ‚Familie‘ erlaubt es ihm, seine traumatisierenden Fluchterfahrungen in sein Leben zu integrieren. Zudem ermöglicht ihm seine Konstruktion von Wirklichkeit, der Unsicherheit über seinen Verbleib in Deutschland etwas Stabilisierendes entgegenzusetzen.

4.6.2 Gründe für die Fremdunterbringung

Asad befindet sich seit seinem zwölften oder dreizehnten Lebensjahr auf der Flucht und kam mit siebzehn Jahren dauerhaft nach Deutschland. Er erzählt, dass er seit nunmehr sieben oder acht Jahren in Europa sei. In Deutschland wurde er als „Unbegleiteter minderjähriger Geflüchteter“ von der Jugendhilfe betreut. Zuvor war er in Italien, wo er als Asylsuchender registriert worden war. Nach einem Aufenthalt in einem skandinavischen Land kehrte er zurück nach Italien. Auch war er bereits mehrmals zuvor in Deutschland, von wo er entsprechend der Dublin-Regelung zurück nach Italien geschickt wurde, da dort sein Aufnahmeverfahren verortet ist.

Sein Asylstatus ist zum Zeitpunkt des Interviews ungeklärt, sein Asylantrag wurde bereits zweimal abgelehnt.

In dem Aufnahmeverfahren erzählte Asad nichts von seiner Homosexualität als Fluchtgrund. Er sei psychisch stark belastet gewesen und habe „Probleme im Kopf“ gehabt, so dass er zu seinem wahren Fluchtgrund geschwiegen habe:

A: Aber vorher war ich, ich habe so viele Probleme im Kopf gehabt und so viel Stress. Ich habe Angst und ich bin so immer, ich war zu, also ich konnte nicht offen sein. Ich habe so viel Angst gehabt und so. [...] #00:13:50#

Asads Selbstbeschreibung offenbart seine starke Traumatisierung und Todesangst, die wiederum eng verknüpft ist mit seiner Homosexualität. Um zu überleben, musste er diese verschweigen, jedes Offenlegen ist daher angstbesetzt. Da sein Asylstatus in Deutschland nach wie vor ungeklärt ist, befindet sich Asad seit nunmehr neun Jahren auf der Flucht: Er kann nicht ‚ankommen‘, da er nicht weiß, ob er in Deutschland Asyl erhält oder gemäß der Dublin-Regelung erneut nach Italien abgeschoben wird. Dort wiederum sieht er kaum eine Möglichkeit, dass sein Asylstatus anerkannt wird. Vielmehr hat er hier auch Gewalt wegen seiner Homosexualität erlebt:

A: Überall, aber in Deutschland ist mehr, mehr Sicherheit gekriegt, deswegen habe ich raus, meine Sachen so, meine Gefühle, was ich bin, das rausgesagt, aber als ich in Italien war, konnte ich nicht das sagen. Ich hatte Angst. Und trotzdem die haben diejenige, die wissen, und die haben so ein Schlag so von Flasche, auf meinem Kopf bekommen. #00:18:19#

Das Zitat legt nahe, dass er sich in Deutschland sicherer fühlt als in anderen europäischen Ländern. In Italien sah er sich veranlasst, seine Homosexualität zu verschweigen, weil er befürchtete, dort erneut gewalttätige Übergriffe zu erleben. Die Auseinandersetzung mit den eigenen Gefühlen und die Möglichkeit, diese zu benennen, ohne das Risiko einzugehen, für diese Gefühle sanktioniert zu werden, ist wesentlich für die Entwicklung einer stabilen psychosexuellen Identität. Asad hat den Eindruck, dass ihm das in Deutschland möglich ist, nicht jedoch in dem Land, in dem gemäß der Dublin-Regelung sein Asylverfahren verortet ist.

4.6.3 Geschlechtliche Selbstbeschreibung und Coming-out von Asad

Asad beschreibt sich als schwul, wobei er seiner sexuellen Orientierung auch mit dem Tragen von weiblich konnotierter Kleidung Ausdruck verleiht:

A: [...] *Die Jungs da sind in mein Zimmer rein und die haben gesehen, dass ich Kleider von Frau hatte, und dann ja: „Ob, du bist da!“ Und so und so und so und so. [...] #00:22:18#*

Asad verknüpft seine Homosexualität eng mit Weiblichkeit. So erzählt er, dass einige Jugendliche aus dem Heim wüssten, dass er schwul sei; er benennt das in diesem Zusammenhang jedoch nicht so, sondern erzählt, dass sie wüssten, dass er jetzt „als Frau“ sei:

A: *Ne, mit Jugendlichen nicht so genau, aber, ja. Teilweise die wissen schon, dass Asad jetzt als Frau ist. #00:33:10#*

Der Umstand, dass Asad seiner Homosexualität auch im Tragen von weiblich konnotierter Kleidung Ausdruck verleiht und diese zudem mit Weiblichkeit gleichsetzt, ist beeinflusst von seinem Aufwachsen in einer heteropatriarchalen Gesellschaft, in der Homosexualität stark tabuisiert und kriminalisiert ist. Die Geschlechterordnung ist in dieser Gesellschaft binär männlich-weiblich konstruiert, und Frauen haben gegenüber Männern eine untergeordnete soziale Position inne. Eine ideologische Rahmung, die die binäre, hierarchische Geschlechterordnung als entweder ‚natürlich‘ oder als ‚von Gott gegeben‘ proklamiert, stabilisiert und manifestiert diese, zumal sie in einem solchen ideologischen Rahmen nicht von Menschen gestaltet wurde – und damit als nicht veränderbar erachtet wird. In einem derartigen Werterahmen gilt männliche Homosexualität als ‚Verweiblichung des Mannes‘, insbesondere dann, wenn dieser Mann sexuelle Handlungen an sich vornehmen bzw. in sich eindringen lässt. Es liegt nahe, dass Asad den heteropatriarchalen Wertekanon verinnerlicht hat und daher seine Homosexualität mit Weiblichkeit verknüpft. Diese Verknüpfung drückt sich im Tragen weiblich konnotierter Kleidung, in einem feminisierten Habitus und schließlich in der Selbstbeschreibung „Frau“ aus.

Obleich er Deutschland als ein Land einschätzt, in dem er geschützt ist vor Hassgewalt gegen Schwule, legt er seine Homosexualität nur gegenüber wenigen Menschen offen. Er sieht seine sexuelle Orientierung als seine ‚Privatangelegenheit‘ an:

A: *Ja. Sie sind einfach zeige, meistens zeige ich nicht. Das ist so einfach, mein Leben ist mein privates. Das ist ein bisschen verdeckt und so Wablleute ja, aber es ist nicht so, die alle z. B. von meiner Klasse, das ist eine, ne. #00:04:43#*

Seine Erzählung legt nahe, dass er häufiger von Angstzuständen überwältigt wird, wobei bei diesen die Angst vor Übergriffen wegen seiner Homosexualität im Vordergrund steht. Seine Angst vor Gewalt hindert ihn daran, sich anderen gegenüber zu öffnen; er antizipiert sehr schnell Anzeichen von Ablehnung und reagiert mit Verschweigen seiner sexuellen Orientierung bzw. deren Privatisierung. Er beschreibt, dass er sich zwar einigen wenigen Menschen gegenüber oute, aber seine sexuelle Orientierung ansonsten als etwas Privates erachte. Diese Strategie ist Ausdruck des geschlechtsspezifischen Minoritätenstresses, dem Asad ausgesetzt ist. Der Rückzug ins Private und die Verdeckung seines femininen Habitus ist eine Strategie, potenzieller Ablehnung und Diskriminierung zu entgehen. Ein offener Umgang mit seiner sexuellen Orientierung würde es ihm zwar ermöglichen, spezifische Unterstützung zu erhalten, aber zuvor ist von allen Homosexuellen eine ‚Bring-Leistung‘ gefordert, nämlich eine positiv besetzte psychosexuelle Identität zu entwickeln. Angesichts der Gewalterfahrungen bis hin zu Todesdrohungen und dem verinnerlichten heteropatriarchalen Wertekanon kann davon ausgegangen werden, dass dies für Asad erschwert ist.

A: *Hier (lacht) das ist, manchmal ja, was ist in meinem Kopf ist, ja, ist drinnen. Was ist Probleme und so etwas. Das ist aber, ja, manchmal sage ich: „Ja. Du bist in einem Land und so etwas, das ist in Deutschland, auch alle frei, dass alles erlaubt ist, ist kein Problem.“ Und ja, manchmal. Aber trotzdem es gibt es diejenigen, die das schlimmer machen. [...] #00:18:19#*

Asad versucht mit seiner tiefsitzenden Angst derart umzugehen, dass er sich selbst vergewissert, in Deutschland in Sicherheit zu sein und hier frei leben zu können. Diese Selbstvergewisserung kann auch als Ausdruck seines Prozesses, eine positiv besetzte psychosexuelle Identität zu entwickeln, gelesen werden. Trotzdem macht er auch in Deutschland die Erfahrung, wegen seiner Homosexualität abgelehnt zu werden, es gebe Menschen, „die das schlimmer machen“. Dabei wird deutlich, dass auch weniger massive Formen von Ablehnung bei Asad starke Ängste auslösen. So hätten in seiner Schule einige Schüler negativ reagiert, woraufhin er „sofort Angst“ bekommen habe:

A: *Ja, ich hatte immer einmal, ja die anderen Schüler sind ein bisschen, ja, aber nicht so genau, aber habe ich sofort Angst gekriegt und dann ja. Dann habe ich jetzt es nicht mehr einfach ist jetzt nochmal. [...] Das ist, manche Leute, das ist ein komischer, wenn die, die so etwas von schwuler Seite und so etwas hören, ein bisschen war schlecht. Das ist, und deswegen wollte ich nicht. Und deswegen auch bis jetzt habe ich die Leute vom, aus meinem Land habe ich so auch ein bisschen Angst und so. Ja, weil da die mögen nicht was ist die Leute so. #00:05:28#*

In dem angeführten Zitat berichtet Asad über negative Reaktionen, wobei sein antizipatives Verhalten dabei deutlich in den Vordergrund rückt: Seine Beschreibungen ablehnender Verhaltensweisen bleiben vage und werden von ihm abgemildert, so beispielsweise in der Beschreibung „ein bisschen“. Auch hätten Menschen „komisch“ reagiert. Asads rasche Antizipation von Ablehnung löst zugleich Angst bei ihm aus. Die Verknüpfung von antizipativem Verhalten und Angst ist möglicherweise ein Symptom eines Traumas, welches noch nicht bearbeitet ist.

Asad ist ein Fremder in Deutschland, Vertrautheit erhält er durch den Kontakt mit anderen Menschen aus seinem Herkunftsland. Allerdings erzählt er auch hier, dass er zwar Kontakt mit anderen Menschen aus seinem Herkunftsland, aber zugleich „Angst“ habe, hier seine sexuelle Orientierung offen zu legen. Die anderen Menschen aus seinem Herkunftsland sind für Asad sowohl Repräsentanten einer heteropatriarchalen Werteordnung als auch Vertraute in der Fremde.

4.6.4 Asads Reflexion seines Lebens im Heim

Asad erzählt, dass er als junger Asylsuchender im Rahmen der Jugendhilfe in einem Jugendheim untergebracht worden war. Dort lebte er mit zirka dreißig weiteren männlichen Jugendlichen unterschiedlicher Nationalitäten zusammen:

A: *Im Heim ist gemischt, Afghaner, Araber, Afrikaner. Ja, ist gemischt eigentlich, ja. #00:25:47#*

In seiner Reflexion seines Lebens im Jugendheim wird deutlich, dass er die anderen von ihm benannten Jugendlichen vorrangig als Bedrohung erlebte und ansah, während er die Betreuer*innen als unterstützend und schützend wahrnahm. So erzählt er, dass er von den anderen Jugendlichen drangsaliert worden und die Zeit im Heim für ihn sehr belastend gewesen sei:

A: [...] *Die haben mich einmal gesehen, aber sofort bin ich wieder in diesem Monat bin ich umgezogen, zum Glück. [...] Ich hatte, ja, so einen, sehr Probleme. [...] Die Jungs da sind in mein Zimmer rein und die haben gesehen, dass ich Kleider von Frau hatte, und dann ja: „Ob, du bist da!“ Und so und so und so und so. [...] Ja, seit so acht Monaten, das sind, ich habe nur schwer. Wie eine Schüssel und Deckel. Das ist keine Luft mehr. Danach ja, und dann bisschen Probleme gehabt, aber es nicht so viel war. [...] #00:22:53#*

Asad erzählt, dass die anderen Jugendlichen in sein Zimmer eingedrungen seien und seine weiblich konnotierte Kleidung sahen. Er sei herabgesetzt und dann wiederholt drangsaliert worden. Sein Leben im Heim nach diesem erzwungenen Outing beschreibt er als für ihn nahezu ‚erstickend‘, er habe in dem Jugendheim „keine Luft“ mehr bekommen; es ist zu vermuten, dass er das Geschehnis als sehr bedrohlich wahrgenommen hat und er sich daher zurückgezogen hat. Da er sich im Heim nicht mehr frei bewegen konnte, empfand er die Situation dort als ‚erstickend‘.

Nach diesem ersten Vorfall hat sich Asad an seine Betreuer*innen und seinen Vormund gewandt. Diese erkannten die Bedrohlichkeit der Situation und veranlassten eine getrennte Unterbringung von Asad:

A: [...] *Und danach mit meinem Betreuer geredet und meinem Vormund und der ist gekommen und dann haben die gesagt: „Ja. Wie möglich, du bekommst eine schnelle Wohnung.“ Ich konnte ja, ich habe gesagt, ich konnte nicht hier leben. #00:24:07#*

Die Zeit, die er dort verbleiben musste, bis eine geeignete Wohnung für ihn gefunden worden war, beschreibt er ebenfalls als problematisch, er habe „bisschen Probleme gehabt“.

Da er seine Homosexualität mit einer feminisierten Ausdrucksform verknüpft, sieht er den Konfliktpunkt im Überschreiten von Geschlechtergrenzen: Es wird nicht nur sein Habitus als weiblich wahrgenommen, sondern Asad übernimmt auch Tätigkeiten, die in heteropatriarchalen Kulturen alleine Frauen vorbehalten sind. Seine Überschreitung heteropatriarchal definierter Geschlechtergrenzen führt zu Ablehnung und Abwertungen. Asad führt das schwulenfeindliche Verhalten der anderen Jugendlichen vor allem auf deren muslimische Religion zurück. Diese Engführung ist verknüpft mit seinen Erfahrungen in seinem Herkunftsland, in dem eine fundamentalistische Variante des islamischen Glaubens als ideologische

Rahmung für die Etablierung einer heteropatriarchalen Gesellschafts- und Werteordnung dient.

A: *Ja sie hat auch ja und ein bisschen ja. Schwule Leute im Heim ist ein bisschen, ja, es kann sein, dass ist sehr schwierig. Mit normalen Leuten zu leben ist, wenn du ein bisschen wie Frauen aussiehst, oder wie Frau etwas machst, dann, dann kriegst du viele Probleme. Ja. Das, das einzige Problem ist, das ist im Heim und wie Frauen. Das du lebst, dass deine Freiheit leben und du kannst nicht, ja ist das Land, ja, Freiheit leben, aber im Heim ist schwierig. [...] Wenn sonstige kriegst du Probleme, wenn du nicht das zeigst, wenn du draußen gehst, dann auch vielleicht. Kann sein, dass, was ist diejenige, die so ein bisschen schwieriger von muslimische und schwul ist ein bisschen hart. #00:21:07#*

Bereits zu Beginn des Interviews erzählt Asad, dass die Situation im Jugendheim für ihn überaus belastend war:

A: *Im Heim! Ja, ein bisschen ja im Heim. Wie normale Leute und schwule Leute in einem Heim leben ist, so Katastrophe, ein bisschen hartes Leben. Du bist immer zu, du bist nicht offen. Du hast immer Angst und so etwas zu tun, wann kommen die Probleme. [...] #00:07:01#*

In den angeführten Zitaten beschreibt Asad die anderen Jugendlichen als „normale Leute“, d. h., dass er deren heteropatriarchale Wertsetzung gleichermaßen verinnerlicht hat und seine Homosexualität nicht als „normal“ erachtet. Indem er einen weiblichen Habitus nutzt, um seine Homosexualität auszudrücken, und auch Tätigkeiten verübt, die in einer heteropatriarchalen Gesellschaftsordnung Frauen vorbehalten sind, führt er diese Normsetzung fort. Allerdings hat es den Anschein, als ob er sich mit der Übernahme vermeintlich Frauen vorbehaltenen Tätigkeiten auch ein Stückweit von diesen Normen befreit. Das ist seiner Wahrnehmung nach allerdings nur dann möglich, wenn ein entsprechender emanzipatorischer Werterahmen angeboten wird, wie er beispielsweise in Deutschland vorhanden ist: „In diesem Land kannst du deine Freiheit leben.“ Da diese Freiheit seinem Eindruck nach im Heim nicht lebbar ist, liegt nahe, dass er den im Heim dominanten Werterahmen vor allem als bedrohlich und einengend wahrnimmt. Es ist ihm nicht möglich, hier eine schwule Identität zu entwickeln, da er sich nicht mit anderen austauschen kann und in ständiger Angst vor Übergriffen lebt. Asad kommt zu dem Schluss, dass ein gemeinsames Wohnen eine „Katastrophe“ ist.

Während Asad die anderen Jugendlichen im Heim und auch seine Mitschüler*innen vor allem als bedrohlich wahrnimmt, fühlt er sich demgegenüber von seinen beiden Betreuer*innen sehr gut unterstützt: Diese hätten ihm Raum gegeben, über seine Probleme zu sprechen. Als deutlich wurde, dass er im Jugendheim nicht sicher war, hätten sie schnellstmöglich einen Wohnraum für ihn gefunden und ihn in das betreute Einzelwohnen überführt. Auch habe seine Betreuer*in Kontakt mit einer Gruppe für LSBT*I*Q Geflüchtete hergestellt, ebenso mit einem ebenfalls aus Somalia geflüchteten Schwulen. Sie habe seine Anbindung an die Gruppe unterstützt. Asad empfindet die Anbindung an andere geflüchtete Schwule als überaus entlastend.

A: Bisschen hart, aber trotzdem ich hatte gute Betreuerin. Sie hat so sehr gut, perfekt und die war, sie hatte mir gut geholfen. Ja. Das ist, sie hat mit „Rainbow Refugee“ Kontakte gemacht und sogar einen Freund von mir gefunden, als es in der, ich war alleine und ich hatte so viele Probleme und die hat das sehr gut geholfen. Und dann jetzt ist ein paar Leute von „Rainbow“ habe ich jetzt kennengelernt aus meinem Land und sonst jetzt habe ich jetzt, ja, von, wir haben nicht so mein Land Kontakt, aber nur einfach die Leute, die ich höre sind hier. Die hier in Deutschland leben. Ich glaube so ein bisschen mehr. Früher ich habe gedacht, dass nur einzige, aber die leben noch. Ich habe jetzt kennen drei, vier in Deutschland. #00:09:01#

Durch den Kontakt mit anderen Geflüchteten wurde Asad nicht nur gewahrt, dass er mit seiner Lebensgeschichte nicht alleine ist, sondern dass es sogar andere schwule Geflüchtete aus seinem Herkunftsland gibt; Schwule, die nicht getötet wurden, die ebenso überlebt haben wie er. Der Austausch mit den anderen Geflüchteten ermöglicht es ihm, sich psychisch zu stabilisieren, „ich hatte so viele Probleme und die hat das sehr gut geholfen.“

Das Wissen, mit seiner Lebensgeschichte und seiner sexuellen Identität nicht alleine zu sein, ermöglicht es Asad, sein Schwulsein nicht länger als etwas ‚Besonderes‘ anzusehen, das der ‚Normalität‘ entgegengestellt wird, sondern es in eine Konstruktion von Normalität zu integrieren. Der Umstand, andere Schwule aus seinem Herkunftsland kennengelernt zu haben, entstigmatisiert Homosexualität als ‚westliche Errungenschaft‘, wie es in heteropatriarchalen Gesellschaften häufig transportiert wird. Seine Äußerung, „die leben noch“ ist nicht nur Ausdruck seines Erstaunens darüber, dass es andere Überlebende gibt, sondern verweist zudem auf

eine überaus repressive Gesellschaftsordnung, die gewillt ist, Varianzen jenseits der heteropatriarchalen Norm zu vernichten.

Asads Beschreibung verdeutlicht die Bedeutsamkeit des Kontakts mit anderen homosexuellen Geflüchteten; dieser hat möglicherweise sehr zu seiner psychischen Stabilisierung beitragen und damit die Möglichkeit geschaffen, traumatisierende Ereignisse zu bearbeiten.

Auf die Frage, ob im Jugendheim von den Betreuer*innen sexualerzieherische Themen aufgegriffen worden seien, erzählt Asad, dass sie ein Gruppengespräch gehabt hätten, in dem es um Sexualaufklärung gegangen sei; ebenso sei in der „Schule“ Sexualität thematisiert worden. Allerdings hätten sich beide Angebote auf Themen, die mit heterosexueller Sexualität verbunden sind, beschränkt:

I: [...] *Und damals in dem Heim, gab es da auch generell zum Thema Sexualität Aufklärung, also auch über Verhütung oder solche Sachen? Wurde das thematisiert von den Betreuern und Betreuerinnen?* #00:31:16#

A: *Ja. Einmal, einmal waren wir ein, es gibt ich glaube hier näher, wir waren von den sexuellen, so etwas zu tun. Ja wir waren einmal, ja. Die ganzen Jugendlichen mit uns wir waren dort, ja. [...] Es gibt hier einen Verein (unverständlich) Sex und so etwas die Sachen zu tun hier. Eine Beratung [...] sie sagen, erklären und so etwas, ja.* #00:32:03#

I: *Okay. Und wurde da auch sexuelle Vielfalt und geschlechtliche Vielfalt thematisiert, also schwul, trans* und so, wurden...* #00:32:12#

A: *Ne, ne, ne. Nur normal generell. [...] Und so etwas, ja, aber nicht von sexuell von Männer und Männer und so etwas, ne. Thema Sex auch in der Schule haben wir auch gehabt, aber es ist allgemein.* #00:32:32#

Auch hätte es im Jugendheim Informationsmaterial zu Sexualität in Form von Flyern und Büchern gegeben; es hätte jedoch kein Material zu geschlechtlicher Vielfalt gegeben.

A: *So eine Karte, ja. Aber schwule Flyer habe ich nicht gesehen, ne.* #00:34:15#

In seiner Erzählung über sexualerzieherische Angebote wird deutlich, dass Asad Heterosexualität als ‚normal‘ erachtet und seine Homosexualität nicht als ‚normale‘ Variante sexueller Vielfalt betrachten kann. Seine Wahrnehmung dessen, dass

Heterosexualität normstiftend ist, wird durch die im Jugendheim ermöglichten sexualerzieherischen Angebote verstärkt, da sich diese alleine auf heterosexuelle Sexualität beziehen.

Dennoch ist es den Bezugsbetreuer*innen möglich, auf die besondere Lebenssituation von Asad einzugehen. So hat seine Bezugsbetreuer*in im Internet recherchiert und den Kontakt zu den ‚Rainbow Refugees‘ hergestellt. Auf diese Art und Weise war es den Bezugsbetreuer*innen möglich, die Informationslücke zu füllen und für Asad eine für ihn überaus bedeutsame Hilfestruktur aufzubauen. Es liegt jedoch die Vermutung nahe, dass entsprechend bereitgestelltes Informationsmaterial den Aufwand der Betreuer*innen, für Asad geeignete Hilfestrukturen zu finden, hätte vermindern können. Am Beispiel von Asad wird deutlich, dass das Vorhandensein von entsprechendem Informationsmaterial möglicherweise hätte dazu beitragen können, einen Werterahmen zu schaffen, in dem die Übergriffe, denen Asad im Jugendheim ausgesetzt war, ihre angenommene Legitimität verloren hätten. So jedoch war es an den Betreuer*innen, diesen Rahmen zu setzen; deren Bemühen wird jedoch konterkariert durch die Fokussierung der sexualerzieherischen Angebote auf heterosexuelle Sexualität.

Heute lebt Asad in einer eigenen Wohnung, macht eine Ausbildung und steht nach wie vor in Kontakt mit seinen ehemaligen Betreuer*innen:

A: *Ich war, ne, jetzt wohne ich in meiner eigenen Wohnung, und als ich in Heim war die hatten oft, ich hatte immer einen guten Betreuer und Betreuerin und die hatten mir auch sehr gut geholfen, und ja das ist. Kann sein das ich denke ist nicht mehr, nicht mehr betreut, wir waren wie Freunde. Die haben mir sehr gut geholfen. #00:06:20#*

Asad ist nunmehr nicht mehr an die Jugendhilfe angebunden. Er macht eine Ausbildung und wohnt in einer eigenen Wohnung. Ungeachtet dessen hegt er seiner Wahrnehmung nach weiterhin ‚freundschaftliche‘ Kontakte zu seinen ehemaligen Betreuer*innen. Die weitere Anbindung an seine ehemaligen Betreuer*innen ermöglicht es ihm, sich vor allem hinsichtlich seines Asylverfahrens an diese zu wenden und von diesen unterstützt zu werden. Möglicherweise ist es für Asad niederschwelliger, Freund*innen um Hilfe zu bitten als Institutionen oder ihm unbekannte Personen. Da er sich von ihnen während seines Heimaufenthalts sehr unterstützt fühlte, scheint es nur konsequent zu sein, sich auch weiterhin an

diese zu wenden. Letztlich kann dies aber auch bedeuten, dass er sich von seinen Betreuer*innen noch nicht abgelöst hat im Sinne eines entwicklungspsychologischen Prozesses, d. h. eine Verselbstständigung insbesondere angesichts des offenen Asylverfahrens noch nicht vollständig erreicht werden konnte.

4.6.5 Reflexion des Interviews mit Asad

Asad befand sich seit seinem zwölften oder dreizehnten Lebensjahr auf der Flucht; sein Leben ist geprägt von Gewalt und Überlebenskampf. Als zentralen Grund für die Flucht aus seinem Herkunftsland gibt er sexuelle Kontakte mit einem zirka zwei Jahre älteren Jungen aus der Nachbarschaft an. Während Asad nach Europa floh, kehrte der Nachbarsjunge zurück nach Somalia und wurde dort wegen der gleichgeschlechtlichen sexuellen Kontakte getötet. Nach Asads Erzählung wird nicht unterschieden zwischen einer entwicklungspsychologisch nachvollziehbaren Erkundung von Sexualität mit Personen des gleichen Geschlechts und Homosexualität. Auch gelten Jugendliche mit dem 15ten Lebensjahr als erwachsen und werden folglich nach Strafrecht für Erwachsene gerichtet. Seine Erzählungen sind geprägt von seiner Angst, in Deutschland kein Asyl zu erhalten und gegebenenfalls nach Somalia zurückkehren zu müssen. Dort droht ihm der Tod wegen seiner Homosexualität. Auch wirken seine Erzählungen teilweise zeitlich unstrukturiert, was auf eine Traumatisierung hinweisen könnte.

Die Situation für Homosexuelle in seinem Herkunftsland beschreibt Asad nicht nur als lebensbedrohlich, sondern auch als Entmenschlichung derjenigen, die nicht normgerecht leben: Homosexuellen wird ihr Menschsein abgesprochen, ihre Steinigung kann sich über mehrere Tage hinziehen und ist ein überaus qualvoller Tod. Dieser Umstand lässt die Erschießung seines Freundes durch dessen Familienmitglieder als einen für ihn ‚tolerablen‘ Akt erscheinen. Die schwerwiegende Gewalt, die Asad zum einen als achtjähriger Junge mit der Ermordung des Vaters und zweier Geschwister erleben musste, die Androhung von Steinigung, möglicherweise hat er solche auch ansehen müssen, seine Erfahrungen auf der Flucht nach Europa, die Lager in Libyen, die Überfahrt über das Mittelmeer, seine nicht enden wollende Flucht in Europa stellen extreme psychische Belastungen dar, die zu einer Traumatisierung führen können. Auch kann angenommen werden, dass

die extremen physischen Gewalterfahrungen zu einer Veränderung des Wertekanons hinsichtlich einer Definition von Gewalt führen können. Asad verwendet bei der Beschreibung der Übergriffe der Jugendlichen im Heim die Formulierung „ein bisschen schwieriger“ oder „ein bisschen hart“, was zum einen eine Abmilderung der Geschehnisse darstellt, zum anderen aber auch angesichts der erlebten Gewalt als weniger bedrohlich von ihm wahrgenommen wird. Die Bedrohung, die er wahrnimmt und antizipiert, entsteht aus der Kombination von fundamentalistischer Auslegung islamischer Religion und Männlichkeit: Die Verknüpfung heteropatriarchaler Herrschaftsstrukturen mit (islamistischer) Religion ist in der Gesellschaftsordnung seines Herkunftslandes begründet und stellt für ihn einen lebensbedrohlichen Erfahrungswert dar. Dadurch wirken die anderen Jugendlichen, die heteropatriarchale Werte im ideologischen Rahmen einer islamischen Religion vertreten, für ihn deutlich bedrohlicher als andere. Demgegenüber nimmt er seine Betreuer*innen als Repräsentant*innen einer emanzipatorischen/säkularen Gesellschaftsordnung wahr, in der (männliche) Homosexualität augenscheinlich akzeptiert wird und die ihn schützen und unterstützen.

Zugleich wird deutlich, dass Asad die heteropatriarchalen Normen seines Herkunftslandes verinnerlicht hat, er beschreibt die anderen Jugendlichen als „normal“ und verleiht seiner Homosexualität durch einen als feminin gelesenen Habitus Ausdruck: In heteropatriarchalen Gesellschaften, die binär-geschlechtlich strukturiert sind und in denen Frauen gegenüber Männern abgewertet werden, kann es als schwuler Mann erschwert sein, einen mann-männlichen Habitus zu gestalten, da eine Gleichsetzung bzw. Herabsetzung von homosexuellen Männern mit Weiblichkeit stattfindet. Die Übernahme eines als weiblich gelesenen Habitus kann also Ausdruck der Verinnerlichung eines heteropatriarchalen Wertesystems gelesen werden, welches männliche Homosexuelle mit den als minderwertig erachteten Frauen gleichsetzt. Indem Asad sich als Frau beschreibt, übernimmt er die Abwertung von Frauen und überträgt diese auf sich.

Der Verinnerlichung heteropatriarchaler Werte steht allerdings seine Wahrnehmung entgegen, in Deutschland homosexuell sein zu dürfen, ohne dafür sanktioniert zu werden; er weiß um sein ‚Recht‘ auf eine selbstbestimmte psychosexuelle Identität und unterscheidet in seiner Ambivalenz zwischen der ‚Gesellschaft‘ und bestimmten

sozialen Gruppen (hier: die Jugendlichen muslimischer Herkunft), die ihm sein Recht auf ein diskriminierungsfreies Sein absprechen. Diese Ambivalenz wird letztlich durch die Bezugsbetreuer*innen als Repräsentant*innen einer liberal-säkularen Gesellschaft und den jugendlichen Heimbewohnern als Repräsentanten einer heteropatriarchal-religiösen Gesellschaft verkörpert. Asads Schwester formuliert diese Ambivalenz ebenfalls, indem sie ihm ein Existenzrecht in seinem Herkunftsland abspricht, ihm dieses jedoch in Europa zugesteht.

Als Asad als ‚Unbegleiteter minderjähriger Geflüchteter‘ in ein Jugendheim kommt, sieht er sich hier mit Jugendlichen konfrontiert, die eine heteropatriarchale Geschlechterordnung verinnerlicht haben und insbesondere männliche Homosexualität abwerten. Er greift auf ein ihm vertrautes Muster zurück, indem er seine Homosexualität verschleiert und verschweigt. Nach einem erzwungenen Outing jedoch wird er drangsaliert, und die Betreuer*innen sehen keine andere Möglichkeit, seinen Schutz und seine Sicherheit zu gewährleisten, als ihn in ein Einzelwohnen zu überführen. Diese Maßnahme erscheint kurzfristig als notwendig und sinnvoll. Asad erzählt, dass ihn seine Bezugsbetreuer*innen in seiner besonderen Lebenslage sehr unterstützt hätten und Kontakte zu anderen lesbischen, schwulen, trans* Geflüchteten hergestellt hätten. Seine Erzählungen legen nahe, dass das Engagement der Betreuer*innen vorrangig auf eine persönliche Haltung zurückzuführen ist und weniger auf ein strukturell verankertes affirmatives Jugendhilfekonzept. So habe es zwar sexualerzieherische Angebote gegeben, die hätten sich jedoch auf Fragestellungen hinsichtlich heterosexueller Sexualität bezogen. Auch habe es kein Informationsmaterial zu sexueller Vielfalt in der Einrichtung gegeben. Die Engführung auf heterosexuelle Themen unterstützt und befördert eine Wahrnehmung, in der Heterosexualität als normgebend wahrgenommen wird, d. h. als ‚normal‘. Da Homosexualität in zahlreichen Ländern noch kriminalisiert oder zumindest stigmatisiert ist, scheint damit auch der Gedanke einherzugehen, dass eine Sanktionierung legitim ist.

Asad kommt letztendlich zu dem Schluss, dass ein erzwungenes Zusammenleben mit heteronormativ lebenden und denkenden Menschen, wie in einem Jugendheim, für Menschen, die nicht der Norm entsprechen, ‚katastrophal‘ sei. In seiner Schlussfolgerung schwingen verschiedene Aspekte mit. So können Menschen, deren

sexuelle oder geschlechtliche Selbstbeschreibung von dieser Norm abweicht, (erneut) Gewalt oder Diskriminierung erleben, was auch dazu führt, keine positive Identität entwickeln zu können. Das heißt, das Erleben von Gewalt oder Diskriminierung verhindert oder verzögert die Entwicklung eines positiven Selbstbildes. Zudem, insbesondere vor dem Hintergrund von Flucht, wird es lesbischen, schwulen oder trans* Geflüchteten verunmöglicht, ein Gefühl von Sicherheit und Schutz zu entwickeln, so dass sie auch in den Unterkünften weiterhin psychisch stark belastet bleiben – und folglich weniger Möglichkeiten haben, traumatisierend wirkende Ereignisse zu integrieren.

Da es für ihn aufgrund der Kriminalisierung von Homosexualität in seinem Herkunftsland überlebensnotwendig war, diese zu verschweigen, und auch weil er traumatisiert war, war es Asad im Asylverfahren anfänglich nicht möglich, seine Homosexualität als Fluchtgrund zu benennen. Daher wurden seine Asylanträge abgelehnt. Asad lebt seither mit der Angst, möglicherweise in sein Herkunftsland abgeschoben zu werden, wo ihm der Tod droht.

Asad hat seine Familie verloren, durch den Tod einzelner Familienmitglieder, aber insbesondere auch, weil er wegen seiner Homosexualität verstoßen wurde. Familie ist für Asad jedoch von sehr großer Bedeutung, ihr Vorhandensein stabilisiert ihn psychisch, gibt ihm Halt und ein Gefühl von Geborgenheit. So hat er sich in Deutschland neue Familien geschaffen, er spricht von „Mama und Papa“ bzw. von „Mama“. Asad hat auch ‚neue‘ Geschwister, so dass sich um diese beiden Familien herum so etwas wie ein ‚normales‘ Familienleben einstellt. Beide Familien sind eng miteinander verknüpft und bilden für Asad eine Art Sicherheitsnetz. Der Kontakt erfolgte über ein ehrenamtliches Lern-Paten-System, das jungen Geflüchteten hilft, die deutsche Sprache zu erlernen. Für Asad steht jedoch sehr schnell ein familiäres Beziehungsgefüge im Vordergrund. Es kann angenommen werden, dass nach Jahren der Flucht und des Flihen-müssens sowie dem Wissen, niemals in sein Herkunftsland zurückkehren zu können, die Schaffung einer Familie für Asad überlebensnotwendig ist: Mit ihr ist die Hoffnung verknüpft, ein neues Zuhause gefunden zu haben, einen Ort, an dem er bleiben und so sein kann, wie er ist. Er kann stabile Bindungen zu den Erwachsenen und seinen ‚neuen‘ Geschwistern aufbauen; diese Bindungen ermöglichen ihm, seine Traumata zu bewältigen.

Ein weiterer zentraler stabilisierender Faktor waren seine beiden Bezugsbetreuer*innen, die ihn nicht nur im Asylverfahren unterstützen, sondern auch darin, seine traumatisierenden Erlebnisse zu bewältigen: Sie ermöglichten ihm in Gesprächen, seine Ängste und Sorgen zu benennen und sorgten für seine Sicherheit, als er wegen seiner Homosexualität drangsaliert wurde. So gehören auch sie zu seiner neu geschaffenen Wirklichkeit, in der er von zahlreichen stabilisierenden Faktoren umgeben ist: die beiden neuen ‚Familien‘, die nach wie vor vorhandenen Kontakte zu seinen ehemaligen Bezugsbetreuer*innen, sein Ausbildungsplatz und schließlich auch das Leben in einer eigenen Wohnung jenseits der Jugendhilfe. Asad ist inzwischen psychisch so weit stabilisiert, dass er sich erlaubt, in die Zukunft zu blicken und Pläne für seinen beruflichen Werdegang zu imaginieren. Es scheint, als ob Asad in Deutschland ‚angekommen‘ ist. Zugleich zeigt sich seine Wirklichkeit als überaus fragil, da diese letztlich vom Ausgang des Asylverfahrens abhängig ist.

4.7 Paul (26 Jahre alt, trans-männlich, schwul, sehbehindert)

4.7.1 Aktuelle Lebenssituation von Paul

Paul ist zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alt und er vermutet, dass ihn seine Freunde als selbstbewusst und freundlich beschreiben würden. Er beschreibt sich als trans-männlich, schwul und sehbehindert. Als Kind war Paul zunächst in einer ‚Regelschule‘ und besuchte ab der sechsten Klasse eine Schule, die von einem Kompetenzzentrum für Menschen mit Sehbehinderung und Blindheit geführt wird. Dieses Kompetenzzentrum bietet auch Wohngruppen bis zur 13. Klasse an, in denen Paul nach seinem Schulwechsel untergebracht war. Die Unterbringung fällt rechtlich unter die Regelung zur Blindenhilfe nach § 72 SGB XII.

Nach Abschluss der Schule verließ er das Internat, begann zu studieren und zog in eine eigene Wohnung, in der er bis heute lebt. Während seiner Zeit in der Internatsschule outete er sich als trans*männlich und begann seinen äußeren Transitionsprozess. Dieser ist zum Zeitpunkt des Interviews seit zwei Jahren abgeschlossen. Paul arbeitet heute im öffentlichen Dienst.

In dem Interview mit Paul gibt es ein zentrales Narrativ, welches sich mit seinem Coming-out, seinem Transitionsprozess und den Konflikten, die er während dieses

Lebensabschnitts mit Menschen in seinem Umfeld erlebte, befasst. Über seine homosexuelle Orientierung erzählt er allerdings sehr wenig. Einen großen Teil der Erzählungen nimmt die Zeit ein, in der er die blindengerechte Internatsschule besuchte, in der alle Mitarbeitenden blinden- und sehbehindertenpädagogisch geschult sind und inklusionsorientiert arbeiten. Da zwischen Schule und Internat eine enge Kooperation besteht und die Strukturen stark miteinander verwoben sind, wurden beide Erzählräume, d. h. sein Erleben in der Schule und sein Erleben im Internat, zusammengeführt und gemeinsam beschrieben. Auch hier spricht er hauptsächlich über seine Erfahrungen als trans* Mann.

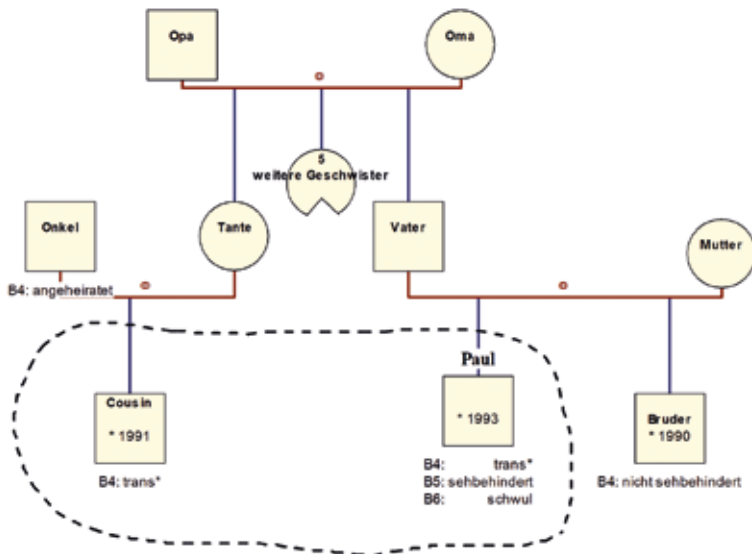
4.7.2 Beschreibung der Herkunftsfamilie

Paul hat einen drei Jahre älteren Bruder, der zu der Zeit, in der Paul im Internat lebte, noch bei seinen Eltern wohnte, mittlerweile aber ebenfalls ausgezogen ist. Bis heute besucht Paul seine Familie in regelmäßigen Abständen. Aus seinen Erzählungen geht hervor, dass das Verhältnis zwischen ihm und seinen Eltern konfliktvoll war, was er hauptsächlich in den Konflikten um seine Transidentität verortet sieht. Von seinem Bruder erzählt er wenig, nur dass dieser keine Sehbehinderung habe. Demgegenüber nimmt sein Cousin, der ebenfalls trans*männlich ist, für Paul im familiären Gefüge und im Prozess seiner Identitätsfindung eine zentrale Rolle ein.

Paul habe seiner Erinnerung nach ab dem Kleinkindalter eher einen männlichen Habitus gehabt. Als Paul noch in der Grundschule war, habe er bereits die Kleidung seines Bruders angezogen, aus der dieser herausgewachsen war; auch habe er eher mit anderen Jungen gespielt. Die Eltern begegneten Pauls Verhalten zunächst mit einer liberalen Haltung, d. h., sie ließen ihm den Freiraum in seiner geschlechtlichen Entwicklung. Sie nahmen an, dass es sich dabei um einen ‚normalen‘ kindlichen Entwicklungsprozess handele und vermuteten, dass er sich in seiner Identität weiter entwickeln werde.

P: [...] Die Erwachsenen sagen einem natürlich, vor allem im jüngeren Alter, Grundschulalter, oder so: „Das wächst sich raus.“ Aber der Vorteil war natürlich, dass dadurch meine Eltern ein bisschen der Meinung waren: „Lass mal machen.“ [...] #00:14:15#

Abbildung: Genogramm Paul



Es kann vermutet werden, dass er mit „die Erwachsenen“ vor allem von seinen Eltern spricht, aber auch von anderen Erwachsenen wie beispielsweise den Erzieher*innen. Die Bestätigung von pädagogischen Fachkräften, dass es eine kindliche Entwicklungsphase sein könnte, hat seine Eltern womöglich darin bestärkt, seinen ‚männlichen‘ Ausdruck als ‚Explorationsphase‘ einzuordnen und ihn somit ‚probieren‘ zu lassen.

Paul erzählt weiterhin, dass seine Eltern vermuteten, er habe sich willentlich für die Transidentität entschieden. Er interpretiert diese Vermutung als Ausdruck dessen, dass sich seine Eltern seine Transidentität nicht erklären und sie auch nicht nachempfinden konnten. Sehr belastend für Paul waren Gespräche, in denen z. B. seine Eltern und sein Umfeld der Meinung waren, er habe sich seine Transidentität ausgesucht:

P: [...] Weil, viele sagen immer, was mich so unglaublich stört, das muss ich mir jetzt auch manchmal noch von meinen Eltern oder von sonst wem anhören, wenn ich dann mich beschwere, so: „Ob Mann, mein Haarausfall.“ Und überhaupt, so wie das halt so ist. Diese Wehwehchen. „Ja,

du hast es dir ja ausgesucht.“, kommt dann. Wo ich denke: „Was? Ne, habe ich nicht. Habe ich mir nicht ausgesucht. Ich wäre ohne auch glücklicher.“ Also ohne Haarausfall, oder ohne trans, oder wie auch immer. Aber ausgesucht habe ich mir das ganz bestimmt nicht. [...] #01:12:18#*

Mit der Aussage „Ich wäre ohne auch glücklicher“ betont Paul einerseits den intrinsischen Aspekt seiner geschlechtlichen Identität, also einen von ihm nicht bewusst erzeugten oder beeinflussbaren Aspekt seines Seins. Zudem legt dieses Zitat auch nahe, dass er diesen Lebensabschnitt als sehr belastend wahrgenommen hat, vor allem aufgrund des gesellschaftlichen Normierungsdrucks.

So vergleicht er seine von der Cis-Heteronorm abweichende geschlechtliche Identität mit einem ‚natürlichen‘ Prozess des Alterns; seinem Haarausfall. Mit diesem Vergleich versucht er zu verdeutlichen, dass seine geschlechtliche Identität gleich einem ‚Fatum‘ sei und keine freie Entscheidung war. Für Paul steht kein freier Wille dahinter, vergleichbar mit einem nicht beeinflussbaren Alterungsprozess. Dass seine Eltern der Meinung sind, er habe sich seine geschlechtliche Identität bewusst ausgesucht, nährt die Annahme, dass sie sein Empfinden nicht nachvollziehen und noch nicht annehmen können. Es liegt nahe, dass die Einstellung der Eltern getragen ist von der Erkenntnis und der Gewissheit, ein ‚Mädchen‘ geboren zu haben. Auch kann das Ansprechen eines geschlechtsspezifischen Themas wie Haarausfall (bei älter werdenden Männern) von Paul ein Versuch gewesen sein, sich seinem Vater emotional anzunähern und eine gemeinsame ‚Mann-zu-Mann‘-Beziehungsgrundlage zu schaffen. Dadurch, dass sein Vater das Thema nicht im Kontext einer Vater-Sohn-Beziehung aufgreift, eröffnet dieser ihm keinen emotionalen Zugang oder eine Nähe durch die gemeinsame Männlichkeit, die sich Paul möglicherweise gewünscht hätte.

Die Möglichkeit, während seines Coming-out-Prozesses außerhalb des elterlichen Hauses wohnen zu können, habe ihm den Raum gegeben, sich der heimischen konflikthafter Situation zu entziehen; Paul befürchtet, dass sein Verbleib in der elterlichen Wohnung zu einer Eskalation des Konflikts hätte führen können:

P: [...] *Ich hatte natürlich auch muss ich sagen auch viele Konflikte gerade in dieser Zeit mit meinen Eltern. [...] Wo ich im Nachhinein sagen muss, bin ich eigentlich doch froh, dass ich im Internat war, weil, ich glaube sonst wäre das noch ganz anders irgendwie ausgegangen. Und vielleicht auch ganz anders eskaliert [...] #00:41:24#*

Das angeführte Zitat bezieht sich auf Konflikte mit seinen Eltern hinsichtlich seines Transitionsprozesses. Paul vermutet, dass ein Coming-out in seiner Herkunftsfamilie nur konflikthaft machbar gewesen wäre. Er hatte durch die Reaktionen seiner Eltern auf sein Coming-out das Gefühl, sie hätten ihm dieses damals erschwert, wäre er nicht in der Internatsschule gewesen. Mit der Fremdunterbringung sei dieser Prozess daher erst möglich gewesen. Möglicherweise versuchten seine Eltern, seine psychosexuelle Entwicklung zu kontrollieren, was durch die räumliche Distanz erschwert bzw. verhindert wurde. Er vermutet, die Konflikte hätten zunehmen und schwerer werden können. Die Eskalation einer Konfliktdynamik kann zu Gewalt führen, was Paul möglicherweise befürchtete.

Seine Eltern seien der Meinung gewesen, dass die geschlechtliche Identitätsentwicklung von Paul durch die Entwicklung und den Austausch mit seinem Cousin beeinflusst worden sein könnte. Daher zogen die Eltern in Erwägung, den Kontakt zwischen ihnen zu untersagen:

P: *Es gab ja dann auch noch Stress mit meinem Cousin. In der Zeit war der natürlich sehr wichtig für mich. Wir haben telefoniert und solche Sachen. Dann gab es zwischendurch tatsächlich solche Geschichten, dass meine Eltern der Meinung waren, mein Cousin hätte mich quasi infiziert oder so. [...] Und das ging dann bis so weit, dass irgendwelche Kontaktverbote im Raum standen quasi [...]. #00:42:40#*

Paul wird der Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe durch seine Sehbehinderung erschwert. Die angedachte Kontaktsperre zu seinem Cousin ist möglicherweise in dem Versuch der Eltern begründet, Paul eine geschlechtliche Entwicklung zu ermöglichen, in der er nicht auf zusätzliche Widerstände/Stressoren trifft, denen er schon durch seine Sehbehinderung ausgesetzt ist. Pauls Eltern sahen seinen Cousin möglicherweise als ‚negativen‘ Einfluss. Große Besorgnis um Paul veranlasste sie dazu, ihn vor sich und seinem Cousin ‚schützen‘ zu wollen, indem sie ein Kontaktverbot in Erwägung zogen. Zudem verdeutlicht die Thematisierung eines Kontaktverbots auch die damalige Einstellung der Eltern gegenüber Pauls geschlechtlicher Identität als eine pubertäre Entwicklungsphase, von äußeren Einflüssen ausgelöst. Seine Eltern haben einerseits den Anspruch, in der Erziehung Paul Freiraum zu geben, offen zu sein und ihn zu unterstützen – besonders im Umgang mit seiner Sehbehinderung. Ihre Überzeugung ist es, ein Mädchen mit Sehbehinderung geboren zu haben. Das

lässt sie vermuten, dass Paul einen bewusst gewählten Weg gehe, beeinflusst von seinem Cousin.

Nachfolgend erzählt Paul, dass sein soziales Umfeld Schwierigkeiten damit gehabt habe, sein Personalpronomen entsprechend seiner selbstbestimmten Geschlechtsidentität zu benutzen. Zumeist erachtet er das allerdings als Herausforderung für sein Umfeld, seine ‚neue‘ männliche Identität in ihre Lebenswelten zu integrieren. Daher bewertet Paul die sprachlichen Hürden nicht als Abwertung oder Ablehnung. Diese Interpretation trifft allerdings nicht auf das Verhalten seines Vaters zu; dessen sprachliches Verharren im zugewiesenen Geschlecht interpretiert Paul als Ablehnung:

P: *Klar ist das mit den Pronomen immer mal noch durcheinandergelassen oder so. Das ist anderen auch passiert, aber den meisten würde ich da jetzt keine böse Absicht unterstellen. Das passiert meinem Vater manchmal heute noch [...]* #00:37:35#

Paul wollte Akzeptanz und Sichtbarkeit seiner männlichen Identität. Diese manifestiert sich v. a. in der Sprache, die Wertschätzung und Anerkennung vermittelt. Er spricht hier über die Verwendung seines Personalpronomens. Paul mildert die sprachlichen Barrieren hinsichtlich seiner Geschlechtsidentität von Personen seines Umfeldes ab, indem er die Perspektive seines Umfeldes einnimmt und Empathie zeigt. Somit vermutet er, dass diese „keine bösen Absichten“ hätten, möglicherweise auch um ein Umfeld zu schaffen, welches ihm Sicherheit bietet. Zudem wird der Umstand, während seines Transitionsprozesses mit falschem Personalpronomen angesprochen zu werden, auch davon relativiert, dass sein Vater das heute noch tue. Die Vermutung zu seinem Umfeld lässt er nicht dem Verhalten seines Vaters angedeihen, hier vermutet er mangelnde Akzeptanz und Wertschätzung. Das Familienbild des Vaters, eine Tochter und einen Sohn zu haben, wird durch Pauls Transition gestört. Das ‚Festhalten‘ an der Vorstellung, eine Tochter zu haben und Paul mit weiblichem Pronomen anzusprechen, dient ihm dazu, sein Familienbild aufrechtzuerhalten.

4.7.3 Gründe für die Fremdunterbringung

Für Paul sind die Gründe für seine Fremdunterbringung und das Verlassen seiner Herkunftsfamilie die spezielle Förderung und schulischen Möglichkeiten, welche ihm das Internat und die Internatsschule mit Auslegung auf Sehbeeinträchtigungen und Blindheit ermöglichte. Paul ist nach der Grundschule zunächst bis zur siebten

Klasse auf eine weiterführende Schule gegangen, die aus Haupt- und Realschule bestand – ohne Schüler*innen mit Behinderung zu inkludieren. Dort habe er einen Integrationshelfer gehabt, es habe allerdings Schwierigkeiten im Umgang mit seiner Sehbehinderung gegeben z. B. aufgrund von nicht blindengerechten Unterrichtsmaterialien. Seine Lehrer*innen hätten ebenfalls den Eindruck gehabt, er könne auf ein Gymnasium wechseln. Dies habe ihn angespornt, sich für das Gymnasium in der Schule mit Ausrichtung auf seine Sehschwäche zu bewerben:

P: *War dann auch die fünfte, sechste Klasse auf einer weiterführenden Schule auch dort in der Region. Also wo meine Eltern wohnen. Ich habe sowohl am Ende der Grundschule als auch dann eben am Ende dieser Unterstufe, oder wie sich das da auch immer nannte, die Empfehlung halt für das Gymnasium bekommen, von den schulischen Leistungen her. Und das war eben so eine besondere Förderstufe irgendwie, also es war eigentlich eine Haupt- und Realschule, wo ich dann war die fünfte, sechste Klasse. [...] dann hieß es halt: Jo, ich hätte das Zeug dazu. [...] und irgendwann kam so dieses: Okay. Jetzt will ich es wissen. Jetzt, wenn mir das jetzt schon zwei Mal gesagt wird, dass ich das Zeug dazu habe, dann will ich das jetzt irgendwie auch versuchen und dann kam man halt irgendwie auf die [Name der Schule], einfach, ja, glaube ich, aufgrund der Förderungsmöglichkeiten, die es da halt gibt. [...] Weil natürlich auch in der Regelschule kam es immer mal wieder zu Problemen mit Lehrern, mit Mitschülern, mit solchen Geschichten irgendwie mit Unterrichtsmaterial mit irgendetwas, was nicht so richtig gut funktioniert hat [...]*
#00:08:07#

In dem angeführten Zitat wird deutlich, dass Paul zwar von der Schule eine Gymnasialempfehlung hatte, aber trotzdem zunächst eine Haupt- und Realschule besuchte. Das kann daran gelegen haben, dass seine Lehrer*innen oder seine Eltern vermuteten, er sei wegen seiner Sehbehinderung in einer Schule mit niedrigem Leistungsanspruch besser aufgehoben. Die Erkenntnis, dort nicht entsprechend gefördert zu werden, legt nahe, dass Paul möglicherweise den Haupt- und Realschulzweig besuchen musste, um die eigentlich fehlende blindengerechte Ausrichtung der Schule auszugleichen. Er benennt in dem angeführten Zitat Probleme „mit Lehrern, mit Mitschülern“, was nahelegt, dass er nicht nur aufgrund von fehlendem blindengerechtem Material und entsprechender Ausstattung die Schule wechseln wollte. Möglicherweise fühlte er sich durch das Verhalten seiner Peers und Lehrer*innen nicht angemessen behandelt. Die Aussicht, auf eine Schule

zu gehen, in der er nicht wegen seiner Sehbehinderung ausgegrenzt wird, könnte ebenfalls ein Beweggrund und ‚Ansporn‘ gewesen sein, seine schulischen Leistungen zu steigern und die Schule zu wechseln.

Die Aussage „jetzt will ich es wissen“ verdeutlicht seine damalige Motivation, seinen eigenen Ansprüchen und den Einschätzungen der Schule gerecht zu werden.

Paul merkte erst mit vollzogenem Schulwechsel, dass die neue Schule ihn intellektuell forderte und förderte:

P: „[...] wo ich vor allem im Nachhinein gemerkt habe, da kann ich mein volles Potenzial quasi nicht ausschöpfen“. #00:08:07#

Es liegt nahe, dass Paul sein Bildungspotenzial als höher einschätze, als es die Regelschule erfüllen bzw. auch befriedigen konnte. Daher ist sein Wunsch nach einem Schulwechsel auch darin begründet, eine seinem intellektuellen Niveau entsprechende Förderung zu erhalten.

4.7.4 Coming-out Prozess und geschlechtliche Selbstbeschreibung

Da Paul nur wenig über seine Homosexualität spricht, bezieht sich Nachfolgendes auf sein Coming-out und seine Lebenserfahrungen als Trans*Mann. Es liegt nahe, dass seine Homosexualität für ihn und seine Identität weniger identitätsstiftend ist als seine geschlechtliche Identität. Auch kann vermutet werden, dass die Erfahrungen, die er im Zusammenhang mit seiner Transidentität machte, so bedeutend für ihn waren, dass diese seine Erfahrungen mit seinem homosexuellen Coming-out abmildern. Somit hatte er möglicherweise weniger das Bedürfnis, seine Homosexualität zu thematisieren. Auf die Frage, wann er gemerkt habe, trans* zu sein, erzählt er, dass er dies gewusst habe „seit ich denken kann“. Allerdings sei es für ihn zu dem Zeitpunkt noch nicht bedeutsam gewesen, da Geschlecht und Geschlechtsausdruck als Kleinkind variabler seien:

P: *Eigentlich schon seit ich denken kann. Also als Kind ist das natürlich nicht so relevant und als Kind hat man kein Wort irgendwie dafür. [...] Und das, aber ich habe irgendwie schon so als Kind, es ist schwer, das so genau eben zu beschreiben, weil wie gesagt als Kind spielt das ja alles noch nicht so eine Rolle. [...]* #00:12:12#

Er habe sich dennoch schon als Kleinkind durch die Annahme von Kleidung, die einem männlichen Typus entsprach, im männlichen Geschlecht erprobt. Er habe die Kleidung seines Bruders angezogen und beim Verkleiden z. B. männlich konnotierte Rollen gewählt:

P: *Ja. Irgendwie so. Ganz merkwürdig und so, immer schon so eine ablehnende Geschichte irgendwie dazu. Deswegen bin ich halt immer schon als Kind mit kurzen Haaren rumgelaufen und in den Ex-Klamotten meines Bruders oder so und irgendwie in Sportsachen und keine Abnung, und wenn andere am Karneval als, was weiß ich, Prinzessin oder Fee oder Hexe oder sonst etwas gegangen sind, bin ich halt als König oder Fußballspieler gegangen. (lacht) Das war für mich so, alles andere hätte sich für mich so völlig falsch angefühlt. [...] #00:14:15#*

In dem angeführten Zitat erzählt Paul, dass er bereits im Kleinkindalter in Konflikt geriet mit seinem Geschlechtsausdruck und den Geschlechterrollenerwartungen an Mädchen. Es liegt nahe, dass er schon als Kind merkte, es sei etwas ‚anders‘ an ihm, und er sich rückblickend vorstellt, wie es gewesen wäre, als cis-Mann geboren zu sein. Er spricht über die Ambivalenz zwischen Erwartungen, die an ihn von seinem Umfeld gestellt wurden, und seinem eigentlichen Empfinden. Während die anderen Mädchen sich als „Prinzessin oder Fee oder Hexe“ verkleideten, erschien ihm das möglicherweise als ein eher uninteressanter Geschlechterrollenausdruck, im Vergleich zu dem männlichen, anders konnotierten Ausdruck. Entwicklungspsychologisch wird die Kategorie ‚Geschlecht‘ ab dem dritten Lebensjahr relevant. Kinder fangen an, das eigene Verhalten geschlechtsspezifisch einzuordnen und entwickeln Selbstkonzepte sowie ein Bewusstsein des eigenen Geschlechtsempfindens. Auch bieten oft stereotype Kleidung oder Verhaltensweisen Orientierung beim Abgrenzen der Geschlechter. Kinder verfügen über den Drang, ihre entdeckte Geschlechtszugehörigkeit ausleben und demonstrieren zu wollen (vgl. Kasten 2014). Das Verkleiden als z. B. König kann zu seiner Identitätsfindung beigetragen haben und verdeutlicht erneut, dass seine geschlechtliche Identität für Paul ein Fatum ist und sich für ihn schon als Kind der weibliche Habitus „falsch“ angefühlt hatte. Möglicherweise wurde er von seinem Umfeld mit den anderen Mädchen verglichen und verspürte durch die Abweichung der Heteronorm einen Normierungsdruck. Den zusätzlichen Stressoren wäre er als cis-Junge nicht ausgesetzt gewesen.

Paul macht im Interview deutlich, dass er spätestens in der Grundschule ein Bewusstsein darüber erlangte, dass sein Geschlechtsempfinden nicht mit seinem ihm bei Geburt zugewiesenem Geschlecht übereinstimmte:

P: *Obwohl ich, obwohl ich eigentlich schon viel früher mir irgendwie klar war: Ich bin kein Mädchen oder so. [...] Also schon in der Grundschule war mir das irgendwie völlig klar, dass sich das irgendwie scheiße anfühlt. (lacht) #00:14:34#*

Dass Paul rückblickend merkt, dass er sich schon in der Grundschule unwohl in seinem zugewiesenen Geschlecht fühlte, ist auf den Normierungsdruck zurückzuführen, der durch Erwartungen des Umfelds auf Kinder ausgeübt wird. Ab der Grundschule wird das Thema Geschlecht für Kinder wichtig, und es beginnen erste Geschlechtertrennungen sowohl innerhalb der Peergruppen als auch im schulischen Kontext. Mit etwa fünf bis sechs Jahren erlangen cis-geschlechtliche Kinder eine gewisse Geschlechterkonstanz, auch wenn sie im Spiel die gegengeschlechtlichen Rollen annehmen oder sich verkleiden (vgl. Hubrig 2010). Paul nahm sich bis dahin womöglich selbst als Junge wahr und lebte deshalb nach seinem Geschlechtsempfinden, bis ihn die Erwartungen von außen eines anderen belehrten. Es liegt nahe, dass die ausbleibende Geschlechterkonstanz und die damit einhergehende Ambivalenz Paul schon zu seiner Grundschulzeit verunsicherten. Das Lachen am Ende des Zitats ist möglicherweise Ausdruck seiner Bewältigungsstrategie, mit der Trauer umzugehen, dass er nicht schon sein ganzes Leben in dem Geschlecht leben konnte, das seinem Empfinden entsprach. Er musste einen mühsamen Prozess durchlaufen, um sich nicht nur als Mann zu fühlen – sondern auch als Mann gelesen zu werden.

Mit dem Wechsel auf eine weiterführende Schule gewann das Thema Geschlecht eine größere Bedeutung für Paul. Zu der Zeit konnte er sich seine Zukunft nur schwer als Frau vorstellen. Wenn er sich als Frau vorstellte, entsprach sein imaginiertes Frauenbild nicht demjenigen, welches gesellschaftlich transportiert wird:

P: *Aber was ich schon sehr früh so hatte, spätestens dann, boah, so ab dem Alter vielleicht so zehn, oder so, elf, zwölf. [...] Dass ich so überlegt habe, ich konnte mir nie, nie niemals nicht mich selbst als erwachsene Frau vorstellen. [...] Wenn überhaupt, dann war das so ein Bild von irgendwie sehr sportlich und eber, ja, so eben nicht das typisch weibliche Bild [...]. Das ist, war irgendwie immer so ein bisschen absurd, diese Vorstellung. [...] #00:12:38#*

Die Wiederholung „nie, nie niemals nicht“ und die damit einhergehende intensive Ablehnung von sich als erwachsene Frau verdeutlicht die starke Ablehnung weiblicher Anteile, die Paul womöglich damals zugeschrieben wurden. Dennoch versuchte er, durch die hohen Erwartungen seines Umfeldes und den gesellschaftlichen Druck begünstigt, einen eigenen Geschlechtsrollenausdruck zu finden, indem er eine Zukunft als Frau imaginierte.

Die Auseinandersetzung mit seiner Geschlechtsidentität sei vor allem in der Pubertät zum Thema geworden. Er beschreibt, dass der ‚Start‘ seiner Pubertät und die fortschreitende Ausbildung weiblicher Geschlechtsorgane mit der Ablehnung seines Körpers einhergegangen seien. Auch habe ihn seine körperliche Entwicklung während der Pubertät verunsichert:

P: [...] Und spätestens als dann eben so die ersten, weiß ich nicht, mit elf, zwölf geht das ja so los, auch so die ersten körperlichen Anzeichen, Pubertät usw. alles so kam, wurde dieses Unbehagen irgendwie immer stärker, so. Wo andere junge Mädchen sich vielleicht freuen [...]. Da passiert irgendwie etwas. Oh, da wachsen Brüste und was weiß ich was. Das war bei mir nur so: Uh. Hä? Irgendwie komisch. #00:13:19#

Mit der Entwicklung weiblicher Geschlechtsmerkmale wuchs seine Verwirrung und Ablehnung seines weiblichen Körpers. Mit der Aussage „Uh. Hä?“, macht er seine Überforderung und Verwirrung während der Pubertät deutlich. Die Pubertät ist die Zeit, in der Paul die Ambivalenz spürte zwischen seiner weiblichen körperlichen Entwicklung – also in eine Richtung, die er sich schon zuvor nur schwer hatte vorstellen können – und seinem eigentlichen männlichen Geschlechtsempfinden. Erneut wurde er einem starken Normierungsdruck ausgesetzt, nicht nur durch die Erwartungen seines Umfeldes, sondern auch durch seine körperliche Entwicklung. Er habe während seiner Pubertät eine Phase gehabt, in der er sich gezwungen gefühlt habe, als ‚weiblicher‘ gelesen zu werden. Er versuchte, diesem Anspruch gerecht zu werden, indem er feminin wirkende Kleidung trug, ebenso längere Haare. Diese „Phase“ dauerte ungefähr ein Jahr, wobei er ein Gefühl von Unwohlsein mit einem weiblichen Ausdruck seinerseits beschreibt, allerdings Zustimmung von Außenstehenden. Andersherum sorgte auch die Diskrepanz zwischen zugeordneter weiblicher Geschlechtsrolle und seinem zuvor männlichen Ausdruck zu einer starken Verunsicherung in seinem Umfeld:

P: [...] Das war irgendwie gerade eben als dann, in der Pubertät wird das ja alles relevanter mit Jungs und Mädchen und wer mit wem und wer nicht und überhaupt und dadada und wie das halt so geht. Da war dann irgendwann halt bei mir so eine Unzufriedenheit einfach, weil ich so dieses Gefühl hatte, da nirgendwo so richtig reinzupassen, dass ich irgendwann so gedacht habe: „Okay, jetzt musst du es halt mal versuchen. Vielleicht gibt sich das ja, wie alle immer so sagen, und sei es halt mit der Brechstange.“ Wo ich dann so eine Phase von, boah ich weiß nicht, wie lange war das? Also es war auf jeden Fall nicht ganz ein Jahr, oder höchstens ein Jahr. Wo ich eben versucht habe, mich irgendwie ein bisschen weiblicher zu geben [...]. Aber nie so richtig krass weiblich betont, oder so. Und ich habe immer so ein Gefühl gehabt, das hat auch ein anderer trans* Mann mir gegenüber mal beschrieben und ich dachte: Genau das ist das. Wenn ich Jungsklamotten anhabe, sehen mich wahrscheinlich eigentlich alle an, weil sie merken, dass da irgendetwas nicht passt oder so. Aber ich fühle mich normal darin. Und wenn ich Frauenklamotten anhabe, denken alle: Es ist ja normal. Aber ich denke immer, mich würden alle blöd angucken, weil ich mich selber darin so verkleidet fühle. So unpassend, so: Ne, das bist du nicht. Und du kannst ja eigentlich nicht auf die Straße gehen. Das war mir richtig peinlich irgendwie. Und... #00:19:15#

Die Differenz zwischen körperlicher Selbstwahrnehmung als Mann und der voranschreitenden körperlichen weiblichen Entwicklung wurde größer, was seine Ambivalenz möglicherweise verstärkte. Die Anpassung an die Heteronorm, also das Angleichen seines nach außen tragenden Ausdrucks an sein bei Geburt zugeschriebenes Geschlecht, erschien ihm zunächst als der weniger konflikthafte und wohlgefälliger „Ausweg“. Es liegt nahe, dass mit der Ambivalenz zwischen einerseits gewünschtem männlichem Habitus und andererseits entgegengesetzter körperlicher Entwicklung eine große Unzufriedenheit und ein fehlendes Zugehörigkeitsgefühl zu einem eindeutigen Geschlecht einhergingen. Der Ausdruck „mit der Brechstange“ verdeutlicht die psychische Belastung, der er zu der Zeit ausgesetzt war. Durch die psychische Belastung aufgrund seiner inneren Ambivalenz sah sich Paul dazu gedrängt und gezwungen, sich anzupassen, was jedoch seine Belastung zusätzlich verstärkte. Die Metapher drückt aus, dass er mit einem gewissen Zwang versucht hat, einen ‚weiblichen Habitus‘ anzunehmen, was ihn möglicherweise viel Kraft gekostet hat und ihm nur mit Gewalt und einer „Brechstange“ möglich war.

Die Bezeichnung als „peinlich“ ist ein Ausdruck von Pauls Scham, den er aufgrund seines ‚femininen‘ Erscheinungsbildes verspürte. Diese Form von Scham wird als

‚Anpassungsscham‘ beschrieben, da er in schamhaftem Konflikt mit den an ihn herangetragenen gesellschaftlichen Erwartungen und Normen steht. Paul erfüllte zu der Zeit die Erwartungen seiner Umwelt nicht, wie ‚Geschlecht‘ zu sein hat in phänotypischem und sozialem Ausdruck. Durch die Unsicherheit in der weiblichen Geschlechterrolle und dem ‚nicht Entsprechen‘ kann sein Empfinden von Peinlichkeit ausgelöst worden sein. Zudem ist es möglicherweise Ausdruck des Gefühls, etwas vorgetäuscht zu haben.

Aus Pauls Erzählungen geht hervor, dass sein Cousin eine zentrale Rolle für ihn und seinen Coming-Out-Prozess spielte: Er spricht von einem „Schicksalsgespräch“ mit ihm. Das Gespräch habe ihn bestätigt und ihm einen Namen gegeben für sein ‚Anderssein‘. Außerdem habe sein Cousin ihn in seiner Transidentität bestärkt:

P: *Ja, total. Und das, ich habe dann, ich sage das war durchaus ein Schicksalsgespräch in meinem Leben. Ich habe dann irgendwann, da war ich, glaube ich, in der neunten Klasse dann, d. h. da war ich so [...]. Da war ich so 14, 15, so etwas irgendwie. Und da sage ich, das war das Gespräch meines Lebens. Da haben wir, glaube ich, sieben Stunden lang telefoniert oder so. Ich dachte hinterher so: „Boah, ich weiß jetzt endlich, was mit mir los ist.“ Und es war wie so eine Befreiung irgendwie, so. Also so, selbst wenn es nur [...] erstmal in meinem Kopf war. Aber es war so ein: „Ja, das ist es. Und jetzt habe ich ein Wort dafür. Und jetzt weiß ich, was abgeht. Und das ist jetzt alles kein Spaß mehr hier.“ Das ist jetzt und er mich auch bestärkt hat in dem Ding so: Jo, die Erwachsenen mögen viel erzählen, aber wenn das so eindeutig ist die ganze Zeit und von wegen er hat mich immer beneidet als Kind und so. Das geht nicht mehr weg irgendwie. Und ich so dachte: „Ja, das könnte ich mir irgendwie auch nicht vorstellen, dass das weggeht.“ Aber es sagen ja immer irgendwie alle, dass es ja noch weggeht. Und man muss ja nur warten. #00:21:23#*

Die Aussage „und das ist jetzt alles kein Spaß mehr hier“ legt nahe, dass er die Worte seines Umfeldes übernommen hat, da dieses seinen männlichen Ausdruck zuvor als einen „Spaß“ gewertet hatte. Das Gespräch eröffnete ihm einen Raum und die Möglichkeit, sich gegen die Vorstellungen und Erwartungen seines Umfeldes, sein männlicher Ausdruck sei ein „Spaß“, zur Wehr zu setzen. Die Verwendung des Satzes „man muss ja nur warten“ verweist ebenfalls auf die Idee der Entwicklungsphase innerhalb seines Umfelds. Durch das Pronomen „man“ verallgemeinert Paul die Vermutung, dass die ‚Phase‘ nach einiger Zeit wieder weggehe, ohne direkt einen

Personenkreis benennen zu müssen, der dieser Meinung war. Er schafft damit emotionale Distanz zu den Geschehnissen.

Es ist davon auszugehen, dass die direkte Benennung für das zuvor als ‚Spaß‘ beschriebene Verhalten von Paul eine große psychische Erleichterung für ihn war. Das Wissen, dass es auch andere Menschen gibt, die sich so fühlen, kann bestätigend und identitätsstiftend sein und unterstützt ihn, die Folgen des wahrgenommenen Normbruchs abzumildern. Die langen Gespräche und die ‚Mitbetroffenheit‘ legen nahe, dass sich Paul auch dadurch verstanden gefühlt hat und bestärkt wurde in seinem ‚Anderssein‘. Daraufhin habe er langsam aufgehört, weiblich konnotierte Kleidung und lange Haare zu tragen, um als ‚weiblicher‘ gelesen zu werden. Seine Versuche, einem weiblichen Habitus zu entsprechen, werden zwar von den anderen Mädchen positiv gespiegelt, Paul jedoch interpretiert diese Phase als Wunsch nach Anerkennung. Schließlich entlarvt er sein Verhalten als Selbstbetrug:

P: *Aber das war so ein Punkt, wo ich dann so gemerkt habe: Okay, ja. Und das war eben gerade noch so in dieser Phase, wo ich irgendwie versucht habe, auch mit der Brechstange mich irgendwie anzupassen. Wo [mir] echt so im Nachhinein dann mir klar wurde, das war echt nur sozialer Druck, dem ich da irgendwie nachgegeben habe, weil alle das von mir erwartet haben und ich dann quasi, vor allem von den anderen Mädels eher als von den Kerlen, so eine Rückmeldung bekommen habe. So: „Ob, ist ja cool. Und was du jetzt anziehst, und dies und das und hin und her und bla und blub.“ Wo ich hinterher so dachte: „Ob mein Gott. Du hast dich echt so verkleidet, nur um irgendwie von so komischen Leuten irgendwie so ein bisschen Anerkennung, oder so etwas, zu kriegen.“ Keine Ahnung [...]. Weil ich so gedacht habe: „Boah ich halte das irgendwie nicht mehr aus.“ Das war echt so ein, da kam dann bei mir auch so eine Drangphase irgendwie. So ein Punkt, wo ich gemerkt habe, wenn ich jetzt nicht Nägel mit Köpfen mache, traue ich mich vielleicht auch irgendwie nicht mehr, oder so. #00:23:33#*

Paul benennt im angeführten Zitat erneut „das Anpassen mit der Brechstange“ als Folge des „sozialen Drucks“, was verdeutlicht, dass er die Anpassung als Zwang wahrgenommen hat. Rückblickend bezeichnet er sein Ausprobieren im weiblichen Habitus als „Verkleidung“, was seine dabei verspürte Ambivalenz verdeutlicht, sowie den Versuch, seine geschlechtliche Identität durch Kleidung zu ‚verdecken‘. Mit der Formulierung „komische Leute“ beschreibt Paul die gleichaltrigen Jugendlichen in seinem Internat, also seine potenziellen Peers, die Normen setzen und innerhalb

der Peergruppe auch durchsetzen bzw. vertreten. Das Zitat legt nahe, dass Paul sich gerne einer Peergruppe zugehörig gefühlt hätte und deshalb versuchte, sich den Geschlechtsrollenerwartungen und äußeren Zuschreibungen anzupassen. Seine Äußerung „ich halte das nicht mehr aus“ verdeutlicht erneut die hohe Belastung, unter der Paul stand, während er noch versuchte, sich in einem weiblichen Habitus zurechtzufinden.

Sein äußeres Coming-out hatte er dann nach dem Gespräch mit seinem Cousin zunächst im Internat und in der Schule gegenüber Mitschüler*innen und Betreuer*innen und schließlich gegenüber seinen Eltern:

I: *Und wie haben Sie das, also haben Sie das thematisiert dort?* #00:15:23#

P: *Ja, aber später erst. Als mir dann auch langsam klar wurde, was eigentlich los ist mit mir, nach dem Gespräch. Und dass es da einen Begriff dafür gibt und wo da das Problem liegt. Weil, wenn man sich damit natürlich vorher noch nicht so richtig beschäftigt hat, weiß man natürlich auch nicht so viel darüber. Und wie gesagt immer diese Sprüche: „Es wächst sich raus und bla.“ Man denkt ja immer irgendwie so: „Jo, mit mir ist irgendwie etwas anders als die anderen.“ Man ist irgendwie komisch [...]. Wo ich diesen Schub nach dem Gespräch, diesen Schwung irgendwie genutzt habe. Wo ich es dann irgendwie Mitschülern gesagt habe. Meinen Betreuern, dann auch irgendwann irgendwie meinen Eltern. Das gab dann ziemlichen Stress.* #00:17:09#

Das Gespräch mit seinem Cousin gab ihm die Kraft, war ‚Antrieb‘ und löste das große Bedürfnis in ihm aus, sich zu outen. Dass sich Paul zu diesem Zeitpunkt noch nicht mit dem Thema Geschlechtsidentität auseinandergesetzt hatte, weist auf das Vorhandensein von wenig Informations- und Aufklärungsmaterial zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in der Internatsschule hin. Das Wissen um psychosoziale Entwicklungsphasen von Kindern, zu denen auch die Entwicklung einer stabilen Geschlechtsidentität gehört, beinhaltet auch das ‚Ausprobieren‘ in Geschlechterrollen. „Es wächst sich raus“ ist erneut Ausdruck des in seiner Sozialisation erfahrenen Drucks von seinem Umfeld, der durch die Annahme der ‚Ausprobierphase‘ entsteht; Transgeschlechtlichkeit wird meist nicht als Möglichkeit in Erwägung gezogen. Er erzählt von Verunsicherungen, die mit seiner Transidentität einhergehen, und beschreibt diese als „Handicap“:

P: [...] *Also wenn man eben in dieser völlig falschen Rolle, in diesem völlig falschen Körper lebt, das ist eben fast wie eine Behinderung. Das ist eine Einschränkung. Man traut sich viele Dinge nicht. Jeder Gang zur öffentlichen Toilette wird zum Spießrutenlauf. Man ist häufig verunsichert in vielen sozialen Beziehungen, von sexuellen jetzt mal ganz zu schweigen. Also es ist wirklich ein Handicap. Gerade auch auf dieser sozialen und dieser gesellschaftlichen Ebene, weil natürlich mit Geschlechtern, da sind viele Erwartungen mit verbunden usw. Und wenn man die eben nicht immer überall erfüllen kann, man gerät schnell auch in so einen Rechtfertigungsdruck irgendwie.* #01:14:09#

Mit der Beschreibung seiner Transidentität als „Handicap“ setzt er diese mit seiner Sehbehinderung gleich. Das legt nahe, dass die Auswirkungen für ihn als genauso beeinträchtigend wahrgenommen wurden wie seine Sehbehinderung. Paul gibt sich in dem Zitat die Verantwortung für erlebte Einschränkungen und beschreibt seine Transidentität als ein intrinsisches „Handicap“. Er befand sich in einer ‚Zwischenphase‘, da er einerseits nicht als Frau gelesen wurde und andererseits nicht als Mann akzeptiert wurde. Die Einschränkung, die er verspürt, liegt jedoch nicht *in* ihm, sondern an den äußeren heteronormativen Rahmenbedingungen: Binär geschlechtlich markierte Toilettenräume (als auch jegliche Kategorisierung in Männer/Frauen) reproduziert die binäre Geschlechterordnung, verleugnet die Existenz diverser Geschlechtlichkeiten und trägt somit zu einem Einordnungsdruck bei, den Paul empfindet. Die Stelle des Zitats „Jeder Gang zur öffentlichen Toilette wird zum Spießrutenlauf“ verdeutlicht den starken Druck, den Paul empfand, sich einordnen zu müssen. Der Gang zur öffentlichen Toilette während seiner Transition wird durch den Normierungsdruck zu einer großen Belastung und verdeutlicht, wie unwohl sich Paul damit fühlte, nicht entweder als Mann oder Frau gelesen werden zu können. Paul verwendet den Vergleich, er sei „weder Fisch noch Fleisch“:

P: [...] *Weil ich so weder Fisch noch Fleisch war wahrscheinlich für die meisten. [...] Das ist ja irgendwie so ein Alter, wo das sehr relevant ist und die beiden Gruppen nur unter bestimmten Umständen etwas miteinander zu tun haben und überhaupt. Und ich passte eben in beides nicht so richtig rein.* [...] #00:59:02#

Die Wortwahl „weder Fisch noch Fleisch“ verdeutlicht, dass er möglicherweise während seiner Transition keinem der vorgegebenen Geschlechtsrollenbilder entsprach und nicht eindeutig gelesen wurde. Die Irritation, die durch

geschlechtliche Varianz in der Phase der Transition ausgelöst wird, ist oft Anlass für Gewalt. Mit seiner Formulierung übernimmt er die Abwertung durch Dritte. Die Spiegelung ‚weder-noch‘ macht deutlich, wie verunsichert er war. Er traute sich nicht, die Toilette entsprechend seinem selbstbestimmten Geschlecht aufzusuchen, was Ausdruck verinnerlichter Heteronormativität und Transnegativität ist, insbesondere zu den Vorstellungen darüber, wie Männer und Frauen auszusehen haben. Möglicherweise ist es ihm aufgrund dessen möglich, eine gewisse Empathie gegenüber falschen geschlechtlichen Zuordnungen seiner Mitmenschen aufzubringen.

Auf die Frage, wie Sexualität in einem Körper gelebt werden könne, der nicht mit dem eigenen Geschlechtsempfinden übereinstimmt, spricht er kurz über seine Homosexualität. Er habe sich zunächst mit anderen Jungen ausprobiert und gemerkt, dass er sich zu Männern hingezogen fühlt, allerdings nicht im Sinne einer ‚klassischen Mann-Frau Beziehung‘. Ein Mensch, mit dem er eine intime Beziehung hatte, habe sich als schwul definiert:

P: *Ja, das war schon irgendwie auch, ich meine in der Phase war das natürlich teilweise noch Ausprobieren, so generell, aber auch so ein Ding irgendwie, ich hatte halt nur mit Typen zu tun, wenn überhaupt. Und dachte aber schon so: Irgendwie passt dieses hetero, diese klassische, man hat ja auch so ein Bild von der klassischen Mann-Frau Beziehung irgendwie, oder so etwas. Oder zumindest so gewisse, was heißt, ja Klischees und Erwartungen und was es da halt so alles gibt. Und wo ich schon so dachte: Irgendwie passt das nicht. Passt auch nicht zu diesen Beziehungen und auf jeden Fall der eine Kerl, mit dem ich auch sowohl am intensivsten irgendwie so etwas in Richtung Beziehung hatte, definierte sich nämlich selber irgendwie eher als schwul. #00:49:00#*

Die Benennung der ‚Mann-Frau Beziehung‘ und sein Bewusstsein von stereotypen Erwartungen an ‚Männer‘ und ‚Frauen‘, nährt die Vermutung, dass sich Paul in dem binären System verortet und dieses verinnerlicht hat. Die Selbstbeschreibung seines Beziehungsmenschen als ‚schwul‘ spiegelt Pauls männliche Identität und bestätigt so seine Transidentität; daher kann die Wahrnehmung innerhalb dieser Beziehung für ihn identitätsstiftend gewesen sein. Jedoch liegt es auch nahe, dass Paul und sein Freund zu dem Zeitpunkt noch auf der Suche nach ihrer psychosexuellen Identität waren.

Auf die Frage zu Berührungen mit der schwulen Szene in seiner Umgebung erzählte er zunächst von einem Trans*stammtisch, den er einige Zeit besuchte. Er sei, nachdem sein Transitionsprozess abgeschlossen war, wegen terminlicher Schwierigkeiten nicht mehr hingegangen. An der schwulen Szene habe er kein großes Interesse gehabt:

P: [...] Also ich war mal eine Zeit lang hier bei so einem Trans*stammtisch oder Trans*treffen gewesen. Aber irgendwann war ich dann auch an so einem Punkt, ja, wo das bei mir so im Großen und Ganzen einigermaßen abgeschlossen war. Vor allem so vom Kopf her irgendwie. [...] Und ja, dann ist das so ein bisschen im Sande verlaufen und irgendwie, die schwule Community war ich in Marburg nie so richtig drinnen. Weil das, was ich immer mal so gelesen habe in irgendwelchen Broschüren oder so, war jetzt nichts, was mich so richtig angesprochen hat irgendwie. So entweder, ich bin auch nicht so der Partygänger, muss ich ehrlich zugeben. [...] Und dann muss ich, habe ich mir so gedacht: So nötig hast du es jetzt auch nicht, dass du dich da irgendwie rumdrücken musst. Ja, weiß ich nicht. Das hat mich irgendwie nicht so angesprochen. Keine Ahnung. #00:05:11#]

Dass er den Trans*stammtisch nicht mehr besuchte, als er seinen Transitionsprozess „vom Kopf her“ abgeschlossen hatte, verdeutlicht, wie wichtig ihm der Kontakt zu anderen trans* Menschen war und wie sehr er zur Bewältigung seiner psychosozialen Belastung beitrug.

Da Paul Mehrfachdiskriminierung ausgesetzt ist, ist von einer erhöhten Vulnerabilität auszugehen und davon, dass ihm der Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen, die unterstützend wirken könnten, deutlich erschwert wird. Die schwule Community könnte eine bedeutsame Ressource zur Stabilisierung und Wiedererlangung psychischer Gesundheit darstellen. Paul erklärt sein Desinteresse an der schwulen Szene damit, dass er kein „Partygänger“ sei. Gemeinsame Treffpunkte für schwule Männer werden oft stereotypisiert und vor allem im Nachtleben und der „Partyszene“ verortet. Da nur wenige Diskotheken barrierefrei sind, liegt es nahe, dass für Paul die schwule Szene schwer zugänglich war. Paul schreibt sich die Verantwortung zu, nicht in der schwulen Szene vernetzt zu sein, da er kein „Partygänger“ sei. So deutet er den eigentlichen Umstand um, dass ihm der Zugang durch äußere Einflüsse erschwert wird, wie die nicht-barrierefreie Ausrichtung von Diskotheken oder zu wenig Angebote außerhalb der Partyszene. Durch das ‚Reframing‘ erlebt sich Paul weiterhin handlungsfähig.

4.7.8 Reflexion zum Wohnen im Schulinternat

Pauls Erzählungen zur Unterbringung im Schulinternat beziehen sich hauptsächlich auf das Hauptnarrativ zu seiner Transidentität und sind somit stark verwoben mit seinen Erfahrungen, die er als trans* Mann machte. Zunächst erzählt Paul vor allem von Klassenfahrten, die er nach seinem äußeren Coming-out als sehr belastend erlebt habe, da er mit den Mädchen in einem Zimmer untergebracht war, obgleich er in der Schule und im Internat als trans* geoutet war. Die Zuordnung und der Aufenthalt im Zimmer mit den anderen Mädchen beschreibt er als für ihn psychisch belastend. Er habe sich wenig mit dem Verhalten der anderen Mädchen identifizieren können:

P: *Ansonsten haben sich halt manche, ich hatte dann ja irgendwann, ich glaube das entstand auf irgendeiner Klassenfahrt, das war natürlich immer besonders belastend, weil da musste man ja mit den Mädchen auf ein Zimmer. Und dieser ganze Zickenterror, das konnte ich überhaupt nicht leiden, weil ich immer so dachte: „Boah Mädels, wisst ihr was? Geht einfach mal raus auf den Gang, sagt euch einfach mal alles ins Gesicht. Von mir aus schlägt euch auch mal die Fresse ein, aber hinter gebt euch wieder die Hand und alles ist gut [...]“. Und wenn man einmal nur ein bisschen die Nerven verloren hat und irgendetwas gesagt hat, was irgendwem nicht gepasst hat: „Ja, Vertrauen muss sich jetzt erst wieder aufbauen“. Und dies und das. Da haben die daraus ein Trahaba gemacht, wo ich dachte: „Boah, Mädels. Stellt euch mal nicht so an.“ #00:26:57#*

Die Bezeichnung des Verhaltens als „Zickenterror“ legt nahe, dass Paul eine ablehnende Haltung zu dem gewählten Geschlechtsausdruck der Mädchen und der weiblichen Geschlechtsrolle hatte. Möglicherweise ist die Abwertung weiblicher Konfliktlösungsmuster ein Versuch von Paul, sich abzugrenzen.

In angeführtem Zitat unterscheidet er klar zwischen ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ konnotiertem Verhalten und besetzt das männliche Verhalten positiv, indem er eine Alternative zu dem Verhalten der Mädchen aufführt, wie z. B. direkte Ansprache, das direkte Austragen von Konflikten usw., was stereotypisiert als ‚männliches‘ Verhalten gilt. Möglicherweise diene Paul in der damaligen Entwicklungsphase diese Unterscheidung im Verhalten der Jungen und Mädchen für seine männliche Identitätsfindung. Die Erzählungen Pauls‘ legen nahe, dass er sich zum Zeitpunkt

des Interviews mit dem Verhalten der Mädchen nicht identifizieren konnte und verdeutlicht erneut seine eigene Ablehnung weiblicher Anteile, die ihm damals zugeschrieben wurden.

Ihn habe es verstört, dass er zwar verbalisiert habe, kein Mädchen zu sein, darauf allerdings bezüglich der Zimmereinteilung nicht eingegangen wurde:

P: *Vor allem deswegen, weil ich ja da quasi so ein bisschen mit reingeschoben wurde, zumindest äußerlich irgendwie und ... #00:27:46#*

Seine Formulierung „reingeschoben“ worden zu sein, verdeutlicht Pauls Wahrnehmung, in etwas ‚gedrängt‘ worden zu sein; da er sich nicht wehren können, ist er mit Gefühlen von Ohnmacht und Wut konfrontiert. Sein Bemühen, sich von der Kategorie ‚Frau‘ zu lösen, wurde von der Schule konterkariert, da diese sich auf den Personenstand berief und somit organisatorische Freiräume nicht ausschöpfte. Er wurde trotz offengelegter und eindeutiger Selbstbeschreibung nicht als Mann gesehen und gegen seinen dezidierten Willen bei den Mädchen untergebracht. Dadurch konnte er sich nicht als selbstwirksam erleben. Seine Distanzierung von dem Verhalten der Mädchen kann daher auch als eine Coping-Strategie betrachtet werden, sich abzugrenzen und seine männliche Identität zu stabilisieren.

Auch erzählt er, dass die Jugendlichen seiner Schule stark selektiert haben, wer akzeptiert wird und wer nicht. Paul hatte das Gefühl, dass auch die Zimmereinteilung untereinander nach der Einteilung in „cool“ und „uncool“ gemacht wurde, und er zu den Jugendlichen musste, die sozial eher ausgegrenzt waren:

P: *[...] Ich meine es gab immer Leute, die weniger so in dieser Peergroup, oder in dieser, wie das halt in Schulen so ist. Es gibt die coolen und es gibt die uncoolen; und die uncoolen werden dann, auch wenn die sich nicht wirklich leiden können, halt immer zusammen auf ein Zimmer gesteckt. Und da wurde man dann, entweder wurde halt gelost, oder man wurde halt irgendwie abgeschoben zu den Leuten, mit denen sonst keiner auf einem Zimmer sein wollte. #00:28:42#*

Nach Pauls Wahrnehmung wurde er zweimal diskriminiert, zum einen, weil er entgegen seiner geschlechtlichen Selbstbeschreibung bei den Mädchen untergebracht wurde, und zum anderen, weil er zudem mit einer Gruppe stigmatisierter Mädchen, also Mädchen, die als „uncool“ ausgegrenzt wurden, untergebracht war. Es liegt nahe, dass ihn der zusätzliche Ausschluss sehr verletzte; möglicherweise hat er den

Blick derjenigen übernommen, die die Mädchen abwerteten, und beschreibt sie daher gleichermaßen als „uncool“. Mit diesem Perspektivwechsel ist es ihm möglich, sich zumindest virtuell der ‚coolen‘ Gruppe zuzuordnen, was zu einer Stabilisierung seines Selbstwertes beigetragen haben könnte. Auch in diesem Zusammenhang verwendet Paul das Personalpronomen „man“, um Distanz zu den Geschehnissen zu schaffen und sich so zu stabilisieren.

Begründet habe die Schule ihre Entscheidung, Paul mit den Mädchen auf dem Zimmer schlafen zu lassen, mit der noch nicht vollzogenen Personenstandsänderung. Paul wurde zudem nicht die Gelegenheit gegeben, sich zu seiner Geschlechtsidentität zu äußern und diese Entscheidung zu beeinflussen:

P: *Weil es steht ja auf dem Papier noch etwas Anderes, und das muss man als offizielle Schule dann ja so tun, weil, ja, keine Ahnung. #00:29#*

I: *So wurde das begründet Ihnen gegenüber? #00:29#*

P: *Das wurde überhaupt nicht begründet. Da wurde überhaupt nicht darüber diskutiert. [...] #00:30#*

Paul geht in seinen Erzählungen wiederholt auf das Verhalten seiner Mitschüler*innen und Lehrer*innen ein, und auf die damit einhergehende Abwertung, die er wahrnahm. Es sei ihm vor allem um den zwischenmenschlichen Umgang gegangen. Er habe sich mehr Verständnis und Rücksicht gewünscht:

P: *[...] Das ging mir halt mehr so um diesen persönlichen Umgang. [...] Ist das immer so ein bisschen, ja, ich würde jetzt vielleicht nicht sagen ein Schlag ins Gesicht, aber es ist immer irgendwie so etwas, erstens mal, man wird nicht ernst genommen und zweitens, es interessiert sich quasi keiner dafür, wie man sich fühlt oder was man möchte, so. Also auch so ein Stück weit Ignoranz irgendwie. Und auch so eine Machtlosigkeit. Also so, dass man auch nichts tun kann, also das war ja „Friss oder stirb“. #00:53#*

Dass er ein Gefühl von Ohnmacht und Hilflosigkeit verspürte, nährt die Annahme, dass Paul keine Möglichkeit sah, sich gegenüber den Lehrer*innen und Schüler*innen zu behaupten. Möglicherweise fühlte er sich, als hätten formelle Richtlinien der Schule Vorrang gegenüber seinen Bedürfnissen. Die Hilflosigkeit verstärkte in Paul das Gefühl, nicht selbstwirksam zu sein. Er fühlte sich nicht wahrgenommen und

wertgeschätzt und hätte sich mehr Zuwendung gewünscht. Wiederholt schafft er emotionale Distanz durch die Verwendung des Pronomens „man“. Der Ausdruck „Friss oder stirb“ verdeutlicht das Gefühl von Alternativlosigkeit und Verzweiflung, welches zur damaligen Zeit stark zu seiner psychischen Belastung beitrug. Auch nach einiger Zeit sei die Ansprache mit seinem Vornamen den Lehrer*innen schwergefallen. Paul habe wahrgenommen, wer ihn so genannt habe, um ihn zu ärgern, und wer nicht:

P: *Da hätte ich gesagt, dass diese, Entschuldigung, aber dass diese dummen Leute mal ihre Fresse halten und dass diese dummen Lehrer irgendwie es mal auf die Kette kriegen, mich mit einem anderen Vornamen anzusprechen, oder so diese Dinge. [...] Das war viel wichtiger. Das war emotional besetzt. Damit ist man jeden Tag konfrontiert worden. Es hat einem jedes Mal wieder gezeigt: Du bist nicht wer du sein möchtest. Oder: Die anderen stecken dich irgendwo rein, wo du nicht hingehörst. Und bei manchen war es Böswilligkeit, bei manchen nicht, aber trotzdem war es irgendwie immer belastend, und klar hat man das manchmal vielleicht auch höher gehängt, als es eigentlich vielleicht hätte sein müssen oder so [...] #01:07#*

Pauls Beschreibung der Lehrer*innen und Mitschüler*innen als „dumm“ veranschaulicht die Wut, die er dabei verspürte, von ihnen weiterhin als Frau kategorisiert zu werden. Die Verwendung des falschen Pronomens verdeutlicht ihm, nicht als Mann wahrgenommen zu werden; dadurch wird ihm gleichzeitig das Mannsein abgesprochen. Die Sprachgewalt der Anderen lässt ihn sich erneut nicht als selbstwirksam erleben.

Auch habe es mehrere Mitbewohner*innen gegeben, die eine negative Haltung gegenüber seiner Transidentität hatten. Paul erklärt sich deren Verhalten damit, dass diese seine Vulnerabilität in der Transidentität erkannt und genutzt hätten, um ihn zu verletzen. Paul sieht die Ablehnung seiner Transidentität in deren genereller Antipathie ihm gegenüber:

P: *Es gab halt grundsätzlich einige Leute, die mich nicht leiden konnten. Denen hätte ich es aber auch nicht recht machen können. Aber ich meine, man kann ja auch nicht alle mögen. Das ist nun mal so. [...] Kinder und Jugendliche sind nun mal grausam, und die einen werden halt gemobbt, weil sie dick sind, und die anderen werden gemobbt, weil sie sonst etwas haben [...]. Das war bei manchen auch so dieses: Ja, weder Fisch noch Fleisch. Da waren halt auch manche*

Leute dabei, die quasi alles genutzt haben, wo ich so dachte: „Ihr könnt ja ruhig zu mir sagen, dass ihr, dass ich ein Arschloch bin, oder so.“ Damit kann ich ja leben, ja. Darüber kann man ja diskutieren. Aber die haben eben auch, ja, quasi jede Schwachstelle irgendwie ausgenutzt. #00:32:15#

Er sucht eine Erklärung für den Umgang seines Umfelds, und begründet dies damit, dass es ein grundsätzliches menschliches Verhalten sei, Antipathie gegenüber anderen Menschen zu verspüren. Diese Verallgemeinerung dient Paul als Bewältigungsstrategie, die ausgrenzenden Erfahrungen bezüglich seiner Transidentität und seiner Sehbehinderung abzumildern. Erneut wird deutlich, dass Paul die Ursache für Diskriminierungen und Ablehnungen in seinem Sosein verortet sieht, was sich negativ auf seinen Selbstwert auswirkt. Zugleich versucht er, seine Transidentität zu normalisieren, indem er das Mobbing aufgrund dessen mit dem Mobbing wegen anderer Normabweichungen, wie z. B. Dicksein gleichstellt.

Der Konflikt, den er mit sich selbst austragen musste, habe in ihm Unsicherheiten ausgelöst und er habe dadurch Schwierigkeiten gehabt, sich in der Internatsschule zu verteidigen:

P: *Ja, also das war dann natürlich in dem Moment schon, weil man selber auch noch diese gewissen Konflikte irgendwie mit sich austrägt und so viel hat, wo man mit sich selbst unzufrieden ist und so viele Schwierigkeiten im Alltag und überall, dass man immer wieder damit konfrontiert wird, dass, dann kann man da auch nicht darüberstehen und behaupten, ja. #00:32#*

Die von ihm beschriebenen Konflikte beziehen sich auf die eigene Unsicherheit wegen des Normbruchs und des Gefühls, dem von Geburt an wirkenden Normierungsdruck nicht gerecht zu werden. Nicht der Heteronorm zu entsprechen, hat in Paul eine starke Unsicherheit und Unzufriedenheit bewirkt. Seine Schwierigkeit, die an ihn herangetragenen Hürden und Hindernisse zu bewältigen, sieht er in seinem Sosein verortet, nicht jedoch in dem gesellschaftlichen Normierungsdruck. Das heißt, Paul sieht vor allem seine ‚Normabweichung‘ und schreibt dieser seine diskriminierenden Lebenserfahrungen zu. Er verinnerlicht den Normierungsdruck und lässt dabei eine gesellschaftliche Verantwortung außen vor.

Im Vergleich zu den Lehrer*innen habe er sich von den Betreuer*innen im Internat mehr unterstützt gefühlt, da diese nach einer „Gewöhnungsphase“ angefangen haben, ihn mit seinem selbstbestimmten Namen anzusprechen:

P: *Ja und die Betreuer, muss ich sagen, mit denen hat das eigentlich ganz gut funktioniert. Klar war das so ein bisschen Anlauf, erstmal Gewöhnungsphase, sage ich jetzt mal. [...] Aber das ging eigentlich recht schnell, [...], dass sie zumindest den neuen Namen irgendwie benutzt haben, also die Betreuer jetzt. [...] #00:37#*

Die Erfahrung, zumindest von einigen Personen nunmehr in seinem selbstbestimmten Geschlecht wahrgenommen zu werden, kann dazu beigetragen haben, seine geschlechtliche Identität auch vehementer gegenüber seinen Eltern zu vertreten. Das wiederum kann dazu geführt haben, die Konflikte mit seinen Eltern zu verstärken.

Er habe mit den Betreuer*innen des Internats über den Umgang in der Schule gesprochen. Diese hätten es nicht in ihrer Verantwortung/als ihre Aufgabe gesehen, einzuschreiten, da das Internat zwar mit der Schule gekoppelt sei, sie aber bis auf bürokratische Aufgaben nicht anderweitig vernetzt seien:

P: *[...] Frei nach dem Motto: „Nö, mit der Schule haben wir nichts zu tun. Außer, dass wir hier eure Arbeiten unterschreiben und gucken, dass ihr eure Hausaufgaben macht sozusagen.“ [...] #01:02#*

Er hätte sich möglicherweise gewünscht, dass die Betreuer*innen ihn mehr unterstützten bezüglich des Umgangs mit der Schule. Allerdings haben sie während der Konflikte mit seinen Eltern versucht, zwischen ihm und seiner Familie zu vermitteln und zu deeskalieren, was Paul als hilfreich wahrgenommen habe. Außerdem beschreibt er seine Betreuer*innen als ‚Puffer‘ zwischen sich und seinen Eltern. Auch sei es Paul schwergefallen, über seine Gefühle und über emotionale Themen mit seinen Eltern zu sprechen. Es fiel ihm leichter, sich gegenüber den Betreuer*innen zu öffnen:

P: *Also das war vor allem auch so eine Baustelle, wo die zumindest versucht haben, irgendwie zu vermitteln, also einerseits zwischen mir und meinen Eltern. [...] wenn es gewisse Konflikte gab, wo vielleicht andere Jugendliche zu ihren Eltern gehen, oder hätten gehen müssen, hatte ich auch mit meinen Betreuern noch mal so eine Pufferzone, sage ich jetzt mal. Weil nicht alles, was ich meinen Betreuern erzählt habe, sollten meine Eltern wissen [...]. Das war*

dann, also ich war schon ganz froh, weil, ich weiß nicht, ob das auch mit trans zu tun hat, wahrscheinlich, aber vielleicht auch mit anderen Dingen, mit meiner Behinderung und keine Ahnung. Einfach mit mir und meinen Eltern und ich weiß es nicht. Hatte ich schon immer und habe auch immer noch so ein gewisses Problem mit meinen Eltern, über viele emotionale Dinge irgendwie zu reden oder so etwas, und da waren die Betreuer schon irgendwie meistens eher eine Anlaufstelle für mich. Auch wenn die mit meinen Eltern geredet haben, hat das ja nochmal so eine andere Wirkung gehabt. Also jemand, der da vielleicht auch ein bisschen ausgebildet ist. [...] Das hatte vielleicht auch eine gewisse Wirkung, aber ich sage jetzt mal, so richtig entspannt hat sich die Sache mit meinen Eltern dann erst, als ich erwachsen war eigentlich. [...] #00:44:02#*

Das angeführte Zitat verdeutlicht ein enges Vertrauensverhältnis zwischen Paul und seinen Betreuer*innen. Dass er mit ihnen über seine Gefühle sprechen konnte, mit seinen Eltern jedoch nicht, legt nahe, dass das Verhältnis enger war als zu seinen Eltern. Er nahm die Eltern vor allem bezüglich seiner Transidentität als konflikthaft wahr und seine Betreuer*innen eher unterstützend. Das Gefühl, mit seinen Eltern nicht reden zu können, entstand möglicherweise auch dadurch, dass er den Eindruck hatte, seine Eltern durch seine Sehbehinderung schon genügend zu belasten. Durch die Vermittlung zwischen ihm und seinen Eltern nahm er die Betreuer*innen als beruflich kompetent wahr. Es liegt nahe, dass sich Paul als wirkmächtig erlebte und sich bestätigt fühlte, da ihn seine Betreuer*innen in seiner geschlechtlichen Selbstbeschreibung akzeptierten. Durch die Rolle als Fachkräfte war es ihnen möglich, im Konflikt mit seinen Eltern zu deeskalieren. Dass sich die Konflikte erst ganz auflösten, als Paul „erwachsen war“, kann daran gelegen haben, dass er mit Volljährigkeit rechtlich über seine weitere Entwicklung und seine Transition entscheiden konnte.

Besonders bedeutsam in seinem Transitionsprozess sei eine lesbische Sozialarbeiterin gewesen, die während seines Coming-outs die staatliche Anerkennung in seiner Einrichtung machte. Sie habe ihn bestärkt und ihm beispielsweise dabei geholfen, seinen Kleidungsstil zu verändern und anzupassen. Im Sexualkundeunterricht wurde, Pauls Auffassung nach, nicht über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt gesprochen. Informationen zu diesen Themen habe er eher erlangt durch die lesbische Betreuerin und den schwulen Jungen in seiner Klasse:

P: [...] am Anfang, wir hatten im ersten Jahr auch, als ich mein Coming-out hatte, noch die Anerkennungspraktikantin. Die war selber lesbisch und hatte deswegen so gewisse Kontakte in diese queere Szene usw. Die war am Anfang auch noch relativ wichtig für mich, weil die mich so ein bisschen darin bestärkt hat, so mit der, kann ich mich erinnern, war ich z. B. mal dann zusammen meinen Kleiderschrank etwas verändern. (lacht) [...] Ich hatte auch, wie gesagt, eben das Glück, dass der eine aus meiner Klasse, mit dem ich dann eben auch mal so „was hatte“, dass der eben schwul war und da irgendwie ziemlich locker drauf und vielleicht auch, dass wir eben diese Anerkennungspraktikantin hatten, die lesbisch war, und so hat man halt Kontakte irgendwie überhaupt ein bisschen in diese Geschichte gehabt. Und ich dann wie gesagt dann meinen Cousin eben aus meiner Familie. Im Sexualkundeunterricht haben die ganzen Themen, oder wie auch immer, hat es nicht so eine richtige Rolle gespielt. Nicht, dass ich mich erinnern kann, dass das irgendwie mal angesprochen worden wäre. [...] Die kamen eher auf so tolle Ideen wie: Ja, wir teilen uns in Ethik jetzt in Jungs- und Mädchengruppen auf, weil dann kann man ja angeblich da irgendwie besser darüber reden oder so. Und ich habe nur so gedacht: „Boah Leute ey, wollt ihr, dass ich mich erschieße oder was?“ #00:55:53#

Paul beschreibt im angeführten Zitat seine Wichtigkeit einer Vernetzung zur LSBT*I*Q-Community. Es hatte große Bedeutung für ihn, Kontakt mit Freunden, Familie und Bezugspersonen aus der Community zu haben, von denen er Informationen bekam. Möglicherweise nahm er aufgrund dessen den Sexualkundeunterricht nicht als relevant wahr. Er erlebte die Schule eher als sexualpädagogisch unaufgeklärt, indem die Lehrer*innen die Schüler*innen im Sexualkundeunterricht in Mädchen und Jungs trennten. ‚Aufklärung‘ fand für Paul nicht über Lehrinhalte, sondern im Peer-to-Peer Kontext statt. Die Aussage „wollt ihr, dass ich mich erschieße“ verdeutlicht erneut die verursachte psychische Belastung, durch den Einordnungszwang in ein binäres System.

Bezüglich sexualpädagogischer Materialien, wie z. B. Bücher und Flyer, habe es in dem Internat zwar Aufklärungsmaterial zu sexuell übertragbaren Krankheiten und Schwangerschaft gegeben, aber keines zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt:

P: [...] in die Richtung schwul und trans* und sonas war da irgendwie soweit ich mich erinnern kann irgendwie nichts dabei. #01:02:34#

Auf die Frage, ob er mehr Infomaterial als hilfreich angesehen hätte, sagt er, er hätte nicht versucht, sich mit Gewalt in eine weibliche Rolle zu drängen, wenn er frühzeitig mehr Informationen über Transgeschlechtlichkeit gehabt hätte:

I: *Wenn Sie so darüber nachdenken, wäre es möglicherweise hilfreich für Sie gewesen, wenn Sie da Informationen bekommen hätten?*

P: *Bestimmt. Also ich glaube zumindest, dass ich früher mal mich damit beschäftigt hätte und Überlegungen in die Richtung angestellt hätte. Und zumindest diesen großen Fehler nicht gemacht hätte, mit der Holzhammermethode zu versuchen, mich da in irgendeine Rolle reinzupressen [...]*
#00:57:08#

4.7.9 Reflexion des Interviews mit Paul

Paul wurde mit einer Sehbehinderung geboren und hatte schon von klein auf einen erhöhten Unterstützungsbedarf in alltäglichen Lebenssituationen. Er wurde in einer Regelschule untergebracht und hatte einen Integrationshelfer, bis er die Möglichkeit bekam, auf ein Schulinternat mit Spezialisierung für Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung zu wechseln. Im Vordergrund standen dabei bessere Entwicklungsmöglichkeiten hinsichtlich seiner Schulbildung. Möglicherweise unterstützen ihn die Mitarbeitenden der Schule bei seinem Schulwechsel, da die nicht blindengerechte Ausrichtung die angemessene Förderung und Integration von Paul erschwerte. Die neue Schule besuchte er ab der siebten Klasse. Das war auch die Zeit, in der er begann, sich mit seiner geschlechtlichen Identität aktiv auseinanderzusetzen. Er spürte eine Ablehnung/Abweichung zwischen der ihm von seiner Umwelt zugeschriebenen weiblichen Geschlechterrolle und seiner Selbstwahrnehmung als Mann mit einem männlich-konnotierten Geschlechtsausdruck. Paul erzählt, dass er sich bereits im Grundschulalter als männlich gesehen habe und diesen Geschlechtsausdruck auch als Selbstverständlichkeit nach außen getragen habe. Seine Eltern seien seiner ‚habituellen Abweichung‘ liberal begegnet und hätten ihn „machen lassen“; sie vermuteten, dass es sich dabei um eine ‚normale‘ Entwicklungsphase von Kindern handle. Von seinem drei Jahre älteren Bruder und dessen Rolle im familiären Gefüge spricht er nicht. Es ist davon auszugehen, dass Pauls Bedürftigkeit wegen seiner Sehbehinderung möglicherweise bei seinem Bruder den Eindruck hinterließ, weniger elterliche Fürsorge bekommen zu haben.

Dies kann eine konflikthafte Beziehungsdynamik zwischen Paul und seinem Bruder bedingt haben, für die sich Paul möglicherweise verantwortlich sieht und deshalb wenig von ihm spricht.

In dem Interview benutzt Paul für die Beschreibung der Konflikte während seines Coming-outs als Trans* eine stark verallgemeinernde und distanzierende Sprache, die es ihm erlaubt, sich emotional abzugrenzen. Vor allem im Kontext seiner Ablehnungs- und Ausgrenzungserfahrungen durch das Verhalten seiner Eltern und Mitschüler*innen verwendet er sehr häufig das Personalpronomen „man“, um eine emotionale Distanz zu schaffen.

Der konstante Normierungsdruck, dem sich Paul zu seiner Zeit im Internat und während seines Transitionsprozesses ausgesetzt sieht, vor allem durch den Umstand, nicht als Mann gelesen zu werden, hat ihn sehr stark psychisch belastet und ist ein begleitendes Narrativ, welches durchgängig in seine Erzählungen einfließt. Für Paul war es wichtig, sich identitär und geschlechtlich verorten zu können und v. a. von seiner Umwelt eindeutig gelesen zu werden. Nicht in das binäre System zu passen, wurde in seiner Transitionsphase zu einer starken psychischen Belastung. Somit befand sich Paul bei jedem Toilettengang in einer ‚Zwickmühle‘. Von seiner Umwelt nicht als Mann gelesen/akzeptiert zu werden, verunsicherte und belastete ihn sehr. Verstärkt wurde seine Belastung durch Entscheidungen der Schule, ihn vor einer offiziellen Änderung des Personenstandes nicht in seinem selbstbestimmten Geschlecht anzuerkennen und ihn dem weiblichen Geschlecht auch gegen seinen Willen zuzuordnen. Das führte wiederholt zu diskriminierenden und verletzenden Situationen, so beispielsweise die geschlechtsspezifische Trennung der Schüler*innen während des Sexualkundeunterrichts – und seine damit einhergehende zwangsweise Zuordnung zu dem ‚falschen‘ Geschlecht. Die Ablehnungserfahrungen auf der Regelschule und im Schulinternat durch Mitschüler*innen können ebenfalls zu seiner hohen Belastung und zu einer Verstärkung des verspürten Normierungsdrucks beigetragen haben.

Seine wiederholten Bemühungen, sich von der Geschlechtskategorie Frau abzulösen, wurden durch den Normierungsdruck behindert und erschwert. Paul erlebte wiederholt Situationen, in denen er sich nicht selbstwirksam erleben konnte; das kann zu einer starken psychischen Belastung beigetragen und verinnerlichte

Trans*negativität verstärkt haben. Hinzu kam zudem, dass seine Eltern seine Transidentität im Gegensatz zu seiner Sehbehinderung nicht gleichermaßen ‚schicksalhaft‘ begreifen und daher wenig Verständnis und Empathie für Paul aufbringen. Sie vermuten, dass dies eine willentliche Entscheidung sei, die also auch revidiert werden könnte, im Gegensatz zu seiner Sehbehinderung. Die Konflikte mit seinen Eltern sieht Paul alleine in seiner Transidentität begründet.

Die Unterstützung der Betreuer*innen in seiner Identitätsfindung hat ihm möglicherweise die nötige Ressource gegeben, sich gegen die Einstellung der Eltern für eine Transition zu entscheiden. Insgesamt scheint sich Paul von den Betreuer*innen wertgeschätzt und akzeptiert gefühlt zu haben und hatte einen besseren emotionalen Zugang zu ihnen als zu seinen Eltern. Paul versucht, eine emotionale Anbindung an seinen Vater zu erreichen, indem er bestimmte Attribute aufgreift, die mit einer männlichen Geschlechtsidentität verbunden sind: So beschreibt er seine Transidentität als gleichermaßen schicksalhaft wie den Haarausfall bei Männern. Sein Vater geht jedoch nicht auf Pauls Versuche ein, sondern hält an seiner Vorstellung von Familie fest, zu der zwei Kinder, ein Sohn (Erstgeborener) und eine Tochter gehören. Möglicherweise würde mit der Akzeptanz eines geschlechtsvarianten Kindes der Normierungsdruck sichtbar, der auch auf der Familie liegt. Indem der Vater ein traditionelles heteronormatives Familienbild aufrechterhält, kann er den Normierungsdruck verschleiern, der auch auf ihm liegt.

Zur psychosozialen Ressource wurde vor allem auch Pauls Vernetzung in die Community, beispielsweise durch die lesbische Anerkennungspraktikantin, die ihn dabei unterstützte, einen eigenen Geschlechtsausdruck zu finden, und ebenso durch den Trans*Stammtisch, den er in der Phase der Identitätsfindung besuchte. Auch scheint für seine Identitätsfindung die Beziehung zu einem Jungen, der sich als ‚schwul‘ beschrieb, bedeutsam zu sein, da Paul somit erstmals auch als männlich gespiegelt wurde.

Von Bedeutung ist auch die intersektionale Verschränkung von Diskriminierungserfahrungen durch Sehbehinderung, Transgeschlechtlichkeit und Homosexualität. Paul spricht kaum über seine Homosexualität oder Sehbehinderung. Mögliche Ausgrenzungserfahrungen, insbesondere in der schwulen Community, führt er auf sein Sosein zurück, nicht jedoch auf eine fehlende Zugänglichkeit für

Menschen mit einer Behinderung oder Beeinträchtigung. Paul sieht vor allem sich in der Verantwortung oder ‚Schuld‘, d. h. er individualisiert seine diskriminierenden Erlebnisse. Das lässt vermuten, dass er Trans*negativität verinnerlicht hat und diese nach wie vor nicht bearbeitet ist. Paul vermittelt den Anschein, dass Diskriminierungserfahrungen ein Teil seines ‚Fatum‘ sind, welches eng mit seiner Transidentität verknüpft ist. So wie er diese als ‚schicksalhaft‘ wahrnimmt, sind die damit einhergehenden Diskriminierungen gleichermaßen Teil dieses ‚Schicksals‘.

4.8 Max (29 Jahre alt, schwul, Careleaver, PoC)

4.8.1 Aktuelle Lebenssituation von Max

Max hat eine sozialpädagogische Ausbildung abgeschlossen und arbeitet in der Jugendhilfe. Er hat zwei Brüder, einen drei Jahre älteren Bruder und einen jüngeren Bruder. Die Eltern sind geschieden, leben aber in derselben Stadt.

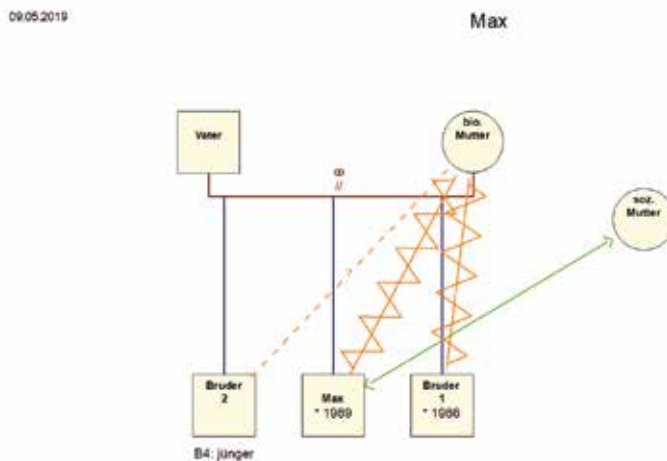
Die Jahre von seinem sechzehnten bis neunzehnten Lebensjahr erbrachte er in einer Einrichtung der Jugendhilfe. Er ist eine ‚Person of Colour‘ und in einem Stadtteil aufgewachsen, den er als ‚Brennpunkt-Viertel‘ beschreibt. Max erzählt, dass er erst sehr spät in die Wohngruppe gekommen sei, obgleich das Jugendamt schon länger eingeschaltet gewesen sei und er die Möglichkeit gehabt habe, anderweitig untergebracht zu werden. Allerdings wollte Max seine Familie zu dem damaligen Zeitpunkt noch nicht verlassen:

M: *War ich lange noch zu Hause, weil es irgendwie auch der Antrieb war, das Zuhause auszuhalten ist, ist ja die Familie, also [...]. Es Zuhause auszuhalten, weil, es ist die Familie und ich wollte da nicht raus, weil, man liebt ja trotzdem seine Familie, trotz allem was einem manchmal zustoßt.*
#00:07:05#

Die Umschreibung seiner Situation als ‚aushaltbar‘ offenbart Max‘ ambivalente Haltung hinsichtlich seiner Herkunftsfamilie: Zum einen relativiert er die Intensität und Häufigkeit der Geschehnisse und zum anderen mildert er deren Einwirkung auf seine physische und psychische Gesundheit ab, so dass diese eben noch ‚auszuhalten‘ gewesen seien. Diese Wirklichkeitskonstruktion ermöglicht es ihm, seine prekäre Lebenssituation derart abzumildern, dass er keine Schritte unternehmen muss, die ggf. zu einer Fremdunterbringung geführt hätten. Als Grund für seine Sichtweise

auf die schwierige familiäre Situation gibt er an, dass „man“ seine Familie liebe. Diese Formulierung weist auf eine mögliche soziokulturelle Verankerung des hohen Stellenwerts von Familie hin, dem er sich verpflichtet sieht. Allerdings kann seine Beschreibung auch als Ausdruck einer Gewaltdynamik gelesen werden, in der das Opfer die Täter*innen schützt, da sich in diesem Kontext auch Abhängigkeiten manifestieren, die ihren Ausdruck in einer entschuldigenden oder abmildernden Sicht auf gewalttätige Übergriffe finden können. Letztendlich wandte Max sich mit 16 Jahren an das Jugendamt. Da seine Familie bereits Maßnahmen der Jugendhilfe erhielt und eine Inobhutnahme wegen Kindeswohlgefährdung nunmehr im Raum stand, wurde er sofort untergebracht.

Abbildung: Genogramm Max



Max beschreibt sich als introvertierten Jungen, der sich gerne in die Welt der Mangas und Animees zurückgezogen habe. Dem gegenüber habe sein jüngerer Bruder Fußball in einem Verein gespielt und sei viel außer Haus gewesen. Dies hätte eher den Vorstellungen seiner Mutter entsprochen als seine Lebensweise:

M: *Und man hat mir damals auch schon angemerkt, sei es drum, dass ich mich vielleicht femininer verhalten hatte, dass ich weibliche Freundinnen viele hatte, dass mich andere Themen interessiert hatten. Und da geht es jetzt nicht nur um, da geht es jetzt nicht drum, dass ich vielleicht auch mal mit einer Gruppe gespielt habe, ich war allgemein anders in der Familie. Dann bin ich noch das Zockerkind, das sich mit Mangas und Animes auseinandersetzt. Also ich war der Seltsame. Eine sehr introvertierte Person, während mein kleiner Bruder ziemlich immer raus und laut und mit allen in Kontakt war und da im Fußballverein. Ich war wirklich so der kleine, in sich zurückgezogene Max und habe halt dafür auch echt viel, viel Spott von der Familie immer bekommen. Also auch von meiner lieblichen Mutter. #00:13:13#*

In dem angeführten Zitat stellt Max eine Verknüpfung zwischen seiner damals noch verdeckten homosexuellen Orientierung und seiner Lebensweise her, so habe er zahlreiche Freundinnen gehabt und sich für „andere Themen“ interessiert. Diese Themen seien unter anderem Mangas und Animes gewesen, die er offenbar nicht mit dem ‚üblichen‘ Verhalten von Jungen in seinem Alter verbindet. In zahlreichen Mangas und Animes werden fluide Geschlechtergrenzen gezeichnet, so dass er sich möglicherweise auch über diese Darstellungen an seine sexuelle Orientierung annähern konnte. Auch hat sein Kontakt zu „vielen“ Mädchen zwei Facetten: Zum einen kann deren Anwesenheit dazu beitragen, seine Homosexualität zu verbergen, zum anderen können sie seine als ‚weiblich‘ gelesenen Anteile spiegeln und bereichern. Entgegen der Selbstrepräsentation von Max verkörperte sein jüngerer Bruder die heteronormativen Vorstellungen darüber, wie ein Junge zu sein hat, indem er Fußball spielt und viel außer Haus ist. Max führt sein ‚Anderssein‘ vor allem auf seine latente Homosexualität zurück. In seine Ausgrenzungserfahrungen oder in seine Erfahrung von ‚Anderssein‘ fließen allerdings auch milieuspezifische Faktoren und der Umstand, dass Max eine ‚Person of Colour‘ ist, ein. Die Beschreibung seiner Familie legt nahe, dass diese dem ‚prekären Sinus-Milieu‘ zugeordnet werden kann. Die gesellschaftliche Strukturierung im Sinus-Milieu basiert auf einer Werte-Gemeinschaft. In den einzelnen Milieus finden sich also Menschen, die eine ähnliche Grundorientierung und Werte teilen, ebenso einen ähnlichen Lebensstil. Im ‚prekären Milieu‘ sind Menschen mit starken Zukunftsängsten und Ressentiments; hier finden sich auch häufiger sozial benachteiligte Menschen, die nur geringe Aufstiegschancen

haben und eine eher reaktive Grundhaltung aufweisen. Viele Zugehörige haben ein konservatives Bild von Ehe und Partner*innenschaft, was auch traditionelle Vorstellungen zu Mannsein und Frausein beinhaltet.

M: *Ja und wir waren da schon sehr bekannt, oder auch verrufen, weil, also (Pause 3 Sek) um es kurz zu fassen, meine Familie war eine sehr laute, auffällige Familie. Meine leibliche Mutter war sehr laut und auffällig. Und ich bin halt groß geworden mit sehr viel körperlicher und auch psychischer Gewalt mir gegenüber. Aber irgendwie war es für mich, so seltsam das klingt, es hat sich normal angefühlt. So bin ich groß geworden und es ist normal, dass ich in dieser Situation bin. Bis ich dann mehr und mehr durch, auch so die Mittelstufe und durch Vergleich mit anderen Leuten, die nicht im [Brennpunkt-Viertel] wohnen, gemerkt habe, das ist gar nicht normal. So sollte es nicht sein. Und ja, dann bin ich halt mit 16 nach vielen Dingen, die schon passiert sind, da ist wirklich viel Zeit noch im Sand verlaufen, bin ich, ne kurz vor 16 sogar, mit 15, schon mal beim Jugendamt gewesen. #00:08:35#*

Max erzählt, dass er von seiner leiblichen Mutter physisch und psychisch misshandelt worden sei. In dem angeführten Zitat wird ebenfalls deutlich, dass er die gewalttätigen Verhältnisse verschleierte auch aus Scham gegenüber Dritten: Seine Familie sei „bekannt“, „verrufen“, „laut“ und „auffällig“ gewesen. Das Offenlegen der Gewaltausübung der Mutter hätte dazu beitragen können, den negativen Ruf zu verstärken und Vorurteile zu bestärken. Indem Max das gewalttätige Verhalten seiner Mutter verschleierte, schützt er diese und hofft zu bewirken, dass der Ruf der Familie nicht weiter belastet wird. Auch habe er die Gewalt lange als ‚normal‘ erachtet, da er keine Vergleichsmöglichkeiten hatte, die korrigierend auf seine Wahrnehmung hätten einwirken können. Erst mit Eintritt in die Sekundarstufe I, d. h. mit Eintritt in die neunte Klasse, hätte er die Möglichkeit gehabt, andere als das von seiner Mutter verwirklichte gewalttätige Erziehungskonzept kennenzulernen und so seine Wahrnehmung zu modifizieren.

Da die Mutter gegenüber Max sowohl physisch als auch psychisch wiederholt gewalttätig geworden war, kann Max' Erklärungsmuster vor dem Hintergrund von Abhängigkeitsstrukturen im Kontext von familialen Gewaltstrukturen betrachtet werden. Es findet eine Normalisierung der Gewaltausübung statt, nicht nur, weil diese wiederholt auftritt, sondern weil es ihm an einem Korrektiv ermangelt, welches verdeutlicht, dass das gewalttätige Verhalten nicht der Norm entspricht.

Dadurch bleibt dem betroffenen Kind nur die Möglichkeit, die erfahrene Gewalt in die eigene Lebenswelt zu integrieren und zu normalisieren.

M: [...] *Ich hatte Freunde, auch ältere, erwachsene Freunde um mich herum, die so ein bisschen, also unsere Nachbarn haben sehr stark gesehen, wie es uns Kindern geht. Und da hatte ich so einen kleinen Unterstützergkreis, Leute, die mir helfen wollten. Ich wollte es aber nie annehmen, weil ich das Gefühl hatte, ich stell damit meine Familie bloß. Und es war mir schon peinlich genug, dass alle wissen, was bei uns passiert.* #00:09:00#

Max' Erzählung legt nahe, dass das gewalttätige Handeln der Mutter von Personen aus dem sozialen Nahraum wahrgenommen worden war und versucht wurde, die Kinder zu schützen. Da sich Max jedoch für seine Familie schämte, verdeckte er zahlreiche Geschehnisse und konnte die angebotene Hilfe nicht annehmen. Sein Schamgefühl, welches sich auch in der Formulierung „peinlich“ offenbart, zeigt zudem, dass ihm bewusst war, dass das Verhalten seiner Mutter nicht den vorherrschenden Normen, Werten und Verhaltensweisen entsprach. Auch das Verhalten der Nachbarn gegenüber den Kindern dürfte diese Wahrnehmung bestärkt haben. Die Normabweichung führte allerdings vor allem dazu, dass die Familie sich stark nach außen abgrenzte. Max' Erzählung, einerseits das gewalttätige Verhalten seiner Mutter als „normal“ zu betrachten und andererseits keine Hilfe annehmen zu können, verweist auf Abhängigkeitsstrukturen innerhalb eines gewalttätigen Gefüges, in dem sowohl Täter*in als auch Opfer derart in ihren Rollen ‚gefangen‘ sind, dass alle das Gefüge stabilisieren und darin verharren.

Als jedoch sein älterer Bruder auszog, wurde Max noch häufiger als vorher misshandelt, so dass die familiäre Situation für ihn nicht länger aushaltbar war. Daher wandte er sich an seinen älteren Bruder mit der Bitte, ihn bei dem Gang zum Jugendamt zu begleiten.

M: *Und ich bin dann mit 15, in Begleitung meines großen Bruders hingegangen, weil, der ist drei Jahre älter. Der ist mit 18 ausgezogen, da habe ich gemeint: „[Name], geh doch mit mir hin. Ich will hier raus, das geht nicht mehr.“ Und seitdem er ausgezogen war, wurde es noch schlimmer. Also wir sind drei Brüder. Mein großer, mein kleiner und ich, und nachdem er ausgezogen war, war ich das Kind, das so den alleinigen Frust abgefangen hat, sagen wir es mal so. Der jüngere war immer das Nestbäckchen. Dann habe ich natürlich meinen Bruder mobilisiert und drum gebeten, dass wir zusammen hingehen, was darin endete, dass ich dann mehrere Wochen bei meinem Bruder*

gelebt habe, weil das Jugendamt mich noch nicht ganz aus der Familie rausnehmen wollte. Und sie der Meinung waren, wenn ich bei meinem Bruder erstmal bin, beruhigt sich vielleicht die Situation und dann soll ich zurückgehen und gucken, wie es wird. Das habe ich dann auch gemacht, und war dann mit 15 wieder halt zurück, und dann wurde es nur noch schlimmer, es ist total eskaliert.
#00:09:48#

Mit dem Auszug des älteren Bruders veränderte sich das Familiensystem dahingehend, dass Max verstärkt zum Ziel der Gewaltausübung seiner Mutter wurde. Da Max seinen älteren Bruder um Hilfe bittet, kann vermutet werden, dass dieser zuvor eine beschützende Rolle gegenüber seinen Brüdern innehatte. Weil diese durch seinen Auszug entfallen ist, war Max nunmehr der Gewalt seiner Mutter offen ausgesetzt. Nachdem Max sich an das Jugendamt gewandt hatte, übernahm der ältere Bruder erneut seine beschützende Funktion und nahm seinen jüngeren Bruder für mehrere Wochen auf. Nach Max' Rückkehr in die mütterliche Wohnung eskalierte die Situation und die Misshandlungen nahmen an Häufigkeit und Schwere zu. Schließlich fürchtete Max um sein Leben und flüchtete mit wenigen Habseligkeiten aus der Wohnung:

M: *Also die letzte Begegnung, da stand mir dann meine eigene Mutter mit einem Messer gegenüber, und da gebe ich auch jetzt nicht zu sehr darauf ein, da gab es viele nicht schöne Situationen, und dann bin ich, bin ich abgehauen. Alles genommen, was ich greifen konnte, habe es rüber gebracht zu damals einer befreundeten Familie, jetzt sehe ich sie selbst als meine Familie an. Habe mein Zeug dort abgestellt und gesagt: „Hier [Name]...“, so heißt die Mutter der Familie, „Ich bunkere jetzt erstmal hier mein Zeug, mach dir keine Sorgen, ich melde mich.“ Und bin dann auch wirklich am Tag drauf wieder zum Jugendamt gegangen. Und die kannten mich schon, die hatten die Akte meines großen Bruders und inzwischen auch durch vereinzelte Nachbarn und so, sie haben sich mal informiert im Umkreis. Wie es wirklich ist, und als ich dann das zweite Mal beim Jugendamt war, kam ich noch am selben Tag in eine Wohngruppe. Da wurde, da haben sie dann sofort reagiert. [...] Und bin abends dann mit allem, was ich noch so greifen konnte, in eine Wohngruppe gezogen.*
#00:11:11#

Max erzählt, dass er seine Habseligkeiten bei einer befreundeten Familie unterbrachte, allerdings dort nicht verblieb. Möglicherweise war ihm das Risiko zu groß, dass seine Mutter ihn dort auffinden könnte. Am darauffolgenden Tag wandte er sich erneut an das Jugendamt, woraufhin eine sofortige Inobhutnahme erfolgte. In seiner Erzählung wird nunmehr offenbar, dass sein älterer Bruder bereits Jugendhilfe erhielt; das

kann es den Fachkräften erleichtert haben, die familiären Umstände von Max zu erfassen und die notwendigen Schritte einzuleiten. In dem angeführten Zitat wird des Weiteren deutlich, dass auch Personen aus der Nachbarschaft um das Wohl der Kinder besorgt waren und sich daher an das Jugendamt gewandt hatten. Zudem war es Max möglich, in einer anderen Familie Schutz und Unterstützung zu erhalten. Nach Max' Beschreibung der Gewaltdynamik kann eine Eskalation über einen längeren Zeitraum hinweg angenommen werden, die selbst das soziale Umfeld veranlasste, das Jugendamt einzuschalten. Auch Max sah nunmehr sein Leben bedroht. Es war ihm nicht länger möglich, dieses Ausmaß an Gewalt in seine Lebenswirklichkeit zu integrieren und zu normalisieren.

Schließlich legt das Zitat nahe, dass er sich inzwischen emotional von seiner leiblichen Mutter losgelöst hat und diejenige Familie, die ihm Schutz und Unterstützung gewährte, nunmehr als Wahlfamilie erachtet. Obgleich er seinen jüngeren Bruder als „Nesthäkchen“ beschreibt, bleibt offen, ob die Gewaltdynamik nach Auszug von Max gegenüber seinem jüngeren Bruder fortgeführt wird.

4.8.2 Geschlechtliche Selbstbeschreibung und Coming-out von Max

Max erzählt vom Prozess seines Coming-outs, wobei das innere Coming-out im Vordergrund steht. Sein äußeres Coming-out, einhergehend mit dem Ablegen der Verunsicherung hinsichtlich seiner sexuellen Orientierung, hatte er mit achtzehn Jahren. Zu diesem Zeitpunkt befand er sich in einer betreuten Wohneinrichtung, hatte aber bereits eine eigene Wohnung, in der er seine Selbstständigkeit erproben konnte.

M: *Und, aber ich wusste schon früh, dass ich zumindest auch Interesse an Männern habe. Das war, also ich hatte Freundinnen, sogar bis ich, ich glaube meine letzte hatte ich mit 17 und habe auch sexuelle Erfahrungen mit Frauen gesammelt, habe aber gleichzeitig, so ab 14, dann auch die ersten Kontakte, also sexuellen Kontakte mit Männern gehabt, mit Jugendlichen, ja, Jugendliche waren die. Waren auch noch keine Männer. (lacht) #00:14:40#*

Max erzählt, dass er in der Phase seines inneren Coming-outs sexuelle Erfahrungen mit gleichaltrigen Jungen und Mädchen gemacht habe. Seine Verunsicherung hinsichtlich seiner sexuellen Orientierung ist in der Normabweichung begründet, die mit seiner Zugewandtheit für Jungen einhergeht. Daher kann vermutet werden,

dass die sexuellen Kontakte sowohl zu Männern als auch zu Frauen nicht alleine einer pubertären Erprobungsphase zugeordnet werden können, sondern auch dem (unbewussten) Anliegen, heteronormative Erwartungen zu erfüllen.

M: *Also ich habe für mich darüber nachgedacht, aber, also auch schon, mir war schon früh bewusst, dass ich da, ich hasse es immer zu sagen anders, weil für mich ist es normal, ich... [...] von der Norm abweichend in dem Moment bin. Das war mir auch schon früh klar, nur ich wäre nie auf die Idee gekommen, das zu sagen, weil, ich wurde ja eh schon als Schwuchtel und Sonstiges bezeichnet. Und wollte dem ganzen nicht auch noch Recht geben, so nach dem Motto. In dem Milieu, wo ich groß geworden bin ... wollte ich dann nicht auch noch der geoutete Homosexuelle sein, weil ich so schon genug, ja, erniedrigt wurde. Das, ich wusste, wenn ich das jetzt noch raushaue, dann, dann hören sie gar nicht mehr auf. #00:14:08#*

Max wurde von anderen als „Schwuchtel“ bezeichnet. Dieses Derogativ bezieht sich dabei nicht notwendigerweise auf seine vermutete Homosexualität, sondern wird als Schimpfwort zur Herabsetzung von Männlichkeit angewendet. Das legt nahe, dass Max nicht heteronormativen Vorstellungen von Männlichkeit entsprach, was zu Mobbing-Verhalten andere Jugendlicher geführt haben könnte. Er vermutet, dass sich mit seinem Coming-out diejenigen, die ihn mobbten, in ihrem Verhalten legitimiert sähen, d. h. ihr diskriminierendes Verhalten als gerechtfertigt erachten könnten. Seine Homosexualität nicht zu benennen und zu verbergen, ist daher eine Überlebensstrategie gegen Mobbing und Diskriminierungen wegen der sozialen Herkunft und einem von der Heteronorm abweichenden Männlichkeitsbild. Anhand des angeführten Zitats wird die Wirkmächtigkeit der Verwobenheit verschiedener Diskriminierungsebenen deutlich: Das Erleben von Diskriminierungen (Erniedrigungen) und Stigmatisierungen wegen der sozialen Herkunft hindert Max daran, seine Homosexualität zu benennen und für ihn so erlebbar zu machen. Er befürchtet, dann weitere, zusätzliche Diskriminierungen zu erleben und vorhandene Vorurteile zu bestätigen.

Sein äußeres Coming-out hatte Max, als er im Rahmen der Jugendhilfe in einer Wohnung lebte, in der er zwar noch betreut wurde, aber seine Selbstständigkeit erproben konnte.

M: *Ja, Ja, das Coming-out hatte ich endgültig mit 18. Da wurde ich auch noch betreut, habe aber schon in einer eigenen Wohnung gelebt und hatte so für mich mein, mein Zuhause, mein Ruhepunkt*

gefunden. Und habe mich einfach sicher gefühlt, weil, das war das Gefühl, was ich halt in meiner Familie nicht hatte. Ich habe mich sicher gefühlt. In meiner Familie war halt, also wie schon vorher gesagt, viel psychische und physische Gewalt, und da wurde ich von Kindheit auf schon wegen allem Möglichen beleidigt und erniedrigt. #00:12:29#

Er erzählt, dass er in seiner Herkunftsfamilie aufgrund der psychischen und physischen Gewalt eben jenes Gefühl von Sicherheit und Schutz nicht hätte aufbauen können. In der Wohnung, in der er alleine wohnte, war es Max möglich, ein solches Gefühl zu entwickeln, so dass er schließlich seine Homosexualität offen benennen und auch für sich erlebbar machen konnte. Anhand dieses Zitats wird auch deutlich, dass er auch mögliche Diskriminierungen durch die Peers in der betreuten Wohneinrichtung antizipierte und daher erst den Schritt nach außen ging, als er alleine wohnte.

4.8.3 Max' Reflexion seines Lebens im Heim

Max kam mit 16 Jahren in eine betreute Wohngruppe, in der er bis zu seinem 18ten Lebensjahr blieb. Anschließend kam er in das ‚außenbetreute Wohnen‘, in dem er noch ein weiteres Jahr betreut wurde.

M: *Ja, es gab ein Punkt, an den erinnere ich mich immer noch, als wäre er gestern gewesen. Also ich bin ja mit 16 in die betreute Wohngruppe. Da habe ich auch bis zu meinem 18ten Lebensjahr gelebt und wurde dann verselbstständigt halt in ein außenbetreutes Wohnen. Dann wurde ich noch bis knapp zu meinem 19ten Lebensjahr mitbetreut, aber nur noch flexibel. [...] #00:16:38#*

Max beschreibt nachfolgend das Verhältnis zu seinem Betreuer als zentral für die innere Auseinandersetzung mit seiner Homosexualität. Dieser habe ihn in einem Vier-Augen-Setting darauf angesprochen:

M: *Und ich weiß noch, ich saß in der Küche, war so ein Ritual, wenn ich nach der Schule heimkomme, klar erstmal Mittaggeessen, dann saß ich meist noch ganz lange in der Küche, hab mich mit der Hauswirtschaftskraft unterhalten und noch mit einem anderen Betreuten. Und irgendwann war ich mit dem [Name Betreuer] alleine, und er hat mich nur angeschaut und meinte so aus dem Nichts, nachdem wir auch schon uns besser kennengelernt haben: „Max, darf ich dich was fragen?“ Und ich so: „, [Name Betreuer], du kannst mich alles fragen, ich gucke halt, ob ich antworte.“ Und dann meinte er so (Pause 3 Sek): „Wie ist denn das so? Magst du eber nur Frauen?“, weil ich ja noch Freundinnen hatte, „Oder kannst du dir auch vorstellen, etwas mit Männern zu haben?“ Da habe*

ich ihn angeguckt und in dem Moment ganz simpel geantwortet mit: „, [Name Betreuer], ich weiß es nicht.“ Und habe dann vor mich hin gelächelt und dachte so: „Naja, wenn ich, ich mache für mich meine Erfahrungen und ich würde es ihm auch jederzeit sagen.“ Allein, er hat ganz offen und langsam mich da ran geführt und einfach gefragt: „Könntest du dir das vorstellen?“. Und ich sagte einfach nur: „Ich weiß es nicht.“ Und dann war das in Ordnung so, dann ist er nicht weiter auf das Thema eingegangen fürs Erste. #00:18:31#

Nachfolgend habe der Betreuer ihm Türen weit geöffnet, sich mit der Möglichkeit auseinanderzusetzen, schwul zu sein: So habe der Betreuer ihm erzählt, dass er Homosexualität als eine ‚normale‘ sexuelle Variante erachte und auch schwule Freunde habe.

M: *Hat dann aber so im Laufe der Zeit mir z. B. auch von Freunden von sich erzählt, die homosexuell geoutet leben, und da habe ich dann gemerkt, ich kann mich bei dem Thema bei ihm öffnen, weil er hat Erfahrungen mit solchen Männern in seinem Umfeld und er sieht diese Menschen als ganz normale Männer und Freunde an, also würde er mich nicht verurteilen, wenn ich genauso wäre. Und das hat es mir sehr viel leichter gemacht, mich dann ihm gegenüber auch zu öffnen. #00:18:57#*

Indem der Betreuer Homosexualität normalisiert, kontrastiert er Max' Erfahrungen und Befürchtung, weitere Stigmatisierung und Abwertung zu erfahren. Zugleich verdeutlichen die Formulierungen, „solche Männer“ und „ganz normale Männer“, dass Max die Abwertung seiner Homosexualität inzwischen verinnerlicht hatte und sein Schwulsein nicht als ‚normal‘ betrachtete. Die Normalisierung von Homosexualität durch den Betreuer ermöglicht es daher Max, sich mit seiner sexuellen Orientierung aktiv auseinanderzusetzen. Auch wird ihm durch das zugehende Verhalten des Betreuers vermittelt, dass er in diesem einen Gesprächspartner hat, der ihn in seiner Selbstfindung unterstützt.

Max erzählt weiterhin, dass er mit 19, als er in der eigenen Wohnung lebte, seinen ersten Freund hatte und sich anschließend auch in seinem Freundeskreis outete. Nicht alle seiner Freunde* hätten sein Coming-out positiv aufgenommen, woraufhin Max diese Freundschaften aufgelöst habe.

M: *[...] Das war dann auch so, also ab 16 habe ich mich dann immer mehr damit für mich auseinandergesetzt, wie, wie will ich sein? [...] Und als ich mit 18 meine eigene Wohnung hatte,*

hatte ich so für mich den Raum gefunden zu sagen: „Okay und jetzt machst du was du möchtest.“ Und bin dann auch mit 19 mit meinem ersten Freund zusammengekommen, also so richtig offiziell. Ja. Hatte mich geoutet vor meinen Freunden und (Pause 3 Sek) achtzig Prozent meiner Freunde haben es gut aufgenommen. Wer es nicht gut aufgenommen hatte, war einfach nicht mehr mein Freund. So simpel habe ich es in dem Moment gesehen, weil ich zu viel durchgemacht habe, als dass ich mich danach noch hätte richten wollen. Ich habe endlich den Punkt in meinem Leben gefunden, dass ich für mich frei leben konnte. Joa, mein Betreuer hat einfach nur gelacht, hat gesagt: „Max, da ist nichts, was ich nicht schon wusste, aber schön, dass du es endlich sagen kannst.“ #00:20:32#

In der Erzählung von Max über sein Coming-out wird deutlich, dass seine Selbstfindung und damit einhergehend seine sexuelle Orientierung nunmehr einen hohen Stellenwert in seiner Persönlichkeitsentwicklung einnehmen. Im Gegensatz zu früher stellt er nicht länger seine eigenen Bedürfnisse zurück, um sich oder die Herkunftsfamilie zu schützen. Seine Beschreibung, jetzt „frei leben zu können“, verweist auf eine neu gewonnene psychische Stabilität, die es ihm erlaubt, zu seiner Homosexualität zu stehen und sich von Menschen, die ihm nicht wohlgesonnen sind, zu lösen. Mit dem Coming-out hat eine Selbstvergewisserung stattgefunden, die auch seine psychische Widerstandsfähigkeit gestärkt hat. In der retrospektiven Betrachtung seines Lebensweges beschreibt Max sein vorheriges Leben als überaus belastend, er habe viel „durchgemacht“. Max lernte, nicht allzu viel von seiner Persönlichkeit zu offenbaren, um Mobbing und Diskriminierungen zu vermeiden; auch verschleierte er das gewalttätige Verhalten seiner Mutter, damit Dritte sich nicht in ihren Vorurteilen bestätigt sahen. Da er sein Verhalten und Sein vor allem im Spiegel Dritter sah, antizipierte er mögliche Bedrohungen, allerdings zu Lasten seiner Persönlichkeitsentwicklung. Zentraler Faktor für Max' Persönlichkeitsentwicklung im Kontext der Fremdunterbringung scheint die affirmative Haltung seines Bezugsbetreuers zu sein, die es Max erlaubte, sich in seinem Schwulsein anzunehmen und Akzeptanz und Wertschätzung von anderen einzufordern. Allerdings ist sich Max auch dessen bewusst, dass die affirmative Haltung seines Bezugsbetreuers nicht von allen Mitarbeitenden geteilt wurde:

M: *Ich glaube auch nicht, dass das so üblich war. Er war auch die erste Person, die mir mit so viel Offenheit begegnet ist. #00:23:07#*

In der Beschreibung seines Heimaufenthalts hebt Max wiederholt das dyadische Betreuungsverhältnis hervor. Demgegenüber berichtet er sehr wenig über sein Verhältnis zu den anderen fremduntergebrachten Jugendlichen, wobei seine diesbezüglichen Erzählungen eher ‚nebensächlich‘ erscheinen: So habe er sich beispielsweise in der Küche nach der Schule mit den anderen Betreuten und der Hauswirtschaftskraft unterhalten. Max‘ Erzählungen lassen vermuten, dass er befürchtete, auch in der betreuten Wohneinrichtung von den anderen betreuten Jugendlichen wegen seines ‚Andersseins‘ in soziokultureller und geschlechtlicher Hinsicht ebenso gemobbt und herabgesetzt zu werden, wie er es bereits erlebt hatte. Daher liegt es nahe, dass er auch während dieser Zeit mögliche Abwertungen antizipierte und seine Homosexualität verschleierte bzw. verdrängte. Erst als er alleine wohnte, hatte er einen sicheren Raum gefunden, sich mit diesen Anteilen seines Soseins auseinanderzusetzen. Der Umstand, im Gruppenbezug des betreuten Wohnens mögliche Herabsetzungen zu antizipieren und daher bestimmte Aspekte des eigenen Soseins zu camouflieren, kann zu der besonderen Bedeutung, die das dyadische Betreuungsverhältnis für Max hatte, beigetragen haben. Insbesondere, da die affirmative Haltung seines Bezugsbetreuers Max erlaubte, sich als ‚normal‘ zu erleben und er die Erfahrung machen konnte, ungeachtet seiner Verschiedenheit wertgeschätzt und unterstützt zu werden. Die hervorgehobene Rolle des Betreuers in Max‘ Entwicklung und Leben legt nahe, dass dieser auch eine Vaterrolle innehatte: Max wuchs zuvor in einem alleinerziehenden Haushalt mit einer gewalttätigen Mutter auf. Es kann vermutet werden, dass Max sich einen anwesenden Vater wünschte, der befriedend auf die Mutter hätte einwirken können und der seiner sexuellen Orientierung nicht feindselig gegenübergestanden hätte. Diese Eigenschaften findet er nunmehr in seinem Betreuer.

Weiterhin hebt Max das sexualerzieherische Wirken seines Bezugsbetreuers hervor:

M: [...] Der [Name Betreuer] ist halt als mein Bezugsbetreuer mit dem Thema auf mich zugegangen. Er hat auch mit mir über sexuelle Erkrankungen, Verhütungen und all so etwas gesprochen. Und das ist aber wirklich durchgehend eine Haltungssache für mich mehr. [...] #00:27:24#

In dem Zitat führt Max die Herangehensweise seines Betreuers, sexualerzieherische Themen aktiv aufzugreifen, vor allem auf dessen individuelle Haltung zurück und

sieht diese nicht konzeptionell eingebunden. Einige sexualerzieherische Themen scheinen ungeachtet der Vermutung des Betreuers, Max könne schwul sein, heterosexuell ausgerichtet zu sein, so das Thema ‚männliche Verhütung‘. Max führt keine sexualerzieherischen Themen auf, die eher mit Homosexualität verknüpft sind, so beispielsweise das Zusammenwirken von Drogen und Sexualität, männliche Prostitution usw.

Auch erzählt Max, dass es in der Einrichtung zur damaligen Zeit kein offen zugängliches Informationsmaterial zu den verschiedenen sexualerzieherischen Themen gegeben habe. In seiner Reflexion, ob dies für ihn hilfreich gewesen sein könnte, vermutet er, dass er darauf nicht zurückgegriffen hätte, da er befürchtet hätte, sich damit zu outen, und er sich seiner Homosexualität schämte.

M: *Wahrscheinlich hätte ich mich sogar noch geschämt, diese Flyer mitzunehmen, damit es nicht auffällt. Das wäre eher so rum gewesen. Dass ich gar nichts davon mitgenommen hätte, weil, man hätte es ja mitkriegen können, wenn ich so einen Flyer mitführe. #00:46:21#*

Da Max Homosexualität als stigmatisiert und negativ besetzt wahrnimmt – er erzählte zuvor, dass er mit der Formulierung ‚Schwuchtel‘ herabgesetzt worden sei –, schämt er sich dessen und antizipiert mögliche weitere Herabsetzungen, indem er vermutet, er würde nicht offen auf derartiges Informationsmaterial zurückgreifen. Max möchte nicht auffallen, was ihm ermöglicht, das Risiko von Diskriminierungen zu vermindern. In dieser Hinsicht verstärkt die Normalisierungsstrategie seines Betreuers den Wunsch nach Normalität, die bedeutet, nicht aufzufallen. Auch scheint Max nicht in Erwägung zu ziehen, dass bereitgestelltes Informationsmaterial neben anderen zu einer Normalisierung hätte beitragen können und es ihm möglicherweise erleichtert hätte, sich als ‚normal‘ wahrzunehmen. Möglicherweise kommen in Max‘ Wunsch, nicht aufzufallen, auch syndemische Effekte zu tragen, die sich aus einer Mehrfachdiskriminierung wegen der sozialen Klasse, der ethnischen Herkunft und der sexuellen Orientierung ergeben haben könnten. Der Wunsch, nicht aufzufallen, kann daher auch Ausdruck einer immensen psychischen Belastung sein, die die Resilienz des Jugendlichen ‚aufgebraucht‘ haben könnte. Die Scham, auf allgemein zugängliches Informationsmaterial zurückzugreifen, ist auch Ausdruck einer verinnerlichten Homonegativität.

Auf die Frage, ob Max sich hinsichtlich seines Coming-outs mehr Unterstützung gewünscht hätte, betont er das Vertrauensverhältnis zwischen ihm und seinem Betreuer. Er fühlt sich hinreichend unterstützt:

I: *Und gerade so in Bezug zu Ihrem Coming-out, haben Sie da das Gefühl, hätten Sie sich da noch etwas mehr gewünscht?* #00:45:26#

M: *Zu der Zeit nicht, nein. Also ich weiß, Jahre später, es hätte, vielleicht hätte (kurze Pause) ne, zu der Zeit nicht. Ich habe von [Name Betreuer] in dem Moment das bekommen, was ich brauchte. Es hat genau so für mich gepasst. Jetzt 13 Jahre später gucke, gäbe es natürlich mehr Angebotsmöglichkeiten, Gespräche, Informationen und alles das. Aber zu der Zeit hat es mir genau so gereicht, wie [Name Betreuer] es gemacht hat.* #00:45:55#

Da der Bezugsbetreuer in der Persönlichkeitsentwicklung von Max eine hervorgehobene Bedeutung hat, fühlt dieser sich durch dessen Zuwendung hinreichend unterstützt. Aus einer Retrospektive heraus scheint er allerdings die Bedeutung von Informationsmaterial, Angeboten usw., die sexuelle und/oder geschlechtliche Vielfalt thematisieren, neu zu bewerten und als hilfreich zu erachten. Zum Zeitpunkt seines Coming-outs bewertete er die Situation jedoch anders:

I: *Hätte es Ihnen möglicherweise, oder wäre es Ihnen möglicherweise hilfreich erschienen, wenn es irgendwo z. B. Flyer gegeben hätte über Aidshilfe oder Anlaufstellen?* #00:46:08#

M: *Ich hätte es nicht genutzt, um es nicht offensichtlich zu machen in dem Moment. Dass er gezielt in einer Situation alleine auf mich zugegangen ist, in der ich mich sicher gefühlt habe, das hat mir geholfen.* #00:46:38#

Max Erzählung legt nahe, dass Homosexualität für ihn schambesetzt war und er es daher als wertschätzend empfand, dass sein Betreuer ihn darauf ansprach, als beide alleine waren. Die so vermittelte Wertschätzung gab Max ein Gefühl von Sicherheit, in dem es ihm möglich war, sich mit seiner sexuellen Orientierung aktiv auseinanderzusetzen und diese letztlich zu benennen.

Max hat eine enge Bindung zu seinem Bezugsbetreuer und identifiziert sich sehr stark mit ihm, so dass er diesem in seinem Berufsweg folgte:

M: *[...] Also mir hat das sehr geholfen. Mir hat mein Betreuer sehr gut, wirklich sehr gut geholfen. Mich in vielen Dingen unterstützt, was ich vorher nicht so gewohnt war. Es hat ja*

auch seine Gründe, dass ich aus der Ursprungsfamilie rausgegangen bin und er hat mir damit so viel gegeben, dass ich einfach, in mir der Wunsch wirklich entstanden ist, das zurückgeben zu können. Und ich habe das Gefühl, ich könnte es keinem anderen Job so gut machen, wie in diesem.
#00:06:06#

Die starke Bindung zu seinem Bezugsbetreuer ist von großer Dankbarkeit geprägt und weist zwei Facetten auf: Max betont zum einen, dass dieser ihn in seiner sexuellen Identitätsfindung wertgeschätzt und unterstützt habe, so dass es ihm schließlich möglich gewesen sei, seine Homosexualität offen zu leben. Zudem ist Max in einem Haushalt aufgewachsen, in dem die Mutter alleinerziehend und gewalttätig war. Die starke Bindung zu dem Bezugsbetreuer kann daher auch darauf zurückgeführt werden, dass Max in ihm einen fürsorglichen und zugewandten ‚Vater‘ fand, der – anders als in seiner Vergangenheit – nicht abwesend war. Max identifiziert sich stark mit seinem Betreuer und schlägt schließlich auch dessen Berufsweg ein. Seine Berufswahl kann allerdings auch befördert worden sein durch seine Erfahrung bezüglich der Akzeptanz von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt im sozialen Bereich.

4.8.4 Reflexion des Interviews mit Max

In den Erzählungen von Max zeichnen sich zwei Narrative ab, wobei das eine Narrativ sich auf sein gewalttätiges familiäres System bezieht und das andere Narrativ den Prozess seiner Identitätsfindung beschreibt. Beide Narrative sind eng mit einander verwoben durch syndemische Effekte, die sich durch die Mehrfachbelastungen durch Identitätsfindung in einem prekären Milieu ergeben haben. Max‘ Erzählungen legen nahe, dass das von ihm beschriebene ‚Anderssein‘ in engem Zusammenhang mit seiner sexuellen Orientierung und einem damit verknüpften Geschlechtsrollenausdruck steht. Möglicherweise ist die auch von der Mutter wahrgenommene Normabweichung in seiner Geschlechtsrolle ein Beweggrund, dass diese ihm gegenüber gewalttätig geworden war. Die Eskalation der Gewalt kann auch damit zusammenhängen, dass sein ‚Anderssein‘ im Laufe der Zeit deutlicher hervortrat und die Mutter sich daher veranlasst sah, dies mittels Gewalt zurückzudrängen. Diese Annahme ist auch darin begründet, dass der jüngere Bruder offenbar eher ihren Vorstellungen adoleszenter Männlichkeit entsprach und daher nicht primäres Objekt ihrer Gewalt wurde.

Dennoch fiel es Max schwer, seine Herkunftsfamilie zu verlassen. Erst als er sein Leben bedroht sah, unternahm er den Schritt heraus aus der Familie. Das heißt, dass Max seine Mutter lange beschützt hat, indem er ihr gewalttätiges Verhalten verschleierte. Auch zeichnet sich eine Eskalation der Gewalt ab, die auch in Zusammenhang mit dem Auszug des älteren Bruders zu sehen ist. Anfänglich war es Max möglich, die Gewalt seiner Mutter in seine Lebenswelt zu integrieren, d. h. zu normalisieren; schließlich jedoch wurde diese so bedrohlich, dass es ihm nicht länger möglich war, sie zu verschleiern. Da auch Personen aus dem sozialen Nahraum die Eskalation wahrnahmen, wurden sie aus der beobachtenden und unterstützenden Position heraus gefordert, nunmehr zu handeln und die Jugendhilfe einzuschalten.

Obleich durch die Fremdunterbringung ein Schutzraum geschaffen werden konnte, sah Max sich auch in der Wohngruppe veranlasst, seine Homosexualität zu camouflieren. Damit antizipierte er mögliche Diskriminierungs- oder gar Gewalterfahrungen, die er bereits wegen seines ‚Andersseins‘ gemacht hatte. Zwar war es dem Betreuer möglich, Max darin zu unterstützen, sich mit seiner sexuellen Orientierung auseinanderzusetzen und diese zu ent-stigmatisieren, aber dennoch traute sich Max erst, als er alleine wohnte, offen zu seiner Homosexualität zu stehen.

Max‘ besondere Vulnerabilität ist gekennzeichnet durch syndemische Effekte der Mehrfachdiskriminierung wegen der sozialen Herkunft, der ethnischen Herkunft (PoC) und der sexuellen Orientierung. Das Zusammenwirken dieser Diskriminierungspotenziale und damit einhergehende Erfahrungen von Gewalt, Stigmatisierung und Abwertung können die psychische Widerstandsfähigkeit eines Menschen stark belasten. Betroffene entwickeln Strategien, mit den Belastungen umzugehen, beispielsweise indem sie Situationen meiden, in denen sie erneute Diskriminierungen oder Gewalt befürchten müssen. Sofern es ihnen möglich ist, verbergen sie auch bestimmte „Angriffspunkte“, so beispielsweise die sexuelle Orientierung. Zugleich zeigen Max‘ Erzählungen, dass dies nur bedingt möglich ist, denn obgleich er seine von der heterosexuellen Norm abweichende sexuelle Orientierung verbarg, wurde er von anderen Jugendlichen als „Schwuchtel“ herabgesetzt. Auch wenn die Abwertung nicht direkt auf seine latente Homosexualität zielte, traf sie folglich auf ein Selbst, welches genau an diesem Punkt verunsichert war. Die Zuschreibung verdeutlichte Max, dass dieser Wesenszug negativ besetzt ist

und er diesen zugleich aber nicht verbergen kann. Daher zog er sich in eine virtuelle Welt zurück, die es ihm erlaubte, seinen Schutzraum nicht verlassen zu müssen. Auch gibt es gerade in der Welt der Mangas und Animees viele geschlechterfluide Figuren, so dass es ihm möglich war, sich so seiner Homosexualität anzunähern. Da allerdings auch seine Mutter diesen Normbruch wahrnahm und darauf mit Gewalt reagierte, hatte Max letztlich keinen sicheren Ort mehr. Den konnte er sich nur schaffen, indem er von Zuhause floh.

Allerdings zeigte sich Max besorgt bezüglich seiner männlichen Mitbewohner in der Wohneinrichtung, so dass er sich auch hier veranlasst sah, seine von der Heterosexualität abweichende sexuelle Orientierung zu verbergen. Den Antipoden zu den anderen männlichen Betreuten und auch einigen Betreuer*innen bildete sein Bezugsbetreuer, der Max die Möglichkeit eröffnete, sein Schwulsein zu betrachten, und zugleich seine Coping-Strategie, diese gegenüber sich selbst und andern zu verbergen, akzeptierte. Max hatte inzwischen die Abwertung von (seiner) Homosexualität verinnerlicht, so dass es ihm in Gruppensettings wie in der betreuten Wohngruppe nicht möglich war, diesen Aspekt seiner Persönlichkeit positiv zu besetzen und zu entwickeln. Das bedeutet, dass er sich nach wie vor verstärkt über Dritte wahrnahm und deren negativen Bilder verinnerlicht hatte. Erst als Max eine Wohnung für sich hatte, konnte er innerlich zur Ruhe kommen und in sich hineinspüren, d. h. sich mit seinen Bedürfnissen wahrnehmen. Die von seinem Betreuer geäußerte Akzeptanz von Homosexualität und auch der anhaltende Austausch mit diesem trugen sehr dazu bei, dass Max nunmehr ein positives Selbstbild, in das er auch sein Schwulsein integrierte, entwickeln konnte. Das hervorgehobene dyadische Erziehungsverhältnis ist nicht alleine in der Akzeptanz verschiedener sexueller Orientierungen durch den Betreuer zu erklären, sondern auch durch Max' Wunsch, in ihm einen Ersatz für den nicht anwesenden Vater zu haben. Auch wenn Max retrospektiv sexualerzieherische Materialien, die auch sexuelle und geschlechtliche Vielfalt benennen, als hilfreich und unterstützend beurteilt, schätzt er demgegenüber seine Situation im Coming-out derart ein, dass er sich durch solche Materialien eher beschämt als unterstützt gefühlt hätte. Dieser Eindruck ist vor allem in seiner Coping-Strategie begründet, seine Homosexualität zu verbergen, um möglichst wenig ‚Angriffsfläche‘ für Diskriminierungen und Herabsetzungen zu bieten. Da mit

einem offenen und breiten Zugang zu Informationsmaterial, Gruppenangeboten usw. auch ein Normalisierungsprozess einhergeht, kann vermutet werden, dass die Zugänglichkeit zu Material und Angeboten dazu hätte beitragen können, Max in seiner Persönlichkeitsentwicklung zu unterstützen und zu stabilisieren.

5. Vulnerabilität und Resilienz der interviewten Jugendlichen

5.1 Beschreibung von Vulnerabilität

Mit **Vulnerabilität** wird in dem vorliegenden Forschungskontext die psychische Verwundbarkeit eines Menschen beschrieben, die durch intrapsychische und extrapsychische Faktoren bedingt wird: So sind Menschen dann besonders vulnerabel, wenn ein zentraler Aspekt ihrer Identität angegriffen wird und sie so einem zusätzlichen Stress ausgesetzt sind, dessen Bewältigung viele Ressourcen in Anspruch nimmt oder der von den Betroffenen nicht bewältigt werden kann. Unter Identität wiederum wird die Gesamtheit der Merkmale eines Menschen verstanden, die sein Wesen beschreiben. Identität entsteht auch durch Zugehörigkeit, durch die Abgrenzung des ‚wir‘ vom ‚anderen‘. Insofern können auch Diskriminierungen identitätsstiftend wirken, da eine Abgrenzung des ‚wir‘ von ‚anderen‘ durch Abwertung, Ausgrenzung und ungerechtfertigte Benachteiligung stattfindet; es können dann sowohl das ‚wir‘ als auch das ‚andere‘ identitätsstiftend wirken, bzw. Gruppenzugehörigkeiten schaffen, die identitätsstiftend sind. Die Vulnerabilität eines Menschen kann weiterhin verstärkt werden, indem ihm* Ressourcen vorenthalten werden, die eine Bewältigung des Stresses (z. B. in Form von Erleben von Diskriminierungen) erleichtern oder ermöglichen könnten. Vulnerabilität beschreibt also die Verletzbarkeit eines zentralen Aspekts der Identität bei verminderten intrapsychischen oder extrapsychischen Ressourcen, die die Person darin unterstützen könnten, den damit verbundenen Stress zu bewältigen.

Das ‚Othering‘ (für die nähere Beschreibung siehe nachfolgendes Kapitel), d. h. die Zuschreibung bestimmter Merkmale zu einer gesellschaftlichen Gruppe (und eine damit einhergehende Abwertung), führt zu einer Differenzierung

zwischen ‚allgemeinen‘ und ‚spezifischen‘ Vulnerabilitätsfaktoren: Allgemeine Vulnerabilitätsfaktoren können beispielsweise das Risiko sein, sexuell missbraucht zu werden, suchtkranke Eltern zu haben oder Eltern, die ihren erzieherischen Aufgaben nicht nachkommen. Das Ausmaß der Vulnerabilität ist davon abhängig, inwiefern den Betroffenen Ressourcen zur Verfügung stehen, diese belastenden Faktoren zu bewältigen. Spezifische Vulnerabilitätsfaktoren wiederum beziehen sich auf jene zentralen Aspekte der Identität wie beispielsweise die von der Heteronorm abweichende sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität. Auch können andere Merkmale identitätsstiftend wirken, so beispielsweise die Herkunft, die Weltanschauung, die Erwerbstätigkeit oder die Hautfarbe.

Daher kann eine Vulnerabilität auch durch das Erleben von Diskriminierungen wegen mehrerer Aspekte der Identität verstärkt werden (syndemische Effekte), d. h. die Bewältigung der psychischen und sozialen Belastungen kann deutlich erschwert sein, bzw. es muss deutlich mehr Energie und Kraft aufgewendet werden als von Menschen, die nicht von dem Zusammenwirken mehrerer Vulnerabilitäten betroffen sind. Eine intersektionale Betrachtungsweise der Vulnerabilität ist daher zwingend geboten, um das Ausmaß der Vulnerabilität und deren Folgen adäquat zu beschreiben. Je größer die Vulnerabilität eines Menschen ist, desto größer die Risiken für Suizidalität, Erkrankungen und eine geringere Lebenserwartung als für andere Menschen.

5.2 Die besondere Vulnerabilität von lesbischen, schwulen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Homosexualität und/oder Geschlechtsidentität sind zentraler Aspekt des Seins, da diese von den Menschen als gegeben wahrgenommen werden (Fatum) und durch die Diskriminierungen zudem eine Gruppenzugehörigkeit geschaffen wird, die sie von anderen Menschen unterscheidet. Insofern drückt die sexuelle Orientierung weniger ein bestimmtes sexuelles Begehren aus oder ist nur eine sexuelle ‚Spielart‘, sondern ist vor allem ein Identitätsmerkmal, welches sich soziale, kulturelle, wirtschaftliche und emotionale Räume schafft. Transgeschlechtlichkeit gestaltet sich gleichermaßen identitätsstiftend, so beschreiben zahlreiche Trans*Personen, dass sie bereits in frühester Kindheit ‚wussten‘, dass das ihnen bei Geburt

zugewiesene Geschlecht nicht ihrem geschlechtlichen Selbstverständnis entspricht; für andere Trans* wiederum ist Geschlecht per se eine zugewiesene Kategorie, die für sie nicht identitätsstiftend wirkt, d. h. die Abgrenzung findet über die Kategorie ‚Nicht-Geschlecht‘ statt. Die aufgrund dessen erlebten Diskriminierungen können zu einer Gruppenzugehörigkeit führen, die wiederum identitätsstiftend wirkt.

Lesben, Schwule, Trans*, Inter* und queere Menschen sind grundsätzlich einem höheren Risiko von Isolation, Gewalterfahrungen und Stigmatisierungen ausgesetzt (vgl. di Giacomo, Krausz 2018). Studien verweisen zudem darauf, dass Personen von den Diskriminierungen emotional umso stärker betroffen sind, je zentraler die sexuelle Orientierung in der Identität verortet ist (vgl. A. Bachmann 2013). Obgleich in der Studie nur schwule und bisexuelle Männer befragt wurden, kann davon ausgegangen werden, dass die Ergebnisse auch auf Lesbian, Trans* und queere Menschen übertragbar sind. So kann die starke Betroffenheit dazu führen, dass LSBT*I*Q diesen Aspekt ihrer Identität zu verbergen versuchen – was letztlich zu einer geringeren Lebensqualität und auch geringerer Gesundheit führen kann (vgl. Dennert 2006).

Bereits Anfang der 90er Jahre hat Ilan H. Meyer ein Modell entwickelt, in dem er den zusätzlichen Stress, dem soziale Minderheiten ausgesetzt sind, beschreibt. Das Konzept des ‚Minoritätenstress‘ gilt auch heute noch als zentrales Erklärungsmodell für die besonderen psychischen Belastungen, denen Lesbian, Schwule, Bisexuelle, Trans* und queere Menschen ausgesetzt sind. Die dem Modell zugrundeliegende Annahme ist, dass Minoritätenstress einzigartig ist, also zu den üblichen Stressoren (die von allen Menschen erlebt werden) hinzukommt, und somit von den Personen eine besondere Anpassungsleistung einfordert. Darüber hinaus ist er dauerhaft und sozial basiert, d. h. er resultiert aus (relativ) stabilen sozial und kulturell konstruierten Gesellschaftsverhältnissen – und den damit verbundenen Machtverhältnissen. Meyer (2003) definiert vier Minoritätenstress-Prozesse, die das Erleben und die Bewältigung beeinflussen. Er unterteilt hierbei Stressoren auf einer Skala von distalen (objektive Ereignisse) bis zu proximalen/nahen Stressoren (subjektive Wahrnehmung und Prozesse).

Die vier Minderheitenstressprozesse werden in folgender Tabelle dargestellt:


Stressoren	Minderheitenstressprozesse nach Meyer (2003)
distal  proximal	1. Erleben von Vorurteilsereignissen (z. B. Erfahren von LSBT*I*Q negativer Gewalt) 2. Ablehnungs- und Diskriminierungserwartungen/ -befürchtungen (z. B. wahrgenommene Nicht-Akzeptanz in der Nachbarschaft) 3. Verbergen/Offenbaren der sexuellen Identität (z. B. Verstecken der eigenen Beziehung) 4. Internalisieren von LGBT*I*Q Negativität (z. B. Abwerten „effeminierter“ Schwuler)

Tabelle 1: Minderheitenstressoren nach Meyer (2003)

Des Weiteren wirkt ein außerordentlicher „Normierungsdruck“ auf LSBT*I*Q Jugendliche, insbesondere auf Trans*, Inter* und genderqueere Jugendliche. Dieser Druck zeigt sich in dem gesellschaftlichen Diskurs um das ‚Othring‘: Hier wird eine grundsätzliche Unterscheidung in „Uns“ (hier: die Heterosexuellen) und „die Anderen“ (die Nicht-Heterosexuellen etc.) getroffen und gesellschaftlich verankert. Je mehr soziale Unsicherheiten und Ungewissheiten (durch z. B. hohe Arbeitslosigkeit, zunehmende Armut usw.) innerhalb der Gesellschaft bestehen, desto mehr gibt die Inszenierung eines ‚natürlichen‘ und kulturellen Unterschieds Gewissheit und Sicherheit, d. h. wirkt stabilisierend. „Einfach gesagt: Wir wissen wer wir sind, wenn wir wissen, von wem wir uns abgrenzen“ (Winker/Degele 2009: 81). Die queere Gruppe SUSPECT¹⁶ aus Berlin betont dabei, dass durch Anpassungsleistungen an

¹⁶ SUSPECT ist eine Gruppe von Queers, die dafür einstehen, dass es nicht möglich ist, Homonegativität zu bekämpfen, ohne Rassismus zu bekämpfen. Der Migrationsrat Berlin-

bürgerliche Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie an Werte der Mittelschicht, aber auch durch den Umstand, weiß zu sein, Privilegien gesichert werden, die Ausschlüssen entgegenwirken. So schreiben sie, dass Queere, trans-, homo- oder bisexuelle Menschen, „die nicht aufgrund ihrer Schichtzugehörigkeit, ihres Weißseins oder ihrer konformen Maskulinität oder Feminität als anständige (Ehren-) Bürger/innen durchgehen können“, aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden (Migrationsrat Berlin-Brandenburg e.V. 2010: 3)

Es hat sich eine Normalitätskonstruktion von cis-Heterosexualität verfestigt, mit der Folge, dass Nicht-Heterosexualität insbesondere in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche als bedrohlich wahrgenommen wird.¹⁷ Die gesellschaftlich vermittelten Normalitätsvorstellungen bilden einen Rahmen, in dem sich Subjekte überhaupt positionieren können (und müssen), und sind dadurch schwer zu durchbrechen (vgl. Kunz 2011: 97 ff.). Mit der Überschreitung von Geschlechtergrenzen, welche verbunden ist mit einer Irritation sozialer Normen, stoßen Jugendliche folglich vermehrt auf Verunsicherung, Ablehnung und Diskriminierung.

In einer Forschungsarbeit von Petra Focks weisen die von ihr befragten Fachkräfte/Expert*innen „explizit auf Diskriminierungen, Erfahrungen von Exklusion und massive Menschenrechtsverletzungen als lebensweltliche Erfahrung von trans*, inter* und genderqueeren Jugendlichen hin.“ (Focks 2014: 9 f.). Das Umfeld erwartet eine körperliche Anpassung an ein binär ausgerichtetes Geschlecht, insbesondere in der Pubertät und Adoleszenz, wodurch es folglich bei denjenigen, die in der Anpassung verunsichert sind, zu emotionalen Belastungen kommt. Diese kann sich in psychischen Auffälligkeiten, sozialem Rückzug, depressiven Episoden usw. ausdrücken, aber auch in einer bereits dargestellten hohen Suizidalität von LSBT*I*Q. Dabei sind, wie ebenfalls schon dargestellt, insbesondere diejenigen, die sich jenseits der binären Geschlechterordnung bewegen, einem besonders hohen Suizidrisiko

Brandenburg e. V. hat 2010 in Zusammenarbeit mit der Gruppe ein Bulletin herausgebracht zu ‚Homophobie und Rassismus‘.

¹⁷ Ein Beispiel bietet die Büttensrede der CDU Vorsitzenden, Annegret Kramp-Karrenbauer in 2019, in der sie zu der nunmehr weiteren Möglichkeit für einen Geschlechtseintrag („divers“) sagte: „[...] in Berlin, da seht Ihr doch die Latte-Macchiato-Fraktion; die, die Toiletten für das dritte Geschlecht einführen. Das ist für die Männer, die noch nicht wissen, ob sie noch stehen dürfen beim Pinkeln oder schon sitzen müssen. Dafür, dazwischen ist diese Toilette.“

ausgesetzt: In der TransPULSE Studie aus Kanada wurde auch deutlich, dass die Erfahrungen von Diskriminierung, Mobbing, Gewalt und Exklusion zu den hohen Suizidraten beitragen (vgl. TransPULSE 2010).

Das gleichzeitige Auftreten verschiedener als belastend erlebter Faktoren und sozialer Probleme kann die Vulnerabilität eines Menschen deutlich erhöhen. Das Zusammenwirken negativer Faktoren auf die (psychische) Gesundheit eines Menschen wird als Syndemie bezeichnet (vgl. Langer 2009). Der Unterschied zum Konzept der ‚Komorbidität‘ besteht darin, dass sich Syndemie auf (stigmatisierte) gesellschaftliche Gruppen bezieht, d. h. in engem Zusammenhang mit dem Konzept des Minoritätenstresses zu sehen ist. Demgegenüber bezieht sich Komorbidität auf den einzelnen Menschen und betrachtet Grenzen und Überschneidungen verschiedener Einflussfaktoren. Ein wahrgenommenes Stigma wie die Zugehörigkeit zu einer von der Norm abweichenden gesellschaftlichen Gruppe, die Verinnerlichung des Stigmas, das Erleben von Diskriminierung, Konflikte in der Herkunftsfamilie und mögliche (sexuelle) Gewalterfahrungen in der Kindheit sowie ein eingeschränkter Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen wie Bildung, Gesundheitsversorgung usw. wirken in ihrer Gesamtheit auf die psychische Widerstandsfähigkeit eines Menschen ein. Die bereits beschriebene hohe Suizidalitätsrate, aber auch Schulverweigerung, Substanzgebrauch usw. können eine Strategie darstellen, die syndemischen Effekte zu bewältigen.

Aus verschiedenen Publikationen (u. a. T. Wilke/S. Timmermanns 2015; Timmermanns 2016) geht hervor, dass LSBT*I*Q Jugendliche geringere soziale Unterstützung und gesellschaftliche Teilhabe erfahren, ihr Zugang zu Bildungschancen erschwert und infolgedessen ein geringeres Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl vorhanden ist. Auch zeigen die Jugendlichen eine geringere Achtsamkeit im Umgang mit dem eigenen Körper und der Gesundheit, da beispielsweise der Zugang zu HIV/STI-bezogener Prävention, Beratungen und Therapien erschwert ist.

Die Bewältigung syndemischer Effekte aus den Belastungen und Herausforderungen im Coming-out, Diskriminierungs- und/oder Gewalterfahrungen sowie der eingeschränkte Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen erfordern ein besonders hohes Resilienzpotenzial, damit Coming-out und Transitionsprozesse relativ ‚gesund‘ überstanden werden können und ein Leben im vermeintlichen ‚Anderssein‘ möglich

ist. Für die Entwicklung eines solchen Resilienzpotenzials bedarf es extrapsychischer und intrapsychischer Faktoren wie diskriminierungsfreie Rahmenbedingungen, die Fähigkeit zur Selbstermächtigung und das Erleben von Selbstwirksamkeit. Das heißt: Lesbische, schwule, bisexuelle, trans* inter und queere Jugendliche müssen ein positives Selbstbild aus einer Position der gesellschaftlichen Abwertung heraus entwickeln. Dabei brauchen nicht Wenige professionelle Unterstützung.

Für die Beschreibung der Vulnerabilitäten der interviewten Jugendlichen ist es dienlich, ein besonderes Augenmerk auf die Verschränkungen allgemeiner mit spezifischen Vulnerabilitätsfaktoren zu legen, da die Entscheidungen für die Fremdunterbringung meist multifaktoriell begründet sind.

Vulnerabilitätsfaktoren, die Menschen unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität belasten können, sind beispielsweise das Erleben von sexueller Gewalt, eine dysfunktionale Herkunftsfamilie, Suchterkrankungen der Eltern, Arbeitslosigkeit und Armut. Spezifische Vulnerabilitätsfaktoren, die hier ebenfalls jenseits der sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität zum Tragen kommen, sind die Migrationsbiografie (der Eltern) bzw. Fluchtbiografie (der Jugendlichen), d. h. die Konfrontation mit Rassismus, die soziale Herkunft und religiöser Wahn. In ihrem Zusammenwirken mit den Belastungen durch Coming-out-Prozesse können sie die Vulnerabilität der lesbischen, schwulen oder trans* Jugendlichen signifikant erhöhen.

So sieht sich **Cornelius** weder in seiner geschlechtlichen noch seiner intellektuellen Entwicklung gut in seiner Herkunftsfamilie aufgehoben. Deren Zugehörigkeit zu dem traditionellen Milieu und die damit einhergehenden Werte haben bei Cornelius zu einem Gefühl von Abgehängtsein und Resignation geführt. Insbesondere sieht sich Cornelius auch in Konflikt mit den milieuspezifischen Geschlechtsrollenzuschreibungen als Mädchen/Frauen, deren Verkörperung er in seiner Mutter sieht. Er sieht ihre Abhängigkeit, die in ihrem Hausfrauendasein begründet ist, überaus kritisch, ebenso ihre Fokussierung auf ihre Kinder als ‚Lebenszweck‘. Daher habe ihn seine Mutter nicht hinreichend bei seiner Verselbstständigung unterstützt; Cornelius interpretiert diesen Umstand als Fortführung ihrer eigenen Abhängigkeit. Zum einen wünscht sich Cornelius ein Entrinnen aus dem sozialen Milieu, welches seine Familie repräsentiert. Zum anderen behindern diese milieuspezifischen Faktoren auch

seinen Coming-out-Prozess und verstärken seine Vulnerabilität: Cornelius sieht sich in seinem Coming-out-Prozess als Trans* von seinen Eltern nicht hinreichend unterstützt. Auch hätten sich seine Eltern aus den Konflikten mit seiner Schwester, die seine Transgeschlechtlichkeit ablehnte und ihn abwertete, herausgehalten, so dass er auch hier von ihnen keine Unterstützung erfahren hat. Cornelius' Vulnerabilität entsteht folglich auch aus dem Wunsch heraus, von seinen Eltern Akzeptanz und Wertschätzung zu erfahren – was ihm jedoch versagt ist.

Auch ist es Cornelius nicht möglich, sich an (s)eine Peergruppe zu wenden, da er auch hier Ablehnung bis hin zu Mobbing befürchtet. Cornelius zeigt Symptome, die auf psychische Belastungen hinweisen, wie eine nachlassende schulische Leistung, verbunden mit Konzentrationsschwächen und Unruhe. Er beschreibt diese Situation als „nicht zur Ruhe kommen können“. Schließlich entwickelt Cornelius eine Depression, die in einem Suizidversuch kulminiert, nachdem sich seine Freundin von ihm getrennt und sich einem cis-Jungen zugewandt hat. Cornelius empfindet ihre Trennung als massive Abwertung seines Soseins, wobei diese Empfindung auch Ausdruck seiner eigenen Verunsicherung ist, denn – bewusst oder unbewusst – stellt er seine ‚Wertigkeit‘ in Relation zu cis-Männern: Gegenüber diesen erachtet er sich als ‚defizitär‘, wobei die Trennung und Hinwendung zu einem cis-Jungen dieses Gefühl verstärkt. Nach einem Aufenthalt in der KJP initiiert Cornelius seine Fremdunterbringung. In der Wohngruppe beschreibt Cornelius seine Lebenssituation als von ständiger Wachsamkeit geprägt, da er verhindern möchte, dass seine Transidentität offengelegt wird. So antizipiert er mögliche Abwertungen und Ausgrenzungen. Zugleich verdeckt diese Coping-Strategie aber auch seine Verunsicherung gegenüber cis-Jungen, denen gegenüber er sich als defizitär wahrnimmt. Auch hat Cornelius den Eindruck, von seinem Bezugsbetreuer in seinen besonderen Bedürfnissen wegen seiner Transidentität nicht hinreichend wahrgenommen und unterstützt zu werden. Der Betreuer begleite ihn zwar zu allen notwendigen Schritten, die mit seiner körperlichen Angleichung verbunden sind, könne aber nicht auf bestimmte Angsträume hinreichend eingehen und so ein sicheres Umfeld für Cornelius schaffen. Der Bezugsbetreuer „begleitet“ Cornelius zwar zu den Terminen, unterstützt ihn jedoch nicht aktiv in seinem Selbstfindungsprozess, beispielsweise in der Auseinandersetzung, welche Männlichkeit Cornelius leben

möchte, usw. Cornelius führt dies auf die Unwissenheit des Bezugsbetreuers zurück, da dieser keine lebensweltlichen Erfahrungen mit Trans*Personen habe. Dieser Umstand verstärkt Cornelius' Vulnerabilität, da er in seiner Transition auf sich alleine gestellt ist und weder von seiner Herkunftsfamilie noch seinen Peers noch von seinem Betreuer Unterstützung erhält.

Emma wiederum musste jahrelangen wiederholten sexuellen Missbrauch erleben, auch war ihre Kindheit geprägt von emotionaler und sozialer Deprivation. Da ihr Vater ihre Schwestern sexuell missbrauchte und ihre Mutter die Geschehnisse verleugnete, war es Emma nicht möglich, eine sichere Bindung zu erleben. Diese erlebte sie vielmehr mit ihren Geschwistern, denen sie sich anvertrauen konnte und so schließlich die sexuelle Gewalt sichtbar wurde. Es waren auch die Geschwister, die Emma glaubten – im Gegensatz zu ihrer Mutter, die nach Emmas Einschätzung ihre Vorstellung einer funktionierenden bürgerlichen Familie nicht aufgeben wollte. Für Kinder, die sexuell missbraucht werden, ist es von zentraler Bedeutung, dass ihnen geglaubt wird, da sie sich nur dann als Subjekte wahrnehmen können, d. h. als handelnde Menschen mit eigenen Gefühlen, Wahrnehmungen und Leid. Obgleich Emma keine sichere Bindung mit ihrer Mutter erleben konnte, erzählte sie dieser von ihrer ersten Liebe zu einem Mädchen. Diese Liebe ist für Emma von besonderer Bedeutung, denn hier erlebt sie sich erstmals nicht als sexuelles Objekt, sondern als Subjekt, das begehrt und sich einer Person emotional zuwendet. Indem ihre Mutter Emmas psychosexuelle Subjektwerdung direkt sanktioniert, wird Emmas Vulnerabilität, die durch das Trauma des sexuellen Missbrauchs gegeben ist, verstärkt.

In der Fremdunterbringung ist es Emma möglich, sich dem Trauma (und damit ihrer Vulnerabilität) vorsichtig zu nähern, wobei sie verschiedene Coping-Strategien nutzt: So gestaltet sie ihr Umfeld in der Wohngruppe als Familienersatz, sie beschreibt die anderen Peers als „Geschwisterkinder“. In dem Betreuungsverhältnis ist es den Betreuerinnen möglich, mit Emma eine sichere Bindung einzugehen und anstelle der ‚Eltern‘ erzieherisch und fürsorglich zu agieren; sie spiegeln ihr Sosein positiv und wertschätzend, gestalten einen Raum, in dem Emma entscheiden kann, wann und wie sie über die gewaltvollen Geschehnisse sprechen möchte, und stärken ihre Subjektwerdung im Sinne des Erlebens von Selbstwirksamkeit und Selbstermächtigung. Zugleich nutzt Emma Strategien im Umgang mit ihrer sexuellen

Orientierung, die sie im Kontext des sexuellen Missbrauchs als mehr oder weniger erfolgreich erlebte: sie versucht, ihre psychosexuelle Entwicklung ‚unsichtbar‘ zu machen, indem sie diese normalisiert: So sei es nicht bedeutsam oder notwendig, sich zu outen oder die eigene sexuelle Orientierung gegenüber anderen offenzulegen. Auch ihre Selbstbeschreibung als ‚demisexuell‘ kann vor dem Hintergrund des sexuellen Missbrauchs als eine mögliche Bewältigungsstrategie gelesen werden. Sofern diese Selbstbeschreibung für ihren Heilungsprozess hilfreich ist, ist das eine wertvolle Ressource. Nicht ausgeschlossen werden kann jedoch, dass das Trauma des sexuellen Missbrauchs ihre psychosexuelle Identitätsentwicklung verzögert oder möglicherweise sogar verhindert.

Khalids Vulnerabilität weist ebenfalls mehrere Bereiche auf, die in ihrer Verwobenheit negativ auf seine psychosexuelle Identitätsentwicklung einwirken. So kann die Trennung seiner Eltern zu einem Erleben von unsicherer Bindung geführt haben, wobei die Mutter über ihre Religiosität und das Hervorheben der Familie und ihren Werten versuchte, das familiäre Gefüge zu stabilisieren. Zudem ist Khalid eine ‚Person of Colour‘, d. h., es kann vermutet werden, dass das Erleben von Rassismus die Familie nach innen stabilisierte bzw. ein Zusammengehörigkeitsgefühl beförderte in Abgrenzung zu dem ‚Außen‘. Auf das homosexuelle Coming-out reagiert die Mutter gewalttätig, da Homosexualität gegen ihre religiösen und familiären Werte verstößt: Sie wird derart gewalttätig gegenüber Khalid, dass dieser letztlich um sein Leben fürchtet und aus der mütterlichen Wohnung flüchtet. Khalid hat jedoch auch die Homonegativität seiner Mutter verinnerlicht und befürchtet sogar, dass diese auch von seinen Geschwistern geteilt werden könnte. Seine Mutter befördert diese Befürchtung, indem sie Khalid droht, seine Geschwister auf ihn zu hetzen. Da Khalid mit seiner Mutter keine sichere Bindung erleben konnte, wirkt das Verhältnis zu seinen Geschwistern ungeachtet der Drohung der Mutter stabilisierend. Mit seinen Geschwistern erlebt er eine sichere Bindung, die sich auch in dem Vertrauen ausdrückt, dass seine Geschwister ihn unterstützen und für ihn da sind. Die Mutter sät Zweifel und folglich versucht Khalid, seine sexuelle Orientierung durch die Beschreibung als ‚bisexuell‘ normkonformer zu gestalten und so eine mögliche Ablehnung abzumildern oder zu vermeiden. Khalid versucht, den Gewalttätigkeiten seiner Mutter zu entgehen, indem er die Illusion einer heteronormativen Beziehung

schaft, aber zugleich spürt, dass diese nicht seinem Wesen entspricht. Er ist massivem Normierungsdruck ausgesetzt, den die Mutter mit aller Gewalt durchsetzen will. Je unausweichlicher die Selbsterkenntnis, schwul zu sein, ist, desto gewalttätiger reagiert die Mutter. Der hohe Stellenwert der Familie kann eine Strategie der positiven Selbstvergewisserung angesichts der Erfahrung von Rassismus sein. Mit der Verinnerlichung homonegativer Werte erlebt Khalid folglich eine große Ambivalenz zwischen der großen Bedeutung von Familie und den Familienwerten und der Notwendigkeit, sein Sosein anzunehmen und positiv zu besetzen. Erst in der Fremdunterbringung erlebt er den Freiraum, seine Homosexualität zu entdecken und eigene Sehnsüchte zu erspüren. Dieser Freiraum wird vorrangig durch seinen Betreuer geschaffen, der offen schwul ist und ihn in seiner Selbstfindung aktiv unterstützt. Ungeachtet dessen wirkt nach wie vor seine verinnerlichte Homonegativität: Diese zeigt sich in seiner Haltung, sein Schwulsein gegenüber Dritten zu verdecken, er möchte dieses nicht „hinausschreien“. Diese Formulierung verweist auf ein geringes Selbstwertgefühl, gepaart mit der Antizipation möglicher Ablehnung.

Bei **Friedrich** wiederum kommen vor allem allgemeine Vulnerabilitätsfaktoren zum Tragen, so eine familiäre Struktur, in der der Alkoholismus der Eltern dazu führte, dass Friedrich die Verantwortung insbesondere für ihre Mutter zugetragen wurde. Ihre parentifizierte Rolle in dem Familiensystem hatte zwar dazu geführt, dass sich Friedrich als machtvoll erlebte, aber zugleich auch als überaus vulnerabel und ohnmächtig. Ihr wurde bewusst, dass die ihr zugeteilte Macht nur ‚geliehen‘ war und ihr jederzeit entzogen werden konnte; zugleich musste sie ihr Überleben (Nahrung, Wärme, Bildung) sichern. Für Friedrich gestaltete sich ihre Kindheit als Überlebenskampf, den sie mit den Worten, „Oder du schaffst es und überlebst, oder nicht“, beschreibt.

Gerade wegen des mit der parentifizierten Rolle einhergehenden Gefühls von Macht vermutet Friedrich möglicherweise nicht, auf derart massive Ablehnung ihrer Liebe zu einem Mädchen zu stoßen: Mit ihrem Coming-out verstieß sie gegen die religiös geprägten familiären Werte, und sowohl ihre Mutter als auch ihre Schwester reagierten mit körperlicher Gewalt und pathologisierten ihr lesbisches Begehren; sie drohten Friedrich mit der Einweisung in die Psychiatrie. In diesem Moment erlebte Friedrich sich als überaus verletzlich und ihr wurde erstmals bewusst, dass die von ihr

empfundene Macht nicht real bzw. wirkmächtig war. Aufgrund ihrer parentifizierten Rolle hatte Friedrich in ihrer Kindheit keine sichere Bindung zu Erwachsenen erleben und ein grundlegendes Vertrauen in diese erlernen können. Auch in der Fremdunterbringung ist ihr Verhältnis zu Erwachsenen noch von großer Vorsicht und Zurückhaltung geprägt: Das zeigt sich beispielsweise in Formulierungen wie „Also, mittlerweile mit meinen Erfahrungen mit den Betreuern hier ist, es ist wichtig für sie ...“, wobei das Wort „mittlerweile“ auf einen Prozess verweist, in dem Friedrich zwar Vertrauen erlernt, aber nach wie vor nicht der Stabilität von Beziehungen vertrauen kann.

Erst in der Fremdunterbringung ist es Friedrich möglich, sich mit ihrer sexuellen und geschlechtlichen Identität auseinanderzusetzen. Allerdings kommt auch hier ihre verinnerlichte Abwertung von Homosexualität zum Tragen und die Befürchtung, auf Ablehnung oder gar Gewalt zu treffen: Ihre Selbstbeschreibung als „bisexuell“ eröffnet den Raum, ggf. normkonform zu leben. Daher kann diese Selbstbeschreibung auch als Ausdruck ihrer Ambivalenz zwischen der Entdeckung der eigenen Sexualität und dem Wunsch, geliebt und wertgeschätzt zu werden, gelesen werden. Friedrich experimentiert aber nicht nur mit ihrer sexuellen Orientierung, sondern auch mit ihrer Geschlechtsidentität: Der Wunsch, mit einem männlich konnotierten Namen angesprochen zu werden, kann auf eine mögliche Transidentität hinweisen, die Friedrich möglicherweise noch nicht leben möchte, da die Mädchenwohngruppe ihr Sicherheit und Stabilität gibt. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass die Mädchenwohngruppe so auch einen Vulnerabilitätsfaktor darstellt, da eine geschlechtliche Variation jenseits des Geschlechts ‚weiblich‘ dort für ihn_sie nicht lebbar scheint.

Die Vulnerabilität von **Markus** wiederum ist ebenfalls multifaktoriell begründet. So erlebte er die Trennung seiner Eltern, die gerade bei Kindern oftmals mit Schuldgefühlen verbunden ist, und zudem ist er eine ‚Person of Colour‘, d. h. seine Mutter hat afrikanische Wurzeln. Markus versucht, sich seiner afrikanischen Herkunft zu nähern, indem er seine Großmutter besucht. Seinen Aufenthalt und die Verbindung zu seiner Großmutter erlebt Markus jedoch nur als Fremdheit. Die Suche nach seinen Wurzeln lässt vermuten, dass er sich in Deutschland als ‚Person of Colour‘ fremd fühlt, aber ebenso im Herkunftsland seiner Mutter. Möglicherweise

empfindet er sein Sein in Deutschland als zugleich fremd und vertraut. Die Fremdheit bzw. Entfremdung zeigt sich insbesondere im Verhältnis zu seiner Mutter, die seiner Wahrnehmung nach weder seine psychische Belastung in seiner Pubertät erkennt noch seine Zukunfts- und Lebenspläne akzeptiert. Die Entfremdung zeigt sich auch in der Ablehnung ihrer traditionellen Werte, beispielsweise von Männern als Ernährer der Familie. Auch wenn Markus eine große Fremdheit zwischen sich und seiner Mutter verspürt, hat er doch ihre religiös/ethischen Werte verinnerlicht. So erachtet seine Mutter (seine) Homosexualität als etwas „Unnatürliches“. Infolgedessen wehrt Markus seine eigenen homosexuellen Gefühle ab, die in seiner Pubertät einsetzende Depression mit anschließendem Suizidversuch steht in engem Zusammenhang mit dem Sich-gewahr-werden und dem anschließenden Verdrängen seiner Homosexualität.

Der Suizidversuch mündet in einem Aufenthalt in der KJP. Von hier aus wird ein schulischer Wechsel initiiert und es erfolgt die Fremdunterbringung. Hier beginnt er auch, sich mit seiner Homosexualität auseinanderzusetzen, wobei in dieser die verinnerlichte Homonegativität nach wie vor dominiert. Markus vermeidet eine Selbstbeschreibung als ‚schwul‘ oder ‚homosexuell‘, er befürchtet Ablehnungen bei einem Coming-out, wobei diese Befürchtungen ihn psychisch stark belasten (z. B. Schlaflosigkeit); gegenüber seiner Familie ist er nach wie vor nicht geoutet. Nur langsam beginnt er, seine ‚Unnatürlichkeit‘ als sein ‚Schicksal‘ anzunehmen und so zu ‚normalisieren‘. Seine Erzählungen legen nahe, dass er sich nur behutsam bestimmten Personen anvertraut, so seiner Bezugsbetreuerin und einigen wenigen Peers, von denen er keine Zurückweisung befürchtet. Das bedeutet, dass er ähnlich wie Khalid in ständiger Wachsamkeit lebt und kontinuierlich seine Wahrnehmung überprüft, wem er sich anvertrauen kann und wem nicht. Auch wenn die Betreuerin Markus unterstützt, scheint sie dennoch seine verinnerlichte Homonegativität und deren Auswirkungen auf den Selbstfindungsprozess nicht greifen zu können, so dass er seine Ängste letztlich selbst bewältigen muss.

Asads Vulnerabilität steht in direktem Zusammenhang mit seiner Homosexualität, sie ist ein zentraler Grund für seine Flucht aus seinem Herkunftsland. Auch hat er dort Tod und Gewalt durch islamistische Milizen erlebt, sein Vater und zwei Geschwister wurden von diesen ermordet. Auf der Flucht wurde sein ‚Freund‘

ermordet. Da Asad in seinem Asylverfahren noch keine Sprache für den Grund seiner Flucht fand, ist sein Asylstatus zum Zeitpunkt des Interviews ungeklärt. Eine Rückkehr in sein Herkunftsland würde laut Aussage seiner einzigen (über-)lebenden Schwester seinen sicheren Tod bedeuten. Da auch sie seine Homosexualität ablehnt, hat Asad auch die letztmögliche Anbindung an seine Herkunftsfamilie verloren. Es liegt nahe, dass die Gewalt, die Asad in seinem Leben erfahren hat, ihn psychisch stark belastet. Er hat Todesangst erlebt und sein Leben ist von Angst geprägt; er zeigt Symptome einer Traumatisierung. Da ihm auch in der Wohngruppe Gewalt durch andere fremduntergebrachte Jugendliche wegen seiner Homosexualität widerfahren ist, konnte er diesen Ort nicht als sicher wahrnehmen. Da die Betreuer*innen allerdings sehr schnell einen geschützten Raum für ihn finden konnten, erlebte Asad erstmals eine bedingungslose Akzeptanz und Unterstützung seines Soseins. Gerade vor dem traumatischen Hintergrund seiner Flucht und Selbstfindung erlebt Asad mögliche Ablehnung oder auch Abwertung als extrem bedrohlich; er hat noch keine Strategie, die Angst, die dadurch ausgelöst wird, zu kontrollieren bzw. einzuhegen. Vor diesem Hintergrund ist es für ihn sehr schwer, ein positives Selbstbild zu entwickeln und in Einklang mit seiner Homosexualität zu leben. Die akzeptierende Haltung der Betreuer*innen befördert eine enge, von Hoffnung getragene Bindung mit diesen. Allerdings scheint Asad noch nicht fähig zu sein, eine ausgewogene Balance zwischen Nähe und Autonomie, d. h. eine sichere Bindung, entwickeln zu können. Er scheint noch auf eine bedingungslose Akzeptanz angewiesen zu sein; das zeigt sich auch in der Beschreibung seines Verhältnisses zu seinen Wahlfamilien, die ihre Unterstützung so koordinieren, dass Asad zu keinem Moment das Gefühl haben muss, alleine zu sein bzw. im Stich gelassen zu werden. Scheinbar ermöglicht ihm diese Konstellation, sich seinem Trauma zu nähern und sich ein Umfeld zu schaffen, in dem er sich der Bearbeitung der Geschehnisse annähern kann. Asad hat in seiner Vergangenheit alles verloren, seine Familie, seine Heimat und seine erste Liebe. Er ist stark traumatisiert, wobei sein Trauma durch die ungewisse Zukunft verstärkt wird.

Pauls Vulnerabilität ist gekennzeichnet durch syndemische Effekte, die sich durch die Verwobenheit seiner Sehbehinderung mit seiner Transidentität und seiner Homosexualität ergeben. Das Verhältnis zu seinen Eltern beschreibt er als konflikthaft, so vermuten diese, dass seine Transidentität eine bewusste, freie

Entscheidung gewesen sei, während seine Sehbehinderung angeboren und quasi ‚schicksalhaft‘ sei. Paul erzählt auch sehr wenig über seinen älteren Bruder, der nicht sehbehindert ist. Dieser scheint in seinem Entwicklungsprozess folglich keine unterstützende Rolle zu spielen, auch nicht im Konflikt mit seinen Eltern. Pauls Sehbehinderung beeinträchtigt anfänglich seine schulischen Möglichkeiten, da er in der Regelschule keine angemessene Förderung erhalten hatte. Erst mit dem Wechsel auf ein spezielles Internat für sehbehinderte bzw. blinde Menschen kann er sich intellektuell entfalten. Obgleich Paul seit frühester Kindheit das Gefühl einer männlichen Identität hatte, betrachteten seine Eltern seine Versuche, als Junge zu leben, als kindliche Entwicklungsphase, so dass Paul um diesen Aspekt seines Sosein konfliktuell ringen musste. Der Fokus des Internats wiederum liegt darauf, den Schüler*innen die Möglichkeit zu geben, ihre schulische Laufbahn bestmöglich zu absolvieren, um Freiräume für die Gestaltung eines Berufsweges zu schaffen. Im Vordergrund der pädagogischen Arbeit der Betreuer*innen steht daher nicht die Begleitung der psychosexuellen Entwicklung der Schüler*innen, sondern die Alltagsbegleitung. So erlebte Paul Ausgrenzungen von Mitschüler*innen und anderen Bewohner*innen der Wohngruppen, so dass er letztere auch wechselte. In der Schule erlebte Paul strukturelle Diskriminierungen, da er nicht entsprechend seiner geschlechtlichen Selbstwahrnehmung zugeordnet und auch nicht mit seinem männlichen Namen angesprochen wurde. Die Betreuer*innen unterstützten ihn hier nur sehr wenig, da sie die schulischen Belange nicht als ihr Aufgabenfeld betrachteten. So konnte Paul sich gerade im schulischen Umfeld nicht als selbstwirksam erleben, was sich negativ auf seinen Selbstwert ausgewirkt haben könnte. Allerdings haben die Betreuer*innen versucht, im konfliktuellen Verhältnis zu den Eltern zu vermitteln und es Paul zu ermöglichen, trotz seiner Minderjährigkeit den Transitionsprozess in die Wege zu leiten. Da Paul das binäre Geschlechtermodell verinnerlicht hat, hat er die Phase der Transition, in der er nicht eindeutig männlich zu lesen war, als sehr belastend empfunden. Schließlich erlebte Paul auch nur wenig Unterstützung durch die schwule Community, da deren Angebote meist nicht behindertengerecht sind: Während für andere schwule Jugendliche die Anbindung an die schwule Community eine wertvolle Ressource für die Entwicklung eines positiven Selbstbildes darstellt, konnte Paul aufgrund seiner Sehbehinderung und möglicherweise auch wegen seiner Transidentität keine stabile oder dauerhafte Anbindung an die schwule Community

finden. Die Unterstützungen, die Paul in seiner psychosexuellen Entwicklung erfahren hat, zeigen sich als Module, die auf einzelne Aspekte seines Soseins eingehen, ihn jedoch nicht in der Gesamtheit seines Seins als sehbehinderten, schwulen Trans*mann sehen.

Bei **Max** schließlich kommen ebenfalls syndemische Effekte zum Tragen, die sich aus seiner sozialen Herkunft (prekäres Milieu), seiner ethnischen Herkunft (Person of Colour) und seiner Homosexualität ergeben. Seine Eltern waren geschieden und seine nunmehr alleinerziehende Mutter war ihren Kindern gegenüber gewalttätig. Möglicherweise hatte Max Schuldgefühle wegen der Trennung der Eltern. Die Familie erhielt bereits Maßnahmen der Jugendhilfe und Max hatte erstmals die Möglichkeit, fremduntergebracht zu werden. Er lehnte dies ab und beschrieb die familiäre Situation als noch für ihn „aushaltbar“. Es war Max wichtig, das Bild einer ‚normalen‘ Familie aufrechtzuerhalten; er erzählt, dass er nicht die Vorurteile gegenüber seiner Familie bestätigen wollte und daher das gewalttätige Verhalten seiner Mutter verschwieg. Max und auch Khalids Erzählung verweisen auf die Effekte von Rassismus auf das familiäre Gefüge: Möglicherweise wird die Familie als Ort wahrgenommen, in dem man vor Rassismus geschützt ist und nicht wegen seiner Hautfarbe abgewertet wird. D.h. das kann bedeuten, dass die Familie ein zentraler Ort für die Bewältigung rassistischer Erfahrungen ist und hier der Selbstwert stabilisiert werden kann. Das funktioniert allerdings nur, wenn man den familiären Normen und Werten entspricht, d. h. in anderen Aspekten des Seins nicht gegen diese verstößt. Dann verliert die Familie ihre Funktion als Schutzraum oder kann sogar zu einem bedrohlichen oder lebensgefährdenden Ort werden.

Max erzählt, dass er bereits seit frühester Kindheit nicht den heteronormativen Männlichkeitserwartungen seiner Mutter entsprach. Als sein älterer Bruder auszog, eskalierte das gewalttätige Verhalten der Mutter, Max war ihr schutzlos ausgeliefert. In seiner Not kam er für eine Weile bei seinem Bruder unter, aber nach seiner Rückkehr nahm die Gewalt seiner Mutter derart zu, dass er um sein Leben fürchten musste. Max war sich seiner Homosexualität schon früh gewahr und erlebte wegen seines nicht-normkonformen Geschlechtsrollenausdrucks Abwertungen und Herabsetzungen. Max verdrängte anfänglich seine Homosexualität, zumal er befürchtete, in dem sozialen Milieu, in dem er aufwuchs, dann noch mehr

Diskriminierungen zu erleben. Das heißt, dass Max sich des Wertekanons des prekären sozialen Milieus, in dem er aufwuchs, gewahr war und keine Freiräume für die Entwicklung einer homosexuellen Identität sah. Dazu kommt noch der Umstand, dass er bestimmten soziokulturellen Vorurteilen gegenüber einer PoC-Familie nicht entsprechen wollte: Rassismus in Zusammenwirken mit dem Wertekanon eines prekären sozialen Milieus verhinderten folglich die Entwicklung eines positiven schwulen Selbst. Zudem hatte Max nicht die Möglichkeit, eine sichere Bindung mit seiner Mutter zu erleben, da diese physisch und psychisch gewalttätig war. Es war ihm nicht möglich, bestimmte Gewaltdynamiken zu erkennen und so ihre Gewalttätigkeit für ihn vorhersehbar zu machen. Das hatte zur Folge, dass er gegenüber seiner Mutter in ständiger Wachsamkeit und Angst lebte und auch nicht sein Zimmer als Schutzraum erleben konnte. Auch stand die Mutter seiner Homosexualität ablehnend gegenüber, bzw. ihr Wissen darum veranlasste sie, schwere Gewalt gegen ihn auszuüben, bis hin zu der Androhung, ihn zu töten. Erst in der Fremdunterbringung und mit Unterstützung eines Betreuers war es Max möglich, sich seiner Homosexualität zu nähern. Ein Coming-out war ihm allerdings erst möglich, als er eine Wohnung für sich hatte, hier konnte er erstmals ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit entwickeln.

Die Reflexion der Vulnerabilitätspotenziale zeigt, dass im Wesentlichen die Herkunftsfamilien als Ort der Geborgenheit, des Vertrauens und der Akzeptanz versagt haben. Das gilt insbesondere da, wo die Verwobenheiten verschiedener Vulnerabilitätsfaktoren zum Tragen kamen: Wurde die Familie beispielsweise als Schutzraum vor Rassismus oder Behindertenfeindlichkeit erlebt, verloren die Jugendlichen diesen Schutz, wenn sie gegen andere familiäre Werte verstießen. Das trifft insbesondere bei einem lesbischen, schwulen oder trans* Coming-out zu. Zugleich haben die Jugendlichen eben jene Familienwerte verinnerlicht, wobei Homonegativität auch gesellschaftlich vermittelt wird und sich beispielsweise auch in den Peergruppen zeigt. Die Verinnerlichung der Homonegativität ist eng verbunden mit einem Gefühl von Scham für das eigene Sosein. Mit ihrem Coming-out tragen die Jugendlichen ein hohes Risiko, den Schutzraum der Familie zu verlieren, ebenso eine mögliche Unterstützung und Sicherheit durch ihre Peers. Das bedeutet, dass mit dem Coming-out ein großes Risiko besteht, das nahe soziale Gefüge zu verlieren.

Es ist nachvollziehbar, dass die Angst vor einem möglichen Verlust der Familie und des Freund*innenkreises den Normierungsdruck verstärkt und zu einem verzögerten Coming-out beiträgt. Zudem liegt nahe, dass verinnerlichte Homo- oder Trans*negativität und Scham dazu beitragen, die ‚Verantwortung‘ für das Geschehen im eigenen Sosein zu verorten. Möglicherweise hat dies mit dazu geführt, dass einige Jugendliche die Gewalt in der Familie so lange ausgehalten haben. Das Ausmaß der Bedrohlichkeit, die mit dem Coming-out einhergeht, wird deutlich in dem Ausmaß der Gewalt, die die Jugendlichen teilweise erlebt haben, und zwar wegen ihrer Homosexualität oder Transidentität. Hinzu kommen weitere (sexualisierte) Gewalterfahrungen durch dysfunktionale Familien.

Auch wenn zahlreiche Jugendliche in der Kinder- und Jugendpsychiatrie und schließlich auch in der Fremdunterbringung viel Unterstützung erfahren haben, vermitteln die meisten von ihnen doch den Eindruck, an zentralen Stellen ihres Seins alleine gelassen worden zu sein. So begleiten die Betreuer*innen die Jugendlichen zwar bei den nächsten Schritten, vermitteln auch eine Akzeptanz der Homosexualität oder Transidentität, können aber nicht hinreichend auf die Ängste, Befürchtungen und Verunsicherungen eingehen, die mit dem Coming-out verbunden sind. Meist bleibt auch das Peer-Verhältnis außen vor, bzw. einige Betreuer*innen gehen sogar davon aus, dass die Gruppen sich selbst regulieren (Autopoiesis) und der schwule oder die lesbische Jugendliche sich in der Positionierung innerhalb der Gruppe als selbstwirksam erlebt. Außen vor bleibt bei dieser Überlegung, welche immensen Kräfte notwendig sind, das eigene ‚Anderssein‘ positiv zu besetzen und gegen Diskriminierungen zu schützen. Minoritätenstress ist ein zusätzlicher Stress, der dauerhaft vorhanden ist. Schafft es die Einrichtung nicht, einen diskriminierungsfreien Raum zu schaffen, ist der_die betroffene Jugendliche* kontinuierlich diesem Stress ausgesetzt. Trotzdem beschreiben die Jugendlichen ihre Verhältnisse zu ihren Betreuer*innen oftmals nachsichtig, was möglicherweise dem Umstand, dass es sich letztlich um ein Abhängigkeitsverhältnis handelt, geschuldet sein könnte. In einem Fall kann auch nicht ausgeschlossen werden, dass die strukturellen Rahmenbedingungen des Jugendheims ein transientes Coming-out verhindern, da die Jugendliche befürchten müsste, den Schutz und die Geborgenheit, die sie erstmals dort erlebte, zu verlieren. Letztlich verweisen die geschilderten Vulnerabilitätspotenziale darauf, dass Einrichtungen ihrem Schutzauftrag, den sie gegenüber den Jugendlichen*

haben, nicht hinreichend nachkommen können, wenn sie nicht sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität strukturell-konzeptionell einbinden.

5.3 Beschreibung von Resilienz

Unter **Resilienz** wird im Rahmen des Forschungskontexts die psychische Widerstandskraft eines Menschen, die es ihm_ihr ermöglicht, den Stress, der durch seine Vulnerabilität verursacht wird, zu bewältigen. Resiliente Menschen sind fähig, trotz schwerer Krisen ihr Leben sinnvoll zu gestalten und letztendlich glücklich mit sich und ihrem Dasein zu sein.

Zentral für die Entwicklung einer psychischen Widerstandskraft scheint vor allem das Erleben von sicheren Bindungen zu sein, wobei das Erleben dessen nicht zwangsläufig mit Eltern verknüpft sein muss. Resiliente Kinder und Jugendliche erweisen sich als weniger impulsiv, übernehmen selbstständig Verantwortung und sind häufig aktiv um eine Problemlösung bemüht. Für die Entwicklung von Resilienz scheinen Intelligenz und Humor hilfreich zu sein, ebenso die Fähigkeit, Realitäten zu deuten und ihnen einen Sinn zu verleihen, die Fähigkeit, Beziehungen einzugehen und zu gestalten, Emotionen zu kontrollieren und die Erwartung an sich, selbstwirksam zu sein, d. h. mit dem eigenen Handeln auch etwas zu erreichen. Intrapyschische Grundlage für Resilienz sind folglich die menschlichen Elementarfunktionen wie Bewusstsein, Denken und Vorstellung, Affektivität, Antrieb, Ich-Erleben und Intelligenz. Resilienz ist unweigerlich mit der Entstehung von Gesundheit (Salutogenese) verbunden. Von Bedeutung ist, dass Resilienz kein angeborenes Persönlichkeitsmerkmal ist, sondern entwickelt und gefördert werden kann durch risikomindernde Faktoren, die sowohl in der Person als auch in der Lebensumwelt verortet sein können. Im Forschungskontext bedeutet Resilienz daher vor allem, ein positives Selbstbild als lesbischer, schwuler, trans* oder queerer Mensch zu erlangen und sein_ihr Leben positiv zu gestalten.

Erleben Menschen Diskriminierungen sehr emotional und sind dadurch psychisch belastet, entwickeln sie Strategien, mit den Diskriminierungen und den Belastungen, d. h. ihrer Vulnerabilität, umzugehen. Diese Coping-Strategien können, müssen aber nicht resilient wirken: Das heißt, es gibt Coping-Strategien, die zwar eine (kurzfristige) psychische Entlastung ermöglichen, aber nicht notwendigerweise ein positives

Selbstbild bestärken und den Menschen in seiner psychischen Widerstandsfähigkeit stärken. So kann das Verschweigen der von der Heteronorm abweichenden psychosexuellen Identität zwar situativ entlastend wirken, stärkt aber letztlich nicht den Selbstwert und das positive Selbstbild.

Externe Resilienzfaktoren wiederum sind Ressourcen, die Menschen zur Verfügung gestellt werden, bzw. auf welche sie zugreifen können, um die Belastungen zu bewältigen. Diese können beispielsweise die Unterstützung durch die (Herkunfts-) Familie oder durch die Peergruppe sein, aber auch die schulische Umgebung oder die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft (Community). Ebenso zählen zielgruppenspezifische psycho-(soziale) Beratungsangebote zu den externen Resilienzfaktoren.

Da durch Diskriminierungen, insbesondere durch das ‚Othering‘, nur mittels Abwertung des Anderen ein positiv bewertetes (kollektives) Selbst generiert wird, stellt sich die Frage, wie ‚das Andere‘ mit der Stigmatisierung umgeht. Insbesondere die LSBT*I*Q Communitys haben der Abwertung ein ‚Gay Pride‘ entgegengesetzt und ursprünglich negativ konnotierte Beschreibungen wie lesbisch oder schwul positiv besetzt. Aus der Stigmatisierung heraus ist ein positiv besetztes kollektives Selbst entstanden, welches ein zentraler Resilienzfaktor für LSBT*I*Q Personen sein kann: Die LSBT*I*Q Community fördert und stärkt ein positives Selbstbild als lesbische Frau*, schwuler Mann*, Trans* oder queerer Mensch, indem sie diskriminierungsfreie und wertschätzende Angebote und Räume schafft und so wiederum auch in die Gesamtgesellschaft wirkt. Auch rechtliche Regelungen wie die Abschaffung der strafrechtlichen Verfolgung von Homosexualität, die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare oder die Einführung einer dritten Option für den Personenstand können Resilienz fördern.

5.4 Die besondere Fähigkeit zur Resilienz von lesbischen, schwulen und trans* Jugendlichen

Im Rahmen des Forschungskontextes ist gerade die Frage nach Resilienzpotenzialen von besonderer Bedeutung, denn das führt zu der Frage, welche Ressourcen gestärkt oder zur Verfügung gestellt werden müssen, damit lesbische, schwule oder trans* Jugendliche die besonderen Belastungen, denen sie ausgesetzt sind, so bewältigen

können, dass sie in Einklang mit ihrem Sosein leben und ihr Leben positiv gestalten und bewerkstelligen können.

Cornelius reflektiert seine Lebensumstände dahingehend, dass er in seiner psychosexuellen und intellektuellen Entwicklung durch das soziale Milieu seiner Herkunftsfamilie und die daran anknüpfende familiäre Konstellation beeinträchtigt wird. Er initiiert seine Fremdunterbringung, d. h. er versucht, aktiv sein Problem zu lösen. Die räumliche und emotionale Distanz ermöglicht es ihm, die familiären Dynamiken zu reflektieren und eine Deutungsebene zu kreieren, in der er seinen Ablösungsprozess als Ausdruck seiner kritischen Reflexion der milieuspezifischen Geschlechterrollen und damit einhergehenden Abhängigkeitsstrukturen begreift. Seine besondere Vulnerabilität ist vorrangig in seiner Transidentität begründet, wobei er auch hier aktiv versucht, sein ‚Problem‘ zu lösen, indem er mittels geschlechtsangleichender Maßnahmen bestrebt ist, ein optimales Passing zu erreichen und als Mann ‚gelesen‘ zu werden. Die (physische und soziale) Angleichung an sein empfundenen Geschlecht ermöglicht es Cornelius, sein Leben als Mann positiv zu gestalten; da seine Vulnerabilität auch in einem defizitären Gefühl gegenüber cis-Männern begründet ist, hofft er möglicherweise, so die Differenz zwischen cis-Männern und trans*-Männern größtmöglich zu reduzieren. Bedeutsam scheint in diesem Zusammenhang auch zu sein, dass er vor allem eine körperliche Angleichung anstrebt, aber in habitueller Abgrenzung zu cis-Jungen versucht, einen eigenen Ausdruck seiner Männlichkeit zu finden; er grenzt sich folglich von der sozialen Rolle als Mann ab. Möglicherweise hängt dieser Umstand auch mit seiner sozialkritischen Haltung gegenüber den milieuspezifischen Rollenbildern von Männlichkeit und Weiblichkeit zusammen.

Mit der Transition stabilisiert sich auch sein Selbstwert, so dass sich Cornelius als unabhängiger, reifer, intelligenter und selbständiger junger Mann, der seinen Lebensweg zielstrebig verfolgt, gerieren kann.

Es hat den Eindruck, dass Cornelius vor allem auf intrapsychische Resilienzpotenziale zurückgreift, er ist intelligent, reflektiert, lösungsorientiert und zielstrebig. Diese Resilienzpotenziale können durch den Prozess der Auseinandersetzung um das eigene Sein, die eigene sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität, gefördert und gestärkt werden. Cornelius nutzt externe Ressourcen insofern, als er seine

Fremdunterbringung initiiert und so eine räumliche und emotionale Distanz zu seiner Herkunftsfamilie schaffen kann. Obgleich er seinen Betreuer wohlwollend beschreibt, scheint dieser keine bedeutsame Ressource für die Stabilisierung seiner transidenten Männlichkeit darzustellen. Er begleite ihn zwar zu den notwendigen (medizinischen) Terminen, kann aber Cornelius' Ängste vor einem ungewollten Coming-out in der Wohngruppe nicht abmildern. Auch hier ist Cornelius vor allem auf eigene Ressourcen angewiesen, diese zu bewältigen.

Bei **Emma** wiederum stellt das Geschwisterverhältnis eine wertvolle Ressource für die Entwicklung ihrer psychischen Widerstandskraft dar. Es sind die Schwestern, die Halt geben und auch ihrer ersten gleichgeschlechtlichen Beziehung eher mit Interesse denn mit Ablehnung begegnen. Auch ist es Emma möglich, mit Hilfe ihrer Geschwister den sexuellen Missbrauch offenzulegen und ihre Fremdunterbringung zu initiieren. Da sie insbesondere in Bezug zu ihren Eltern keine sichere Bindung erleben konnte, erlernt sie diese vor allem im Betreuungsverhältnis in der Wohngruppe. Sie betrachtet die anderen Jugendlichen als „Geschwisterkinder“ und schafft sich so eine ‚Familie‘, in der sie eine Position als Kind einnehmen kann. Auch lernt sie im Umgang mit den Betreuerinnen, Vertrauen in erwachsene Menschen haben zu können; hier erlebt sie ihre Subjektwerdung, d. h. sie wird in ihrer sexuellen Selbstbeschreibung akzeptiert und unterstützt. Im dyadischen Betreuungsverhältnis wird Emmas Subjektwerdung auch unterstützt, indem sie selbst entscheidet, ob sie über ihre gewaltvollen Erfahrungen erzählen möchte oder nicht. In der Wohngruppe, bzw. unter den Jugendlichen, wird offen über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt gesprochen, so dass sie das Gruppenklima als offen und akzeptierend erlebt. Dennoch greift Emma im Umgang mit ihrer von der Heteronorm abweichenden sexuellen Orientierung auf Coping-Strategien zurück, die sie in der Zeit ihres sexuellen Missbrauchs erlernte: möglichst unsichtbar zu sein, um so einer erneuten Opferwerdung zu entgehen. Diese Haltung überträgt sie auch auf das Coming-out bzw. die Offenlegung ihrer sexuellen Orientierung. So erzählt Emma, daher noch keine Diskriminierung erlebt zu haben. Diese Strategie erscheint zumindest momentan förderlich, um sich als sexuelles Subjekt zu generieren und zu stabilisieren. Ihre Selbstbeschreibung als „demisexuell“ könnte ebenfalls eine Folge des Umgangs mit dem erlebten sexuellen Missbrauch sein: Emma möchte nicht länger als sexuelles Objekt wahrgenommen werden, sondern als emotionales

Subjekt. In der Bewältigung alltäglicher Probleme und in ihrer Selbstfindung und Subjektwerdung greift Emma auf ihr vertraute Strategien zurück, die sie möglicherweise als hilfreich wahrgenommen hat.

Die geschilderten Coping-Strategien sind zu unterscheiden von Potenzialen und Ressourcen, die ihre psychische Widerstandsfähigkeit bestärken und es ihr so ermöglichen, in Einklang mit sich und ihrer Sexualität zu leben. Ein wesentlicher Faktor scheint hier das dyadische Betreuungsverhältnis zu sein, in dem Emma sichere Bindung erlernt. Auch ist sie fähig, die familiären Strukturen kritisch zu beleuchten und die Täterschaft deutlich dort zu belassen, wo sie hingehört: bei den Tätern. Sie schützt sich emotional, indem sie ihren Eltern die Elternschaft abspricht, d. h. sie hat eigene Vorstellungen darüber, was für sie Elternschaft ausmacht. Die Fähigkeit, sich emotional von den Eltern und dem Täter abzugrenzen, ist eine wertvolle Ressource für ihre psychische Widerstandsfähigkeit. Auch kann Emma in dem Betreuungsverhältnis ihre psychosexuelle Subjektwerdung nachholen. Zugleich schafft sich Emma eine Realität, in der sie weder Gewalt noch Diskriminierung erlebt und in der sie sich beschützt, aufgehoben und akzeptiert fühlt. Sie schafft sich quasi einen ‚heile Welt‘, in der sie ‚gesunden‘ kann.

Auch bei **Khalid** stellt die Geschwisterbeziehung eine wertvolle Ressource für seine Resilienz dar. Da die Eltern getrennt lebten und das Verhältnis zu seiner Mutter vor allem von Gewalt geprägt war, konnte er in Bezug zu seinen Eltern keine sichere Bindungsrepräsentation erleben. Geschwisterbeziehungen sind normalerweise die längsten Beziehungen, die ein Mensch hat. Stabile Bindungen zu den Geschwistern können unsichere Bindungsrepräsentationen zwischen Eltern und Kindern ausgleichen. Die stabile Geschwisterbindung hatte auch nach räumlicher Trennung der Geschwister Bestand, so dass diese für Khalid insbesondere in einer krisenhaften Zeit eine für ihn bedeutsame Ressource darstellte. Auch Khalid konnte auf die Unterstützung seiner Geschwister zurückgreifen und seine Fremdunterbringung initiieren. Das heißt, auch er übernahm Verantwortung für seine Lebensumstände und war aktiv um eine Lösung bemüht. Während er wegen seiner Homosexualität von seiner Mutter misshandelt und sogar mit dem Tod bedroht worden war, war es für Khalid nahezu unmöglich, seine Homosexualität positiv zu gestalten. Erst in der Fremdunterbringung war es ihm möglich, einen positiven Zugang zu

finden. Von besonderer Bedeutung ist dabei der Umstand, auf einen offen schwul lebenden Betreuer zu treffen, der durch sein Sosein ein positives Bild und eine Art von ‚Normalität‘ vermitteln konnte, die es Khalid ermöglichte, sein Schwulsein anzunehmen und zu gestalten. Durch das Vorbild wurde seine Homosexualität für ihn (er-)lebbar. Gerade bei der Gestaltung eines schwulen Lebensentwurfs war die Begleitung durch einen schwulen Betreuer für Khalid von besonderer Bedeutung: Er erzählt, dass er diesem Fragen stellen konnte, die er keinem anderen Betreuer gestellt hätte. Khalid ist unsicher, wie er auf andere schwule Jugendliche zugehen kann, er weiß nicht, wie er Zugang zur schwulen Community erhält und bedarf der Unterstützung bei seinen ersten Kontakten in die Community. Der Betreuer unterstützt Khalid in der Gestaltung seiner schwulen Identität und kann mit ihm beispielsweise auch über mögliche Risiken wie sexuell übertragbare Krankheiten sprechen. Durch seine eigene Homosexualität entsteht so ein ‚Gespräch auf Augenhöhe‘, die lebensweltlichen Informationen, die Khalid von seinem Betreuer erhält, sind für ihn in seinem Coming-out-Prozess eine wertvolle Unterstützung. Auch weiß Khalid um den Rückhalt des Betreuers, falls es zu Konflikten in der Wohngruppe wegen seiner Homosexualität kommen könnte. Gemeinsam mit diesem schaffen sie ein Klima innerhalb der Wohngruppe, in dem für Khalid seine Homosexualität lebbar wird. Die Anwesenheit eines offen lebenden schwulen Betreuers stellt für Khalid folglich eine zentrale Ressource für die Entwicklung seiner Resilienz dar. Schließlich war es Khalid auch möglich, seine Vulnerabilität als Ressource für seine psychische Widerstandsfähigkeit zu gestalten: Er nutzt seine lebensgeschichtlichen Erfahrungen als Ressource, die Abwertungen seiner Mitschüler*innen abzuwehren. Seine Vulnerabilität macht ihn nicht zum Opfer, sondern ermächtigt ihn.

Auch **Friedrich** war es möglich, sich Hilfe zu suchen und ihre Fremdunterbringung zu erwirken. Sie erlebte sich als selbstwirksam und in ihrem Handeln erfolgreich. Friedrich konnte in ihrer parentifizierten Funktion mit ihren Eltern keine sichere Bindungsrepräsentation erleben. Auch hier konnte die stabile Bindung zu einem älteren Bruder die unsichere Bindung zu den Eltern zumindest teilweise kompensieren. Friedrich verlor diesen Halt jedoch mit dem Tod des Bruders und dem Wegzug ihrer älteren Geschwister. Im Verhältnis zu den Eltern erlebte sie sich zugleich machtvoll und ohnmächtig. Friedrich hat einen ausgeprägten Überlebenswillen, ihre Lebensumstände versagten ihr eine altersgerechte psychosexuelle Entwicklung. Sie

lernte, dass sie nur auf sich selbst vertrauen und bauen kann, dass sie von Erwachsenen keine Hilfe zu erwarten hat. Zugleich ist sie mit ihrer Mutter verbunden, sie organisiert deren Leben und lässt ihr Fürsorge zuteilwerden. Indem Friedrich ihrer Mutter von ihrer Liebe zu einem anderen Mädchen erzählt, fordert Friedrich letztlich auch die (mütterliche) Liebe ihrer Mutter ein. Erneut bleibt ihr diese versagt und stattdessen wird diese Liebe von ihrer Mutter und ihrer älteren Schwester sanktioniert. Indem sie ihr androhen, sie in die Psychiatrie einzuweisen, vermitteln sie Friedrich, dass diese Liebe ‚unnatürlich‘ und ‚krankhaft‘ sei. Friedrich ist derart verletzt, dass sie weint. Im Interview erzählt Friedrich nur diese einzige Szene, in der ihre Verletzbarkeit derart offen zutage tritt. Friedrich versucht, mit der erlebten Ablehnung derart umzugehen, dass sie auf eine ihr zur Verfügung stehende Ressource zurückgreift, nämlich ihrer Mutter die Fürsorge zu entziehen, indem sie zu ihrer Großmutter fährt. Indem schließlich der Vater sie bittet, zurückzukehren, erlebt sie sich als selbstwirksam und machtvoll. So kann sie ihren Selbstwert stabilisieren. Es ist ihr sogar möglich, einzufordern, dass nicht länger über ihre Homosexualität gesprochen wird, sondern die Familienmitglieder diese hinnehmen müssen. Nachdem Friedrich mit ihrer Mutter nach Deutschland kommt, dreht sich ihr Leben nur noch um die Fürsorge für ihre Mutter – und ihr eigenes Überleben. Den neuen Partner der Mutter erachtet sie möglicherweise als Konkurrenten um die Fürsorge. In dem daraus resultierenden Konflikt droht die Mutter, Friedrich zurück nach Osteuropa zu schicken, ohne Anbindung an Verwandte. Erneut erlebt Friedrich, dass die ihr zugeordnete Macht nur ‚geliehen‘ ist und ihr jederzeit entzogen werden kann. An diesem Punkt sucht sie Hilfe und erwirkt ihre Fremdunterbringung. Möglicherweise war ihre Angst so groß, zurückgeschickt zu werden, dass sie für sich keine andere Lösung sah. Sie war fähig, aktiv Hilfe zu suchen und das Problem zu bewältigen. So konnte sie sich erneut als selbstwirksam erleben. In der Fremdunterbringung musste sie erst einmal lernen, ihre parentifizierte Rolle loszulassen; es kann vermutet werden, dass ihr das nicht leichtfiel, zumal sie sich darin auch als machtvoll erleben konnte. Der Wechsel in eine kindliche Position konnte nur in einem dyadischen Betreuungsverhältnis gelingen, in dem die Erwachsenen ihr klar die Rolle des Kindes zuordnen, ihr Sicherheit und Stabilität vermitteln und ihr zugleich Grenzen aufzeigen, d. h. erzieherisch wirken. Insbesondere das dyadische Betreuungsverhältnis ermöglicht es, sichere Bindungsrepräsentationen zu erlernen und so eine Balance zwischen Autonomie und

Nähe herzustellen. Zum Zeitpunkt des Interviews zeigt Friedrich nach wie vor ein eher zurückhaltendes Verhalten gegenüber den Betreuer*innen, ein grundlegendes Vertrauen hat sie noch nicht entwickeln können. Vielmehr greift sie auf ihr vertraute Ressourcen zurück, nämlich nur sich zu vertrauen und alleine zurechtzukommen. Zugleich erlebt sie in der Wohngruppe erstmals ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit; sie erzählt, dass sie dort erstmals „Kind“ sein konnte.

Auch mit Blick auf ihre sexuelle Orientierung, die sie als „bisexuell“ beschreibt, vermittelt sie eine stringente Haltung: „akzeptiere es, oder gehe aus meinem Leben“. Diese Haltung reflektiert eher eine Überlebensstrategie, die sie in ihrer parentifizierten familiären Rolle erlernt hat, und weniger das Gefühl, mit der eigenen sexuellen Orientierung in Einklang zu stehen. Während sie ihre bisexuelle Orientierung als einen zu akzeptierenden Aspekt einer sexuellen Vielfalt einfordert, scheint sie in Hinblick auf ihre möglicherweise vorhandene variante Geschlechtsidentität verunsichert zu sein. Diese Verunsicherung kann verstärkt werden durch den Umstand, dass sie in einer Mädchengruppe wohnt und eine mögliche männliche, nicht-binäre oder queere Geschlechtsidentität die Folge haben könnte, die Gruppe verlassen zu müssen. Das möchte Friedrich vermeiden, auch um den Preis, ihrer geschlechtlichen Selbstwahrnehmung nicht gänzlich nachspüren zu können. Auch diese Strategie verweist vor allem auf eine Coping-Strategie, ihre aktuelle Lebenssituation zu bewältigen.

Die Interviews von Friedrich und insbesondere auch Emma verdeutlichen die Notwendigkeit, zwischen Resilienzpotenzialen und Coping-Strategien zu differenzieren. Letztere können zwar dazu beitragen, Hürden, Hindernisse oder belastende Lebenssituationen zu bewältigen, aber vermutlich ermöglichen diese es nicht, in Einklang mit dem eigenen Sosein zu kommen. Auch wenn Friedrich insbesondere auf ihr vertraute Coping-Strategien zurückgreift, zeigen sich auch bei ihr Resilienzpotenziale, wie beispielsweise die Fähigkeit, aktiv Hilfe zu suchen und Probleme zu lösen. Friedrich erlebt sich als selbstwirksam und erfolgreich in ihrem Handeln. Sie ist humorvoll, intelligent und ist fähig, die Strukturen ihrer Herkunftsfamilie kritisch zu beleuchten. In ihrer Selbstbeschreibung zeichnet Friedrich ein Bild von sich als liebevollen und offenen Menschen, der zielstrebig ist und dem es nunmehr möglich ist, keine Angst vor der Zukunft zu haben. Obgleich

Friedrichs Zukunft in Deutschland ungewiss ist, wirkt sie nicht ängstlich; vielmehr scheint es ihr möglich zu sein, anstehende Probleme beiseite zu legen und sich erst dann mit diesen zu befassen, wenn sie virulent sind.

Die strukturellen Rahmenbedingungen stellen sowohl ein Resilienz- als auch ein Vulnerabilitätspotenzial dar. Zum einen wird in dem dyadischen Betreuungsverhältnis der Raum für die Entwicklung einer sicheren Bindungsrepräsentation eröffnet und Friedrich erlebt Erwachsene erstmals in einer erzieherischen und elterlichen Funktion. Auch gibt es Räume für sexuelle Vielfalt, und die Betreuerinnen unterstützen die Subjektwerdung der betreuten Mädchen, indem sie ihnen Handlungs- und Entscheidungsräume eröffnen. Zugleich gibt es strukturelle Grenzen, die in der Binarität der Geschlechter begründet sind: Grenzüberschreitungen in der Geschlechtsidentität könnten möglicherweise zu einem Verlust des Schutzraumes führen.

Markus wiederum beschreibt eine für ihn zufriedenstellende Kindheit, seine Eltern trennten sich, als er zirka ein Jahr alt war. Er wuchs folglich vor allem mit seiner Mutter und später seinem Stiefvater auf. Das Verhältnis zu seinem Vater und seinem Stiefvater beschreibt er als gut. Seine mit der Pubertät einsetzende Depression, die sich auch in einem emotionalen und sozialen Rückzug zeigte, ebenso in nachlassenden schulischen Leistungen, steht in Verbindung mit der inneren Auseinandersetzung mit seinen homosexuellen Gefühlen. Auch empfindet er eine zunehmende Fremdheit zu seiner Mutter. Markus macht eine Therapie und leitet während seines Aufenthalts in der Kinder- und Jugendpsychiatrie einen Schulwechsel ein. Da seine Mutter nach seiner Rückkehr darauf dringt, dass er eine Lehre macht, kann sich Markus nur mittels eines Suizidversuchs als selbstwirksam erleben. Er kommt erneut in die KJP und kann von hier aus seine Fremdunterbringung erwirken. Er erlebt sich als selbstwirksam und erfolgreich. Auch findet hier eine erste Annäherung an seine homosexuelle Orientierung statt, wobei er diese in dieser Lebensphase noch abwehrt. In der Fremdunterbringung ist es ihm jedoch möglich, sich seinen homosexuellen Gefühlen zu nähern. Hier erlebt Markus, dass es einen affirmativen Raum für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt gibt, wodurch diese (er-)lebbar wird. Er öffnet sich gegenüber Betreuer*innen und es ist ihm so möglich, langsam ein positives, schwules Selbstbild zu entwickeln. Er erprobt ein schwules

Coming-out, beispielsweise gegenüber Mitschüler*innen, und kann so seinen Selbstwert stabilisieren. In der Fremdunterbringung ist es ihm zudem möglich, sich von den mütterlichen Erwartungen zu befreien und sein Leben selbst zu gestalten. So nimmt er beispielsweise Musikunterricht und geht regelmäßig zur Schule; auch kann er in der Wohngruppe das Verhältnis von Nähe und Distanz erproben und ausbalancieren. Er erzählt, dass er sich in sein Zimmer zurückziehen kann, wenn er den Bedarf oder die Notwendigkeit verspürt. Resilienz bedeutet auch, die Fähigkeit zu haben, Beziehungen einzugehen und dabei ein ausgewogenes Verhältnis von Nähe und Autonomie herzustellen. Markus erprobt in der Wohngruppe folglich ‚Beziehung‘. In der Fremdunterbringung erlebt er sich als selbstwirksam, erfolgreich und zielstrebig. Er erlebt, dass er sein Leben selbst entfalten und gestalten kann. Auch erlebt er Akzeptanz und Wertschätzung für sein Sosein. Es scheint, als ob die Rahmenbedingungen, die in der Wohngruppe gegeben sind, stabilisierend auf den Selbstwert von Markus wirken und seine Selbstakzeptanz als schwuler Mann befördern.

Asad wiederum ist nicht bereit, sein Schicksal in seinem Herkunftsland anzunehmen, und begibt sich auf die Reise nach Europa, wo er hofft, in seinem Sosein als schwuler Mann akzeptiert und nicht länger mit dem Tod bedroht zu werden. Der Schritt, der Gewalt in seinem Herkunftsland zu entfliehen, ist nicht alleine in seiner Todesangst begründet, sondern auch in dem Gefühl, etwas wert zu sein und das Recht zu haben, so zu sein, wie er ist: schwul. Den Verlust seiner Herkunftsfamilie kompensiert Asad, indem er sich in Deutschland neue Familien schafft, in denen er sich aufgehoben und sicher fühlt; er gestaltet sich eine neue, eigene Wirklichkeit. Auch ist er fähig, Unterstützung und Hilfe einzufordern, sei es bei Gewalterfahrungen durch andere Heimbewohner oder sei es in seinem Asylverfahren. Er fordert aktiv sein Recht ein, homosexuell leben zu dürfen, und wehrt sich gegen Diskriminierungen. Zudem ist es ihm möglich, eine Zukunftsperspektive zu entwickeln und Schritte zu gehen, die es ihm ermöglichen, eine Existenz in Deutschland aufzubauen: Er lernt Deutsch und möchte eine Ausbildung machen. So ist er nun in der Lage, eine Vision zu beruflichen Plänen zu entwickeln. Asad mildert die Erfahrung von Gewalt, die er unter anderem im Jugendheim erlebte, ab und verortet diese in den heteropatriarchalen Herkunftskulturen der anderen Geflüchteten. Dadurch kann er sein Bild einer

wohlwollenden und affirmativen deutschen Gesellschaft aufrechterhalten; möglicherweise hat diese Fantasie ihn durch die Zeit seiner Flucht getragen – und stellt somit eine wertvolle Ressource für sein Überleben dar.

Abwertungen wegen seiner Homosexualität verstärken Asads Trauma, denn er kann noch nicht abschätzen, inwiefern sein Leben bedroht sein könnte. Daher nutzt er eine ihm vertraute Coping-Strategie und verschleiert seine Homosexualität gegenüber Dritten. Seine Betreuer*innen vermitteln ihm Wertschätzung und Akzeptanz seines Soseins und können dadurch möglicherweise dazu beitragen, traumatische Muster zu durchbrechen. Auch ist angesichts der Gewalterfahrungen durch andere geflüchtete Jugendliche der Kontakt zu homosexuellen Geflüchteten bedeutsam für die Entwicklung einer positiven homosexuellen Identität. Daher stellen die Betreuer*innen einen Kontakt zu anderen geflüchteten Homosexuellen her; es zeigt sich, dass dieser Kontakt für Asad eine zentrale Ressource für die Stabilisierung seines schwulen Selbstwerts ist, denn hier erlebt er, dass er mit seinem Schicksal nicht alleine ist. Asad befindet sich folglich in einem Spannungsfeld zwischen der Stabilisierung seines (schwulen) Selbstwerts und der Bearbeitung seiner Traumata, die ebenfalls in seiner Homosexualität begründet sind.

Paul musste aufgrund seiner Sehbehinderung früh lernen, Hindernisse und Hürden zu bewältigen. Indem er beispielsweise erkannte, dass er an einer Regelschule keine angemessene Förderung erhalten konnte und einen Schulwechsel erwirkte, erlebte er sich als selbstwirksam. Auch schloss er die Schule ab und absolvierte eine Ausbildung. Er erlebte sich beruflich als zielstrebig und erfolgreich. Hinsichtlich seiner Transidentität stellte das Verhältnis zu seinem transidenten Cousin eine zentrale Ressource für eine positive Identitätsentwicklung dar; die Gespräche mit dem Cousin wurden zu einem Ort der Selbstvergewisserung und Selbstermächtigung. Auf internatsbezogene Resilienzfaktoren konnte Paul nur bedingt zurückgreifen, so erlebte er seinen Betreuer zwar als unterstützend, insbesondere im Konflikt mit seinen Eltern um seine Transidentität, aber zugleich als nicht unterstützend bezüglich der Diskriminierungen, die er in der Schule erleben musste. Von großer Bedeutung scheint für ihn eine offen lebende lesbische Betreuer*in gewesen zu sein, die ihn in seiner Transidentität bestärkte und unterstützte. Seine Betonung des Umstandes, dass die Betreuer*in lesbisch war, legt nahe, dass ihre lebensweltlichen Erfahrungen

als Lesbe eine Nähe herstellten, in der er sich in seiner Ganzheit als sehbehinderter, schwuler Trans*Mann wahr- und angenommen fühlte.

Paul ist fähig, sich selbst zu ermächtigen und weitere Ressourcen einzuholen, die seinen Selbstwert und sein Sosein stabilisieren. So hat ihn der Austausch mit anderen Trans*Personen an einem Trans* Stammtisch dahingehend ermächtigt, die psychosozialen Belastungen, denen er ausgesetzt war, zu bewältigen. Demgegenüber erlebte er in der schwulen Community eher einen Ausschluss, da die von ihm genutzten Angebote nicht behindertengerecht waren, er also nicht in seiner Ganzheit wahrgenommen wurde. Auch für Paul stellte die Phase der Transition einen höchst vulnerablen Zeitraum dar. Als Mann ‚gelesen‘ zu werden, stabilisiert seinen Selbstwert. Das bedeutet, dass geschlechtsangleichende Maßnahmen gleichermaßen wie bei Cornelius psychisch stabilisierend wirken und somit einen zentralen Resilienzfaktor darstellen.

Max schließlich wandte sich ebenso wie Cornelius, Emma, Khalid, Friedrich und Markus an die Jugendhilfe und erwirkte eine Fremdunterbringung. Der häuslichen Gewalt, die er durch seine Mutter erlebte, begegnet er zuvor mit einem Rückzug in eine Fantasiewelt, in der er sich als machtvoll und selbstwirksam erleben konnte. Da in dieser Fantasiewelt auch fluide Geschlechtsidentitäten vorkommen, war es Max möglich, sich seinem homosexuellen Begehren zu nähern. Auch scheint in dem familiären Gefüge die Bindung zu dem älteren Bruder eine bedeutsame Rolle zu spielen, da dieser ihn vor dem gewalttätigen Verhalten seiner Mutter schützte und ihm auch nach seinem Auszug aus der mütterlichen Wohnung Schutz vor der Gewalt der Mutter bot. Schließlich unterstützte der ältere Bruder ihn darin, beim Jugendamt Hilfe einzuholen.

In der Fremdunterbringung war es Max möglich, zur Ruhe zu kommen und sich seiner Homosexualität zu nähern, indem sein Bezugsbetreuer ihm einen Möglichkeitsraum eröffnete, dadurch, dass er eine mögliche Homosexualität benannte. Max war jedoch in seiner sexuellen Orientierung derart verunsichert, dass er erst später, als er alleine wohnte, sein äußeres Coming-out bewerkstelligte. Dennoch stellte die Benennung und Akzeptanz von Homosexualität durch seinen Betreuer eine überaus wertvolle Hilfe in der Auseinandersetzung mit seiner möglichen Homosexualität dar. Er hatte viele Jahre Abwertungen wegen seiner von der Heteronormativität abweichenden

männlichen Repräsentation erlebt, so dass er in seiner Homosexualität stark verunsichert war.

Das äußere Coming-out erlebt Max als befreiend und tragend für seine Selbstfindung. Er entzieht sich dem heterosexuellen Normierungsdruck, ist nunmehr fähig, sich von Menschen zu lösen, die ihn nicht so akzeptieren, wie er ist. Mit dem Coming-out hat folglich eine Selbstvergewisserung stattgefunden, die auch seine psychische Widerstandsfähigkeit gestärkt hat. Das Coming-out stellt eine bedeutsame Resilienzressource für Max dar; sein offen schwules Leben befähigt ihn, sein Leben aktiv zu gestalten und in Einklang mit seinem Sosein zu sein.

Die Reflexion der Resilienzpoteziale der interviewten Jugendlichen zeigt die besondere Bedeutung stabiler Geschwisterbeziehungen, denn diese können unsichere Bindungsrepräsentationen der Eltern zumindest teilweise kompensieren und vor Gewalt schützen. In den Geschwisterbeziehungen erleben sich die Jugendlichen als handelnde und handlungsfähige Subjekte, so begleiten und unterstützen viele Geschwister den Gang zum Jugendamt und die Initiierung der Fremdunterbringung. Ein zentraler intrapsychischer Resilienzfaktor scheint die Fähigkeit der interviewten Jugendlichen zu sein, Hilfe einzufordern, die meisten von ihnen sind sogenannte Selbstmelder. Auch können sie Wirklichkeiten schaffen, in denen sie sich sicher und aufgehoben fühlen. Sie gestalten neue Familien und schaffen Räume, in denen sie sich angenommen und akzeptiert fühlen. Sie entwickeln Strategien, die gewalttätigen Erfahrungen in ihr Leben zu integrieren, beispielsweise indem sie diese abmildernd beschreiben. Das erlaubt es ihnen, sich nicht dem vollständigen Ausmaß der Gewalt auszusetzen, sondern sozusagen ‚portionsweise‘ zu verarbeiten.

Resilienz im Forschungskontext bedeutet aber auch, in Einklang mit der eigenen Homosexualität und/oder Transidentität zu leben und das eigene Leben positiv zu gestalten. Ein überaus bedeutsamer Resilienzfaktor scheint dabei eine akzeptierende und wertschätzende Haltung der Betreuer*innen zu sein, aber insbesondere ihre eigene lebensweltliche Erfahrung. So betonen die Jugendlichen in den Interviews die besondere Bedeutung dessen, dass ihre Betreuer*innen offen lesbisch oder schwul waren. Durch die lebensweltlichen Erfahrungen der Betreuenden erleben die Jugendlichen, dass ihr Sosein ‚lebbar‘ ist; es werden Möglichkeitsräume eröffnet, die die Jugendlichen befähigen, sich ihrer sexuellen oder geschlechtlichen Variationen

positiv zu nähern und diese letztlich anzunehmen. Auch das Coming-out wird als ‚befreiend‘ beschrieben, da damit eine Ablösung von dem heterosexuellen Normierungsdruck stattfindet und der Weg zu sich selbst geöffnet wird. Die Jugendlichen erleben sich in Einklang mit sich und ihrer Umwelt.

5.5 Rekursive Betrachtung der Expert*innen Interviews

In den Interviews mit den Fachkräften wird die zentrale Bedeutung des (dyadischen) Betreuungsverhältnisses betont. Viele fremdplatzierte Jugendliche haben in ihren Herkunftsfamilien soziale und emotionale Deprivation und (sexuelle) Gewalt erlebt, so dass es ihnen nicht möglich war, eine sichere Bindungsrepräsentation zu entwickeln. Psychologisch zeigt sich sichere Bindung in der „Fähigkeit, Bedürfnisse nach emotionaler Verbundenheit und Autonomiebestrebungen gleichermaßen kognitiv und emotional zu integrieren und ausgewogen zu repräsentieren“ (Gloger-Tippelt 2001: 167). Sichere Bindungsrepräsentationen finden sich bei Erwachsenen mit positiven und mit negativen Kindheitserfahrungen. Sichere Bindung ist folglich auch im Erwachsenenalter erlernbar (erworbene sichere Bindungsrepräsentation). Ermöglicht wird das unter anderem durch intensive Verarbeitungsprozesse der gewaltvollen oder ‚widrigen‘ Kindheitserfahrungen; die Kontexte der Verarbeitungsprozesse sind meist therapeutischer Art, wobei diese aber durch die Strukturen und Gegebenheiten beispielsweise in der Fremdunterbringung effektiv begleitet werden können. Auch wird angenommen, dass ab dem Jugendalter intime Freund*innen und Beziehungspartner*innen die Stellung der Eltern als ‚sichere Basis‘ langsam ablösen. Auch das stellt eine Möglichkeit dar, jenseits des familiären Kontextes sichere Bindung zu erlernen. Da die Jugendlichen vor allem unsichere Bindungsrepräsentationen zeigen, sichere Bindung aber erlernbar ist, kommt den Bezugsbetreuer*innen und dem Betreuungsverhältnis eine besondere Bedeutung zu.

Eine unsicher-distanzierte Bindungsrepräsentation kann ihre Ursachen unter anderem in fehlender Zuwendung und emotionaler Ablehnung als Kindheitserfahrung haben. Ein unsicher-distanziertes Bindungsverhalten kann sich unter anderem in der Betonung der eigenen Stärke und Unabhängigkeit bei gleichzeitiger Geringschätzung von Beziehungen und Verbundenheiten mit anderen Menschen zeigen. Unsicher-distanzierte Menschen vermeiden emotionale Themen, insbesondere wenn sie mit negativen Gefühlen verbunden sind. Negative Erfahrungen aus der Kindheit werden vorrangig abgewehrt, d. h. deren Auswirkungen auf das heutige Sein als unbedeutend abgetan. Eine unsicher-distanzierte Bindungsrepräsentation wirkt sich auch auf das (Er-)Leben von Beziehungen aus, denn diese Personen zeigen sich in

Partner*innenschaften weniger offen, kommunizieren weniger gefühlsbezogen und sind weniger fähig, Konflikte konstruktiv zu lösen.

In der unsicher-präokkupierten Bindungsrepräsentation wird ausdifferenziert zwischen passiv-präokkupierten, ärgerlich/konflikthaft präokkupierten und angstvoll präokkupierten Repräsentationen. Bei letzterem ist eine Abgrenzung zu Reaktionen auf traumatische Ereignisse nicht immer möglich (z. B. Emma, Asad). Die Kindheitserfahrungen von unsicher-präokkupierten Personen werden dahingehend beschrieben, dass sie insgesamt zu wenig emotionale Zuwendung (Liebe) und Unterstützung von ihren Bindungsfiguren erfahren haben, aber zugleich deren Bedürfnissen sehr viel Aufmerksamkeit schenken mussten (z. B. Friedrich). Auch berichten Personen mit einer unsicher-präokkupierten Bindungsrepräsentation, dass sie in ihrer Kindheit aus einer „Überängstlichkeit heraus überbehütet“ wurden (Gloger-Tippelt 2001: 206), so dass es den Jugendlichen besonders in der Pubertät erschwert wurde, sich allmählich zu lösen (z. B. Cornelius). Die Kindheitserfahrungen in der Herkunftsfamilie scheinen eine große Bedeutung für Menschen mit einer unsicher-präokkupierten Bindungsrepräsentation zu haben. Zugleich scheint es für sie von besonderer Bedeutung zu sein, dass ihre Wahrnehmungen und Interpretationen bestätigt werden und ihre Person anerkannt wird. In ihrem sozialen Gefüge scheinen sich unsicher-präokkupierte Jugendliche schlecht von anderen abgrenzen zu können, sie geraten leicht in die Opferposition und ziehen sich zurück (z. B. Khalid, Max). Zugleich kann es den Jugendlichen schwerfallen, ihre Emotionen zu regulieren und situationsadäquat zum Ausdruck zu bringen.

Aufgrund des dysfunktionalen Verhaltens der primären Bezugspersonen entwickeln die Jugendlichen wenig Vertrauen in die Verfügbarkeit und Verlässlichkeit wichtiger Bezugspersonen (siehe Friedrich) und in Verbindung damit ein negatives Selbstbild; sie haben den Eindruck, es nicht ‚wert zu sein‘, Zuwendung und Unterstützung zu erhalten. Auch erleben sie sich nicht als selbstwirksam und haben Schwierigkeiten, das Verhalten anderer Personen absehen bzw. vorhersehen zu können. Schließlich weisen sie oftmals auch eine geringe Autonomie auf, d. h. sie haben Probleme, die Grenzen anderer zu sehen, aber auch die eigenen Grenzen wahrzunehmen und zu erspüren und sich unabhängig von anderen wahrzunehmen, also als eigenständiges Individuum (Gloger-Tippelt 2001: 213).

Betreuer*innen haben in dem dyadischen Erziehungsverhältnis folglich die herausfordernde Aufgabe, die Jugendlichen darin zu unterstützen und zu begleiten, eine sichere Bindungsrepräsentation zu erlernen, sich als selbstwirksam zu erleben und Vertrauen in die Verfügbarkeit und Verlässlichkeit von Erwachsenen herzustellen.

Bei Betrachtung der spezifischen Vulnerabilität, die sich durch das Erkennen und Erleben von ‚Anderssein‘, insbesondere durch von der heterosexuellen Norm abweichende sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität, ergibt, wird deutlich, dass der Prozess des ‚inneren Coming-outs‘ zuerst einmal zu einer zusätzlichen Verunsicherung des Selbst führen kann. Da Jugendliche mit einer unsicheren Bindungsrepräsentation einen negativen Selbstwert aufweisen, kann diese Selbstwahrnehmung durch die empfundene Normabweichung verstärkt werden; Mobbing in der Schule oder im Ausbildungsumfeld, das vor allem auf Zuschreibungen und weniger auf Selbstoffenbarungen basiert, fällt ebenfalls auf einen ‚fruchtbaren Nährboden‘, da diese Jugendlichen ein größeres Risiko tragen, in die Opferrolle zu geraten. Auch das Erleben von Mobbing kann den Selbstwert zusätzlich destabilisieren, da die Jugendlichen auch nach Bestätigung und Anerkennung streben – und genau das Gegenteil erleben. Der mögliche soziale Rückzug ist daher sowohl Ausdruck einer unsicheren Bindungsrepräsentation als auch eine Coping-Strategie, der Opferwerdung zu entgehen und das Selbst zu schützen. Der zentrale Punkt ist, dass es eben beides sein kann: Rückzug als Selbstschutz und Rückzug als Ausdruck einer unsicheren Bindungsrepräsentation.

Mit Offenlegung der geschlechtlichen oder sexuellen Variation streben die Jugendlichen nach Anerkennung und Bestätigung ihres Soseins. Wird dieses jedoch sanktioniert, beispielsweise durch Gewalt, Ausschluss oder Abwertungen, verstärkt dies die ohnedies schon vorhandene unsichere Bindungsrepräsentation. Der geringe Selbstwert paart sich nun mit Gefühlen von Scham und Schuld, denn andere würden möglicherweise nicht so reagieren, wenn das eigene Sein der Norm entspräche. Die Verantwortung für die (familiäre) Lebenssituation wird nun im Selbst verortet. Da ihr Sosein sanktioniert wird, können sich die Jugendlichen nicht als selbstwirksam und selbstermächtigend erleben. Sie entwickeln Strategien, ihr Sosein zu verbergen, um möglichen Sanktionen zu entgehen. Auch diese Strategie destabilisiert letztlich ihren Selbstwert.

Es liegt nahe, dass insbesondere die Verbindung von dysfunktionalen Herkunftsfamilien und damit einhergehende unsichere Bindungsrepräsentationen mit einem verunsicherten Selbst wegen der heteronormabweichenden sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität die psychischen Belastungen deutlich erhöhen kann, bis hin zu einem erhöhten Suizidrisiko. LSBT*I*Q Jugendliche, die fremdplatziert werden, sind folglich in der Regel höchst vulnerabel und sie können nur bedingt auf ihre Resilienzpotenziale zugreifen.

Die beispielhaft dargestellten Verwobenheiten von unsicherer Bindungsrepräsentation und spezifischer Vulnerabilität und die daraus resultierenden Dynamiken verweisen auf die Notwendigkeit, diesem Aspekt im Betreuungsverhältnis eine besondere und erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken: Die Berücksichtigung syndemischer Effekte auf die Vulnerabilität insbesondere lesbischer, schwuler, trans*, inter* und genderqueerer Jugendlicher in der (sexual-)pädagogischen Arbeit mit fremduntergebrachten Jugendlichen ist ein zentraler Gelingensfaktor für die Durchsetzung des Kindeswohls, Erfüllung des Schutzauftrags und letztlich für die Begleitung und Unterstützung des jungen Menschen, „die wachsende Fähigkeit und das wachsende Bedürfnis des Kindes oder des Jugendlichen zu selbstständigem, verantwortungsbewussten Handeln [...] zu fördern“ (SGB VIII, § 9 (2)).

Um den Raum für das Erleben von sicherer Bindung zu eröffnen, verweisen die Interviews mit den Jugendlichen auf die Notwendigkeit, dass sich die Betreuer*innen mit ihrem Verständnis von und ihrem Verhältnis zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt auseinandersetzen und positionieren. Cis-heterosexuelle Betreuende sollten sich auch gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse gewahr sein, die mit ihrem Sosein verbunden sind, d. h. letztlich muss eine Auseinandersetzung mit den Privilegien einhergehen, die mit einer heteronormkonformen Lebensweise verbunden sind. In dem Nicht-benennen der eigenen sexuellen Orientierung wird eine ‚Normalität‘ vermittelt, in der nur die Normabweichung benannt und sichtbar wird, das eigene heterosexuelle Sein hingegen als selbstverständlich und nicht ‚offenbarungswürdig‘ erachtet wird.

Für das Gelingen einer stabilen Bindung ist es aber auch notwendig, dass lesbische, schwule, trans* oder queere Betreuer*innen sich mit ihrer verinnerlichteten Homo-

oder Transnegativität auseinandersetzen, die sich beispielsweise darin ausdrücken kann, ihre sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität nicht offenzulegen:

D-C.: *Das ist, erstmal nehme ich sie so an, wie sie sind und sie sollen mich als Betreuer so annehmen. Und mit der Zeit, wenn eine Beziehung wirklich aufgebaut ist, da geht das sehr viel um Beziehung und auch gegenseitiges Vertrauen, dann ist das etwas, was ich durchaus auch mal erwähnen kann. Aber nicht muss.* #00:39#

Mit dieser Coping-Strategie, die in bestimmten beruflichen Kontexten möglicherweise auch geboten ist, wird allerdings auch vermittelt, dass für das ‚Anderssein‘ kein wertschätzender und offener Raum vorhanden ist; dabei wird das Nicht-Gelingen eines affirmativen Raums im Selbst verortet und die Verinnerlichung der Zuschreibung des ‚Andersseins‘ angenommen. Indem LSBT*I*Q Betreuende ihre geschlechtliche Vielfalt verschweigen, führen sie daher nicht nur den Normierungsdruck, der ohnehin schon auf den Jugendlichen lastet, fort, sondern stabilisieren die heteronormative Ordnung.

Auch die sprachliche Abwertung und stereotype Darstellung von Schwulen ist Ausdruck von verinnerlichter Homonegativität:

B: *[...] Also der Schwuli hatte immer Rentierschube an und hellblaue Augen...* #00:31#

Ulrike Schmauch (2014) schreibt zu verinnerlichter Homonegativität: „Es ist leicht, sich modern und politisch korrekt zu geben und angeblich überhaupt kein Problem mit Homosexualität zu haben. Schwerer ist es, eigene, auch gemischte Gefühle zuzulassen, Ängste, Wünsche und Ablehnung bei sich wahrzunehmen, vielleicht auch Neid oder Ärger darüber, dass sich manche Menschen bestimmte Freiheiten ‚herausnehmen‘“. (Schmauch 2014: 42 f.). Die derogative Benennung des schwulen Jugendlichen als „Schwuli“ ist die Fortführung einer Erlebenswelt, in der die Jugendlichen beispielsweise als „Schwuchtel“ herabgesetzt wurden. Auch wenn die Fachkraft den Jugendlichen nicht offen oder direkt so beschreiben mag, drückt diese Formulierung doch seine verinnerlichte Selbstabwertung aus. Diese könnte ein Hindernis für einen affirmativen und wertschätzenden Zugang zu der sexuellen Orientierung des Jugendlichen darstellen.

Die von uns interviewten Jugendlichen erzählen von ihren Herkunftsfamilien als unsichere Räume, in denen ihre Subjektwerdung als Lesbe, Schwuler, Trans*

oder queerer Mensch nicht möglich war. Zu einer psychischen Stabilisierung der Jugendlichen und der damit einhergehenden Förderung ihrer psychischen Widerstandsfähigkeit kann also die Vermittlung der Wohngruppe als ‚sicherer Ort‘ wesentlich beitragen. Da die Subjektwerdung insbesondere mit der Ausgestaltung der sexuellen oder geschlechtlichen Identität verknüpft ist, werden Angebote, die sich auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt beziehen, als stärkend wahrgenommen. So erzählt Khalid beispielsweise, dass er mit seinem Betreuer Filme schaute, die sexuelle und geschlechtliche Variationen beinhalteten. Auf diese Weise ist es Khalid möglich, seine sexuelle Orientierung geschützt in der Wohngruppe zu entfalten. Auch Markus erzählt, dass geschlechtliche Vielfalt in seiner Wohngruppe offen thematisiert wurde und so ein Raum geschaffen werden konnte, sein Sosein offen zu entfalten und auszugestalten. Und Paul schließlich erzählt ebenfalls, dass er möglicherweise seinen Transitionsprozess früher hätte beginnen können, wenn er entsprechende Informationen gehabt hätte.

Ein für LSBT*I*Q Jugendliche als ‚sicherer Ort‘ wahrgenommenes soziales Umfeld, in dem sie ihrer sexuellen Orientierung und/oder ihrer Geschlechtsidentität nachspüren und diese entfalten können, muss folglich gestaltet werden: Durch Gruppenangebote, gemeinsame Aktivitäten und letztlich durch Vernetzung mit der LSBT*I*Q Community.

Diese von U. Schmauch (2014) als Sach- und Methodenkompetenz beschriebene Notwendigkeit zeigt sich in dem Wissen um die besonderen Lebenslagen und Vulnerabilitäten von LSBT*I*Q Jugendlichen, aber auch deren spezifische Ressourcen, sowie eben die Handlungsfähigkeit in diesem Bereich. Eine Handlungsfähigkeit kann sich beispielsweise darin zeigen, Transitionsprozesse aktiv zu begleiten, d. h. den die Jugendliche in der Abwägung möglicher Transitionsschritte wie geschlechtsangleichende Operationen, Einfindung in den dem selbstbestimmten Geschlecht zugehörigen sozialen Rollen, kritische Auseinandersetzung mit sozialen Rollen und Förderung eines eigenen Geschlechtsausdrucks aktiv begleiten zu können. Dazu bedarf es eines umfassenden Wissens um geschlechtliche Selbstbeschreibungen, die sich innerhalb einer binären Geschlechterordnung, aber auch außerhalb dessen bewegen können, eines grundlegenden Wissens um rechtliche Rahmenbedingungen und schließlich auch um spezifische Ressourcen, die

der_dem Jugendlichen* zur Verfügung stehen könnten. Diese Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit beschreibt Schmauch als ‚Sozialkompetenz‘. Obgleich sich solche Kompetenzen auf die soziale Fachkraft als Einzelperson beziehen, „sind [sie] jedoch immer zusammen zu denken mit einem institutionellen Rahmen, einem Kontext, der ihre Entwicklung erst ermöglicht“ (Schmauch 2020: 310). Denn die von ihr beschriebenen Kompetenzen können nur in einem Kontext wirksam werden, in dem sexuelle und geschlechtliche Vielfalt nicht nur akzeptiert, sondern auch gefördert wird.

Die Sozialkompetenz setzt sich aus der Kommunikationsfähigkeit und der Kooperationsfähigkeit im Bereich sexueller Orientierung und geschlechtlicher Identität zusammen. Die Kommunikationsfähigkeit kann sich nur aus sprachlicher Sensibilität entwickeln. Sprache konstruiert unsere Wirklichkeit. Butler versteht Menschen als „sprachliche Wesen“, [...] die der Sprache bedürfen, um zu sein“ (Butler 2006: 9). Das Subjekt ist Butler zufolge etwas, das diskursiv und durch die Anrede von anderen konstituiert und erzeugt wird. „Somit ist die ‚Existenz‘ des Subjekts in eine Sprache ‚verwickelt‘, die dem Subjekt vorausgeht und es übersteigt, eine Sprache, deren Geschichtlichkeit eine Vergangenheit und Zukunft umfasst, die diejenige des sprechenden Subjekts übersteigt“ (Ebd.: 51). Die angebliche „Natürlichkeit“ eines Geschlechtsunterschieds wird ebenfalls diskursiv erzeugt und durch das ständige Wiederholen von sprachlichen Äußerungen zu vollziehenden, performativen Handlungen.

Letztlich bedeutet dieser Exkurs zu Sprache als performativem Akt nichts anderes, als dass dadurch, wie Menschen beschrieben bzw. benannt werden, diese auch ‚gemacht‘ werden und ihr ‚Sein‘ bestimmen. Mittels Sprache wird eine heteronormative Wirklichkeit geschaffen, die nicht-heterosexuelle Menschen ausgrenzt und stigmatisiert: Indem die Fachkräfte beispielsweise nicht selbstbestimmte Beschreibungen aufgreifen, führen sie den heterosexuellen Normierungsdruck fort und ebenso eine Wirklichkeit, in der Nicht-Heterosexualität oder Nicht-Cis-sein als ‚das Andere‘ generiert und prolongiert werden.

B: *Wir haben Homosexuelle gehabt, wir haben lesbische Mädchen gehabt, wir haben mindestens zwei oder drei, ja, transsexuell sagt man heute nicht mehr, es ist aber mein Lieblingswort dazu.*

#00:14#

In dem angeführten Zitat werden zwei semantische Brüche offengelegt: So wird zwischen ‚Homosexuellen‘ und ‚Lesben‘ unterschieden, obgleich Lesben ein zentrales Kriterium von Homosexualität erfüllen, ein gleichgeschlechtliches Begehren.¹⁸ Indem sie aus der Gruppe der Homosexuellen sprachlich ausgeschlossen werden, werden sie auch historisch soziokulturell ausgeschlossen, aus der Geschichte der Verfolgung Homosexueller, aus homosexueller Selbstrepräsentation usw.; durch den sprachlichen Ausschluss werden lesbische Erfahrungswelten unsichtbar gemacht. Auch zeigt sich in dem angeführten Zitat die ablehnende Haltung der Fachkraft gegenüber selbstbestimmten Selbstbeschreibungen; mit der offenen Ablehnung eignet sie sich eine Form diskursiver Herrschaft an. Werden geschlechtliche Selbstbeschreibungen von den Fachkräften nicht mitgetragen, wird die von den Jugendlichen geschaffene diskursive Wirklichkeit infrage gestellt – was eine weitere psychische Destabilisierung befördern kann.

Auch sprachliche Beschreibungen wie die, dass ein Mensch sich „im falschen Körper“ befunden hat, verortet das ‚Anderssein‘ in der Person und nicht in dem Umstand, dass das bei Geburt anhand weniger biologischer Merkmale zugeordnete Geschlecht nicht dem psychologischen Geschlecht entspricht. Auch legt die Beschreibung „falscher Körper“ nahe, dass von einem bestimmten Bild, wie ein Mann, wie eine Frau auszusehen hat, ausgegangen wird. Die soziale Konstruktion dieser Bilder (und die damit erschaffene Wirklichkeit) wird noch nicht hinterfragt:

T-S: *Also auch so ein Mädchen, und die hat sich zunächst mal, also es war immer, ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich spüre das einfach, dass, dass Menschen nicht in ihrem Körper, dass sie einen falschen Körper haben oder so. #00:20#*

Einerseits greift die Fachkraft möglicherweise das Erleben des_der Jugendlichen* auf, nicht in Einklang mit dem Körper zu sein, diesen sogar abzulehnen. Diese empfundene Körper-Dysphorie bzw. Geschlechtsdysphorie (DSM-5) ist andererseits auch Ausdruck einer Pathologisierung der Transidentität, die sich auch in dem in Deutschland gültigen ‚International Code of Diseases and Related Health

¹⁸ Zur Verdeutlichung des Ausschlusses sei hier auf ein analoges Beispiel verwiesen, die Unterscheidung von „Menschen und Frauen“.

Problems‘ (ICD-10 GM) niederschlägt, nämlich als ‚Störung der Geschlechtsidentität‘ (F 64). Die Psychopathologisierung geschlechtlicher Vielfalt wird von einigen Trans*Personen verinnerlicht und folglich erlebt. Der Pathologisierung steht der Gedanke von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt entgegen, wobei hier auch die Frage nach der vermeintlichen ‚Natürlichkeit‘ binär-geschlechtlicher Repräsentationen gestellt werden muss. Das heißt, dass Geschlechtsdysphorie möglicherweise auch Folge und Ausdruck einer verinnerlichten cis-heteronormativen Gesellschaftsordnung ist. Daher ist es notwendig, im Erziehungsverhältnis Raum zu schaffen für unterschiedliche geschlechtliche Repräsentationen.

Auch in dem nachfolgenden Zitat werden heteronormativ konnotierte Geschlechterrollenbilder transportiert, wobei diesen auch bestimmte Ausdrucksformen zugeordnet werden: Nur Frauen dürfen ihren Körper durch Bemalung (Schminken) gestalten; diese hat zudem bestimmte Normen zu erfüllen, nicht jede Bemalung wird als adäquat betrachtet. Eine performative Normabweichung, wie sie durch einen sich schminkenden Jungen repräsentiert wird, wird sanktioniert, indem dieses Verhalten entwertet wird. Möglicherweise kann die Abwertung von dem Jugendlichen nicht nur als weitere Verunsicherung des eigenen Soseins empfunden werden, sondern auch eine Verunsicherung bezüglich des Entfaltungsraums seiner psychosexuellen Identität.

B: *Also von daher, und da hat sich auch keiner gewundert. Ich habe dann gesagt: „Ist das jetzt für irgendwen ein Problem?“ Jetzt trägt er Lidschatten und sieht noch hässlich damit aus, aber irgendwie wird die Übergangsphase... #00:43#*

Obleich die Fachkraft eine Parteilichkeit für den queeren Jugendlichen signalisieren möchte, wird zugleich eine Angleichung an heteronormative Geschlechterbilder eingefordert, indem geschlechtliche Uneindeutigkeit nur als „Übergangsphase“ hingenommen wird. Dieses Zitat verweist folglich auf eine Ambivalenz seitens des Betreuers, die in einer verinnerlichten Homo- oder Transnegativität begründet sein kann.

Nach Schmauch ist ein weiterer Aspekt der Sozialkompetenz die Kooperationsfähigkeit. Diese kann sich darin zeigen, aktiv Kooperationen mit Fachkräften, Einrichtungen usw. der LSBT*I*Q Community einzugehen. Eine Vernetzung in

die LSBT*I*Q Community scheint bei den Personen, die sich selbst als homosexuell beschreiben, gegeben zu sein:

B: *Also ich bin immer auf dem CSD und arbeite da backstage. Ich bin hin und wieder, also ich kenne die Organisatoren des CSD, das sind gute Freunde von mir. Ich bin, ich habe eine Lesung gemacht im schwul-lesbischen-Kulturhaus, also ... Ich bin mit den einzelnen, ich kenne die Ärzte, die schwul oder lesbisch sind. #01:03:29#*

Die Vernetzung auf einer persönlichen Basis erlaubt es der Fachkraft, im Bedarfsfall auf spezifische Ressourcen zurückgreifen zu können. Dieses Wissen steht letztlich jedoch nicht allen Teammitgliedern zur Verfügung, sondern müsste im Bedarfsfall erfragt oder aber zusätzlich eruiert werden. Dieser Umstand stellt einen erhöhten zeitlichen und personellen Aufwand dar, der durch aktive Kooperationen abgemildert werden könnte. Somit ist zu unterscheiden zwischen Vernetzungen und einer Kooperation, die eine strukturelle und konzeptionelle Einbettung des Themas ermöglichen würde.

Auch ist von eigenen Erfahrungsräumen in der LSBT*I*Q Community nicht darauf zu schließen, dass Themen und damit verknüpfte Lebenswelten jenseits der eigenen sexuellen oder geschlechtlichen Verortung den Fachkräften vertraut sind:

D-C.: *Also das fehlt selbst mir und ich bin öfter auch in der, der, ich nenne es jetzt mal der Schwulenszene und all so etwas unterwegs, aber hatte dann auch erst, jetzt bin ich 30, mit 26 hatte ich das erste Gespräch mit einem wirklichen Trans*Mann. Also der die Operation und alles durch hatte. Und das war dann der erste wirkliche Berührungspunkt. Bis dahin waren Trans*Menschen selbst für mich erst noch, so doof das klingt, seltsam, weil, sie, es gab Männer, die können homo oder hetero sein; es gibt Frauen, die können homo oder hetero sein. Und jetzt gibt es diese Zwischenräume, sage ich mal. Und das war bis vor wenigen Jahren selbst etwas vollkommen Neues für mich. Und dann hatte ich [...] den ersten Betreuten in dem Bereich und dachte: „Wow, ich weiß selbst noch gar nicht so viel.“ Also da, da fehlt auch einfach Wissen. Da fehlt schlichtweg Wissen, das nicht so vermittelt wird, [...] Weil viele nichts in dem Bereich wissen. #00:38:09#*

Das angeführte Zitat verweist auf die Notwendigkeit, Wissen um sexuelle und geschlechtliche Vielfalt konzeptionell zu verankern. Kooperationen, d. h. beispielsweise eine fachliche Einbindung in Arbeitskreise, kontinuierliche und dauerhafte Bildungsangebote für die zu betreuenden Jugendlichen, aber auch für die Fachkräfte, mit den Expert*innen aus den LSBT*I*Q Communities ermöglichen

die Schaffung soziokultureller Orte, an denen für ‚betroffene‘ Jugendliche ein angemessener Raum für ihre Identitätsfindung ist bzw. deren Repräsentationen vorhanden ist.

Der Unterschied zwischen einer Vernetzung und der von Schmauch eingeforderten Kooperation besteht folglich darin, dass Vernetzung ein ‚Wissen um‘ ermöglicht, Kooperationen aber eine strukturelle Verankerung des ‚Wissens um‘ bedingen. Es kann angenommen werden, dass die strukturelle Einbindung von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt gleichermaßen dazu beiträgt, diskriminierungsarme Räume zu schaffen, wie die konzeptionelle Einbindung von Rassismus oder Sexismus.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass aus Sicht der interviewten Jugendlichen das dyadische Betreuungsverhältnis ebenso bedeutsam ist wie für die betreuenden Fachkräfte. Zugleich zeigt sich bei den Jugendlichen eine hohe Vulnerabilität, die auf ihrer Wahrnehmung nicht hinreichend vorhandener ‚Regenbogenkompetenzen‘ (vgl. Schmauch 2020) der Fachkräfte und der damit verbundenen Rahmenbedingungen beruht. Diese Kompetenzen umfassen Selbst-, die Sach-, die Methoden- und Sozialkompetenz.

Bedeutsam scheint das spezifische Wissen um syndemische Effekte zu sein, der Wechselwirkung aus einer allgemeinen Vulnerabilität, die in desolaten bis gewalttätigen familiären Verhältnissen begründet ist und sich unter anderem in einer unsicheren Bindungsrepräsentation zeigt, sowie der spezifischen Vulnerabilität, die mit dem Erleben der Zurückweisung oder Sanktionierung der von der cis-heterosexuellen Norm abweichenden sexuellen oder geschlechtlichen Identität verbunden ist. Das kann zu einer Verzögerung des Selbstfindungsprozesses führen, der eng verknüpft ist mit Gefühlen von Schuld und Scham. Infolgedessen fühlen sich die Betroffenen für das erlebte Leid selbst verantwortlich. Auch berichteten zwei der acht befragten Jugendlichen von Suizidversuchen, bei zwei weiteren Jugendlichen wird das zwar nicht benannt, aber zumindest scheint das Potenzial dafür vorhanden gewesen zu sein. Die Verunsicherung wegen der sexuellen oder geschlechtlichen Identität trifft auf einen fragilen Selbstwert, der es erschwert, ein positives Selbstbild als lesbische, schwule oder trans* Person zu erwerben und zu gestalten. Für die Aktivierung von Resilienz-Ressourcen ist es daher notwendig, einen affirmativen Raum zu schaffen, in dem die Jugendlichen ihr Sosein entdecken und entfalten können.

6. Resümee

Im Rahmen dieses Forschungskontextes wurde deutlich, dass LSBT*Jugendliche in der allgemeinen sozialwissenschaftlichen Jugendforschung kaum vorkommen (beispielsweise in der Shell-Studie 2015 oder in der Studie „Jugendsexualität 2015“ der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung). Auch in der Expertise von Sielert und Timmermanns (2011) zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher wird auf den Mangel repräsentativer Daten zu trans*, inter* und queeren Jugendlichen hingewiesen. Ebenso weist Pohlkamp (2010) darauf hin: „Bis heute gibt es kaum Studien zur sozialen Verfasstheit von Jugendlichen mit nicht eindeutigen geschlechtlichen Identitäten jenseits von pathologisierenden Zuschreibungsprozessen. Sie sind demzufolge als eigenständige Gruppe(n) (noch) nicht sichtbar gemacht.“ (Ebd.: 40).

In deutschsprachigen Forschungsarbeiten wiederum, die sich mit LSBT*I*Q Jugendlichen befassen, wird in der Regel nicht auf die Lebenssituation fremdplatzierter Jugendlicher eingegangen, so dass diese besondere Lebenssituation weder in Untersuchungen zu Jugendlichen noch in Untersuchungen zu LSBT*I*Q aufgegriffen wird. Hier zeigt sich ein signifikanter Forschungsbedarf. Obgleich die von uns durchgeführte Studie nicht repräsentativ ist, legt sie eine spezifische Vulnerabilität der Jugendlichen offen, der in zukünftigen Forschungsprojekten nachgegangen werden sollte.

Die Studie war nur mit Unterstützung des Hessischen Sozialministeriums möglich, da dieses den Forschenden den informativen Zugang zu den stationären Einrichtungen der Jugendhilfe ermöglichte. Obgleich mehr als 200 Einrichtungen über das Forschungsvorhaben informiert wurden, haben nur sehr wenige Einrichtungen daran teilgenommen. Die Interviews mit den Fachkräften weisen darauf hin, dass hier meist schon ein Prozess initiiert worden war, sich mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in der Fremdunterbringung zu befassen.

Nicht erreicht werden konnten in der Studie Einrichtungen, die möglicherweise keine Notwendigkeit darin sehen, sich mit geschlechtlicher Vielfalt zu befassen, und auch Jugendliche, deren Vulnerabilität im Rahmen der stationären Jugendhilfe noch erhöht wurde. Auch konnte in der Studie nicht das breite Spektrum sexueller und geschlechtlicher Vielfalt abgedeckt werden. Es scheint, dass es deutlich schwieriger

ist, weibliche trans* Jugendliche und auch cis-lesbische Jugendliche zu erreichen als deren männliche Pendanten. Ebenso war es uns (noch) nicht möglich, genderqueere Jugendliche in die Studie einzubinden.

Zudem wurden die von uns interviewten Jugendlichen meist über die Betreuenden auf die Studie aufmerksam gemacht und angefragt, ob sie sich eine Teilnahme vorstellen könnten. Die interviewten Jugendlichen zeigen hohe Resilienzpoteziale und zeichnen zumindest vordergründig ein positives Bild über ihre Lebenssituation in der Fremdunterbringung. Erst im Subtext wird deutlich, dass viele von ihnen sich im Prozess der Identitätsfindung als lesbische Frau, schwuler Mann oder (binäre) Trans*Person nicht hinreichend aufgehoben fühlen. Die Gründe werden in verschiedenen Aspekten verortet:

- ▶ Kaum oder keine Informationen über sexuelle und/oder geschlechtliche Vielfalt erhalten zu haben
- ▶ Homofeindliches Klima unter den Jugendlichen
- ▶ Kein adäquater Rückhalt durch die Betreuenden
- ▶ Fehlende Fachlichkeit der Betreuenden
- ▶ Fehlende Peer-Unterstützung

In dem Identitätsfindungsprozess als überaus hilfreich angesehen wurden dem gegenüber:

- ▶ Die Peer-Kompetenz der Betreuenden
- ▶ Zugang zur LSBT*I*Q Community
- ▶ Gruppenangebote, die sich mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt befassen
- ▶ Zugang zu LSBT*I*Q spezifischen Information, die allgemein zugänglich sind
- ▶ Wissen z. B. über Transitionsprozesse, rechtliche Rahmenbedingungen usw.

Die Biografien der interviewten Jugendlichen zeigen ein vielfältiges Spektrum vulnerabler Aspekte, die zu einer Fremdunterbringung führten: von gewalttätigen

und dysfunktionalen Herkunftsfamilien über Flucht/Migration und einen ungewissen Asylstatus bis hin zu eingeschränkten Bildungsmöglichkeiten wegen einer Behinderung/Beeinträchtigung. In der Verwobenheit mit Coming-out-Prozessen, die den Kern des eigenen Seins betreffen, führt dies zu einer erhöhten Vulnerabilität, die von den Jugendlichen ein hohes Maß an psychischer Widerstandsfähigkeit einfordert, diese zu bearbeiten und zu bewältigen. In der Regel können die Hilfesysteme nur einzelne Aspekte der Vulnerabilität aufgreifen, so dass Identitätsfindungsprozesse nur verzögert stattfinden können. Das trifft für alle interviewten Jugendlichen zu. Ein (von außen bedingtes) verzögertes Coming-out und verinnerlichte Homo- oder Trans*negativität tragen auch zu der Fragilität des Selbstwerts bei, so dass es den Jugendlichen zumindest erschwert ist, ein positives Bild von ihrem ‚Anderssein‘ zu generieren und ihren Selbstwert zu stabilisieren.

Da die Jugendlichen ihre Wohngruppen nicht umfänglich als ‚sicheren‘ Ort erleben, in dem sie ohne das Risiko einer Diskriminierung oder gar Gewalt ihre sexuelle oder geschlechtliche Identität entfalten können, stellt sich die Frage, ob Einrichtungen, die sich alleine an LSBT*I*Q Jugendliche richten, hilfreich sein könnten, die Verwobenheiten von allgemeinen und spezifischen Vulnerabilitäten aufzugreifen und eine stabile Persönlichkeitsentwicklung als lesbische Frau, schwuler Mann oder Trans* zu ermöglichen. Dieser Gedanke wird von den interviewten Fachkräften verworfen, da sie vermuten, dass damit eine vermehrte Stigmatisierung einhergehen könnte. Dennoch wirft gerade die Lebensgeschichte Asads die Frage auf, ob seine Sicherheit in einem ‚queeren Heim‘ nicht besser gewährleistet sein könnte und ihm zugleich auch eine Vielfalt an Repräsentationen von männlicher Homosexualität erlauben würde, diese zu erproben und sich jenseits sexistischer Geschlechterverhältnisse ‚neu zu erfinden‘.

Von zentraler Bedeutung für eine gelingende homosexuelle oder trans* Identitätsfindung scheint nicht nur die bedingungslose Akzeptanz des ‚Andersseins‘ zu sein, sondern auch und insbesondere die Spiegelung durch ein* Peer-Betreuer*in zu sein: So erzählt Khalid, dass es für ihn „das krasseste war“ einen Peer-Betreuer zu bekommen. Diesen habe er erstmals Dinge fragen können, die er „normal“ so nicht gefragt hätte. Die Formulierung „normal“ verweist auf den Umstand, dass ungeachtet der bedingungslosen Akzeptanz des Soseins durch die Betreuer*innen erst deren

lebensweltliche Nähe den Jugendlichen ermöglicht, ihr ‚Anderssein‘ vollumfänglich zu explorieren. Als „normal“ empfunden werden dagegen die Antizipation möglicher Zurückweisung und die Antizipation eines möglichen Nicht-Wissens seitens der Betreuenden. Die damit verbundene Zurückhaltung in der Kommunikation und der Selbstexploration können destabilisierend auf den Selbstwert wirken. Auch scheint es, als ob die Jugendlichen sich durch den Peer-Kontext selbstwirksam erleben, da sie sich in ihrer Gesamtheit wahr- und angenommen fühlen.

Da es den Einrichtungen der stationären Jugendhilfe zwar gelingt, einzelne Aspekte der Vulnerabilität aufzugreifen, aber meist syndemische Effekte (sexual-)pädagogisch nicht bearbeitet werden können, scheint es zielführend zu sein, geschlechtliche und sexuelle Vielfalt nicht nur in der Ausbildung der pädagogischen Fachkräfte zu etablieren, sondern insbesondere durch kontinuierliche Fortbildungen, die die oben dargestellten ‚Regenbogen-Kompetenzen‘ beinhalten. Von besonderer Bedeutung scheint dabei die Selbstkompetenz zu sein, denn die Auseinandersetzung mit verinnerlichten homo- oder trans*negativen Anteilen ist unabhängig von der eigenen sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität; sie räumt mit dem Vorurteil auf, dass LSBT*I*Q per se homo- oder transaffirmativ sind, sondern auch hier verinnerlichter Selbsthass zum Tragen kommt. Dieser kann sich in dem Betreuungsprozess negativ auswirken. Es ist also nicht damit getan, Peer-Betreuende verstärkt in die Jugendhilfe einzubringen, sondern es müssen sich grundsätzlich alle Fachkräfte Regenbogenkompetenzen aneignen.

Auch verdeutlicht die Forschungsarbeit die kaum vorhandene Vernetzung oder gar Kooperation mit Community-Einrichtungen. Zwar verweisen die Fachkräfte darauf, dass sie diesbezügliche Informationen ggf. auch weitergäben, allerdings müssten diese meist dorthin gebracht werden, d. h. die ‚Verantwortung‘ für diesen Informationsfluss wird in der LSBT*I*Q Community verortet (‚Bring-Struktur‘). Ein aktives Einholen und Vermitteln von Informationen scheint als Selbstverständnis nur selten vorhanden zu sein (Hol-Struktur). Daher wäre ein aktives Zugehen der Einrichtungen der Jugendhilfe auf LSBT*I*Q Community-Angebote wünschenswert.

Zudem weisen die Interviews auf strukturelle Lücken hin, da beispielsweise von der Heimaufsicht zu wenig auf die spezifischen Belange von LSBT*I*Q Jugendlichen bei der konzeptionellen Entwicklungen der Einrichtungen der stationären Jugendhilfe

geachtet wird. Hier wären sicherlich große Potentiale gegeben, diesen Aspekt in zukünftige konzeptionelle und (sexual-)pädagogische Entwicklungen einzubringen.

Schließlich wäre es auch empfehlenswert, Konzepte zu entwickeln, die Vulnerabilität von offen lebenden LSBT*I*Q Betreuenden aufzugreifen, denn sie können zum einen mit homo- oder transnegativen Jugendlichen und zum anderen mit homo- oder trans*feindlichen Kolleg*innen und Strukturen konfrontiert sein. Das heißt, dass in konzeptionelle Weiterentwicklungen von Einrichtungen beide Aspekte einfließen müssen, die besondere Vulnerabilität LSBT*I*Q Jugendlicher und die besondere Vulnerabilität LSBT*I*Q Betreuender.

Glossar

* **Schreibweise:** Das Sternchen wird benutzt, um eine geschlechtergerechte Sprache und geschlechtliche Vielfalt auszudrücken, die sich auch jenseits der binären Geschlechterordnung bewegen kann.

Agender: Mit Agender werden Personen beschrieben, die sich keinem Geschlecht zugehörig fühlen und die das gegenwärtige Konzept von Geschlecht für sich als nicht tragfähig erachten.

Binäres Geschlecht: Die Binarität der Geschlechter bezieht sich auf eine Geschlechterordnung, in der es nur zwei Geschlechter gibt, männlich und weiblich. Diese werden in ihren biologischen, sozialen, kulturellen und psychologischen Dimensionen kategorisiert und festgeschrieben. Zwischenräume oder ein Denken jenseits der Geschlechtlichkeit sind in dieser Ordnung nicht vorgesehen.

Careleaver: Personen, die das Jugendhilfesystem verlassen haben.

Cis: beschreibt die Übereinstimmung von bei Geburt zugewiesenem Geschlecht mit der geschlechtlichen Selbstwahrnehmung.

Coming-out: Prozess, in dem ein Mensch sich selbst über sein* Geschlechtsidentität und/oder sexuellen Orientierung bewusst wird. Das Coming-out ist mit dem Wahrnehmen von ‚Anderssein‘ verbunden, d. h. heterosexuelle Menschen vollziehen in der Regel kein Coming-out. Der Coming-out Prozess kann sich in zwei Phasen gestalten, wobei das ‚innere Coming-out‘ den Prozess des Sich-gewahr-werdens und des Annehmens der eigenen Homosexualität beschreibt, während das ‚äußere Coming-out‘ das Benennen der sexuellen Orientierung gegenüber Dritten umfasst.

Deadname: Ein Deadname ist ein von der Person nicht länger verwendeter Name, der meist bei Geburt gegeben wurde und in Deutschland geschlechtsmarkiert sein muss. Wird die Person ungeachtet ihrer Selbstbeschreibung und ihres selbstbestimmten Namens weiterhin mit ihrem ‚Deadname‘ angesprochen, wird das als diskriminierend wahrgenommen. Das gleiche gilt für den Gebrauch von falschen Personalpronomen.

Demisexualität: Eine demisexuelle Person fühlt erst eine sexuelle Anziehung zu einer anderen Person, wenn zuvor eine vertrauensvolle Beziehung aufgebaut werden konnte.

Heteronormativität: In einer heteronormativen Gesellschaft nimmt Geschlecht als ordnungspolitisches Element eine zentrale Rolle ein. Es wird erwartet, dass alle Menschen cis-geschlechtlich und heterosexuell sind.

Heterosexismus: Verweist nicht nur auf eine heteronormative Gesellschaftsordnung, sondern betont die damit einhergehende Abwertung von Frauen bzw. Privilegierung von Männern.

Körperdysphorie: Leidensdruck, der durch die Nichtübereinstimmung von selbstempfundenem und zugewiesenem Geschlecht entsteht. Viele Trans* Personen streben daher körperangleichende Maßnahmen (geschlechtsangleichende Operationen, Hormonbehandlung) an, um den Leidensdruck zu lindern oder aufzulösen. Nicht alle Trans* leiden an Dysphorie.

LSBT*I*Q: Lesbisch, schwul, bisexuell, trans* (umfasst transident, transgender, gender-queer), inter* (umfasst interident, intersexuell, intergeschlechtlich) und queer.

Passing: Eine Person wird als das Geschlecht gelesen, als das sie gelesen und anerkannt werden möchte.

PoC : Person of Colour. Die Bezeichnung umfasst Menschen, die von rassistischer Diskriminierung betroffen sind.

Queer: Es gibt zahlreiche Definitionen von ‚queer‘, je nach gesellschaftspolitischem bzw. wissenschaftlichem Kontext. In diesem hier gilt ‚queer‘ vor allem als Selbstbeschreibung für Personen, die sich außerhalb der binären, heteronormativen Gesellschaftsordnung verorten.

Transition: Prozess, in dem eine trans* Person körperliche und/oder juristische und soziale Änderungen vornimmt, um die selbstempfundene Geschlechtsidentität auszudrücken. Dazu können geschlechtsangleichende körperliche Eingriffe wie Operationen oder die Einnahme von Hormonen gehören, eine Namensänderung oder eine Personenstandsänderung, aber auch der Gebrauch von dem Zielgeschlecht zugeordneter geschlechtsspezifischer Kleidung, das Abbinden von Brüsten, das Tragen von Penisprothesen usw.

Transsexualität/Transgender/Transidentität: Inkongruenz zwischen dem bei Geburt zugewiesenen und dem selbstempfundenen (psychologischen) Geschlecht. Kann einhergehen mit einer Körper-Dysphorie.

Anhang

Rückmeldungen der Teilnehmenden der Fachkonferenz vom 28. November 2019: Queer im Heim – Zur Situation LST* Jugendlicher in der stationären Jugendhilfe

Gesellschaftspolitische Ebene (Heteronormativität):

- ▶ Gesellschaftliche Situation wird nicht einfacher
- ▶ Pro-aktives Handeln von Träger*innen, Vereinen für Erwerb von Wissen und Handlungskompetenz
- ▶ Klares Leitbild zu Antidiskriminierung der Einrichtung/Träger
- ▶ Angebote von außerhalb ermöglichen (z. B. Fahrdienst, Finanzen ...)
- ▶ Hochschulen und Erzieher*innenschulen, Pflichtfach für alle in Ausbildung zu LSBT*I*Q
- ▶ Regenbogenberater*innen in den Jugendämtern und bei Leistungsträgern
- ▶ Institutionen vom Kopf her abarbeiten: Konzepte, Leitbild, Stellenausschreibungen
- ▶ Don't forget the countryside
- ▶ Wichtig wären belastbare quantitative Studien, um Lobbyarbeit leisten zu können und eine Argumentationsgrundlage gegenüber Politik und Ämtern zu haben
- ▶ In den von den Trägern verlangten sexualpäd. Konzepten legen wir (Heimaufsicht) viel zu wenig Wert auf LSBT*I*Q -Aspekte!

Fortbildungen:

- ▶ Fortbildungszwang für Sozialarbeiter*innen
- ▶ LSBT*I*Q-sensible Fortbildungen fördern (5x)
- ▶ Regenbogenkompetenz (2x)
- ▶ Interventionskonzepte für die Mitarbeitenden
- ▶ „Wissen“ ist machtvoll gegen Mobbing
- ▶ Professionalisierung durch die Einrichtung, Supervision, Fachberatungen, Vernetzung
- ▶ Gut qualifizierte Fachkräfte in Jugendhilfe
- ▶ Workshops mit allen (also Betreuer*innen und Jugendliche) (2x)
- ▶ Rollenmodelle

Schutzräume:

- ▶ Schaffung von Schutz- und Vertrauensräumen (2x)
- ▶ Schutzräume mit Identifikationsmöglichkeiten
- ▶ Kein Raum für Ausgrenzung
- ▶ Klima schaffen, in dem Respekt und Unterschiedlichkeit eines JEDEN immer wieder betont und mit Leben gefüllt wird
- ▶ Akzeptierender und wertschätzender Umgang
- ▶ Schutzraum durch Sichtbarkeit durch Regenbogenaufkleber oder Fahnen auf dem Gelände und Türen
- ▶ Sensibilisierung durch Sprache (3x)
- ▶ Sensibilisierung durch sichtbare Symbole (Regenbogenflagge, Ärzte, Polizei, Mitarbeiter)
- ▶ Begriffliche Kenntnisse, korrekte Anwendung, Begrifflichkeiten als Schimpfwort

Queere Vernetzung:

- ▶ Queer vernetzen, Möglichmachung von Teilhabe an der „Community“
- ▶ Gibt es Filmprojekte, Literatur zu dem Thema Queer?
- ▶ V.a. in ländlichen Räumen den Jugendlichen die Möglichkeit zu geben zur Vernetzung in die Community
- ▶ Expert*innen schaffen
- ▶ LSBT*I*Q Mitarbeiter als Chance für die Einrichtung
- ▶ Nutzbarmachung von LSBT*I*Q-Kompetenz im Kolleg*innenkreis

Haltung:

- ▶ Gemeinsame Haltung des päd. Teams ermitteln und in Alltagssituationen deutlich zeigen
- ▶ Haltungen und humanistische Betriebskultur
- ▶ Innere Haltung (offene Haltung, keine Wertung)
- ▶ Reflexion der eigenen inneren Kategorien
- ▶ Haltung der Mitarbeiter*innen gut prüfen vor Einstellung
- ▶ Klare Haltung, klare Sprache

Literatur

Abramovic, Alex (2015): A focused response to prevent and end LGBTQ2 Syouth homelessness. Government of Alberta. Online: <https://open.alberta.ca/dataset/91655ea6-88f2-496b-a6cf-57aa9b1bc4e5/resource/10a92757-aece-45c5-b971-bc15844efa57/download/abramovich-report.pdf> (letzter Zugriff: 25.6.20)

Albert, Mathias / Hurrelmann, Klaus et.al. (2015): Jugend 2015. 17. Shell Jugendstudie. Fischer Verlag, Frankfurt.

Albrecht, Ralf (2017): Beratungskompetenz in der Sozialen Arbeit. In: KONTEXTE – Zeitschrift für Systemische Therapie und Familientherapie. Band 48, 1/2007. S. 45-64.

AWO Soziale Dienste gemeinnützige GmbH (2014): Diversity – Die Erfolgsstrategie. Eine Handreichung zu Diversity Management in der Sozialwirtschaft. Bremen. Online: https://www.awo-bremen.de/sites/default/files/Diversitysozialwirtschaft_Handreichung.pdf (letzter Zugriff: 25.5.20).

Bachmann, Anne (2013): Lebenssituationen und Diskriminierungserfahrungen schwuler und bisexueller Männer – Zusammenfassung. Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen. Landesstelle für Gleichbehandlung. Berlin.

Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (BAGLJA) (2015): Qualitätsmaßstäbe und Gelingensfaktoren für die Hilfeplanung gem. § 36 SGB VIII. Online: <http://www.bagljae.de/content/archiv/empfehlungen-und-arbeitshilfen/> (Letzter Zugriff: 25.6.20).

Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (BAGLJA) (2013): Sexuelle Orientierung ist ein relevantes Thema der Jugendhilfe. Beschlossen in der vom 9. – 11.4. 2003 in Schwerin durchgeführten 94. Arbeitstagung. Archiviert unter der Nr. 89. Online: <http://www.bagljae.de/content/archiv/empfehlungen-und-arbeitshilfen/> (Letzter Zugriff: 25.6.2020).

Butler, Judith (2006): Haß spricht – Zur Politik des Performativen. Berlin.

BZgA (2011): WHO Standards für die Sexualaufklärung in Europa. Rahmenkonzept für politische Entscheidungsträger, Bildungseinrichtungen, Gesundheitsbehörden, Expertinnen und Experten. Köln.

de Beer, Coenraad (2016): LSBT Kinder fallen durch das Sicherheitsnetz. In: Dreilinden gGmbH (Hg.): Rock? Nicht für mich! Sexuelle und geschlechtliche Selbstbestimmung von Kindern und Jugendlichen in der alternativen Betreuung. Hamburg.

Dennert, Gabriele (2006): Die psychische Gesundheit von Lesben und Schwulen – eine Übersicht europäischer Studien. In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis 38, Heft 3, S. 559 - 576.

di Giacomo, Ester/ Krausz, Micheal/ Colmegna, Fabrizia et al. (2018): Estimating the Risk of Attempted Suicide Among Sexual Minority Youths: A Systematic Review and Meta-analysis. *JAMA Pediatrics*. Vol. 172(12), S. 1145 - 1152.

Erikson, Erik H./Hügel, Käthe (1973): Der vollständige Lebenszyklus. In: Identität und Lebenszyklus. 3 Aufsätze. Berlin. S. 55 - 123.

Ernst & Young GmbH (Hg.) (2016): Studie Diversity in Deutschland 2016. Stuttgart.

Focks, Petra (2014): Lebenswelten von intergeschlechtlichen, transgeschlechtlichen und genderqueeren Jugendlichen aus Menschenrechtsperspektive – Expert*inneninterviews. Berlin.

Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hg.) (1997): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Juventa Verlag.

Frohn, Dominic/Meinhold, Florian (2018): Out im Office? Sonderauswertung NRW. Sexuelle Identität und Geschlechtsidentität; (Anti) Diskriminierung und Diversity am Arbeitsplatz. Online: https://www.dominicfrohn.de/downloads/IDA_Sonderauswertung_OiO_NRW.pdf (Letzter Zugriff: 25.6.2020).

Galfa (2017): LGBTQ Homelessness research project. Final report. Melbourne. Online: <https://www.galfa.org.au/wp-content/uploads/2018/01/LGBTI-Homelessness-project-Final-report-September-2017.pdf> (letzter Zugriff: 3.2.2019).

Glogel-Tippelt, Gabriele (Hg.) (2001): Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis. Göttingen.

Gomille, Beate (2001): Unsicher-präokkupierte mentale Bindungsmodelle. In: Glogel-Tippelt, Gabriele (Hg.): Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis. Göttingen. S. 201 - 226.

Günder, Richard (2015): Praxis und Methoden der Heimerziehung. Entwicklungen, Veränderungen und Perspektiven der stationären Erziehungshilfe. Freiburg im Breisgau.

Hauser, Susanne (2001): Trauma – Der unverarbeitete Bindungsstatus um Adult Attachment Interview. In: Gloger-Tippelt, Gabriele (Hg.): Bindung im Erwachsenenalter. Göttingen. S. 226-250.

Hessisches Ministerium für Soziales und Integration (2018): Hessische Kinder- und Jugendrechte Charta. Online: https://soziales.hessen.de/sites/default/files/media/hsm/rz_charta_webfassung_doppelseiten.pdf (Letzter Zugriff: 25.6.2020).

Hessisches Ministerium für Soziales und Integration (2017): 2. Hessischer Landessozialbericht. Online: https://soziales.hessen.de/sites/default/files/media/hsm/2._hessischer_landessozialbericht.pdf (Letzter Zugriff: 25.6.2020).

Höblich, Davina (2017): Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt – Eine Herausforderung, Jugend zu ermöglichen. In: Sozial Extra 3, S. 47 – 49.

Höblich, Davina/Kellermann, Anna (2019): Teilhabechancen lesbischer, schwuler und bisexueller Jugendlicher in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. In: Kommission Sozialpädagogik (Hg.): Teilhabe durch*in* trotz Sozialpädagogik. Weinheim/Basel. S. 103 - 116.

Hubrig, Silke (2010): Genderkompetenz in der Sozialpädagogik. Troisdorf: Bildungsverlag Eins.

International Code of Diseases and Related Health Problems (ICD) 10 – GM. Online: <https://www.icd-code.de/icd/code/ICD-10-GM.html> (Letzter Zugriff: 25.6.2020).

Initiative Intersektionale Pädagogik (i-PÄD; Hg.) (o. J.): Ein Beitrag zu inklusiver pädagogischer Praxis, vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung, Berlin. Online: <http://ipaed.blogspot.de/images/IPD.pdf> (Letzter Zugriff: 25.6.20).

- Kasten**, Hartmut (2014): Entwicklungspsychologische Grundlagen der frühen Kindheit und frühpädagogische Konsequenzen. Online: http://www.kita-fachtexte.de/fileadmin/Redaktion/Publikationen/KiTaFT_kasten_2014.pdf (Letzter Zugriff: 23.10.2019)
- Krell**, C./Oldemeier, K. (2017): Coming-out – und dann...?! Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland. Bonn.
- Kunz**, Thomas (2011): Geschichten von ‚uns‘ und ‚ihnen‘. Die Reflexion gesellschaftlicher Fremdbilder als Bestandteil Interkultureller Kompetenz. In: Kunz, Thomas/ Puhl, Ria (Hg.): Arbeitsfeld Interkulturalität: Grundlagen, Methoden und Praxisansätze der Sozialen Arbeit in der Zuwanderungsgesellschaft. Weinheim. S. 90 - 106.
- Langer**, Phil (2009): Beschädigte Identitäten: Dynamik des sexuellen Risikoverhaltens schwuler und bisexueller Männer. Wiesbaden.
- Lüders**, Christian (2003/1997): Qualitative Kinder- und Jugendhilfeforschung. In: Friebertshäuser, Barbara/Pregel, Annedore (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim. S. 795 - 810.
- Luhmann**, Niklas (1987): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M.
- Marks**, Stephan (2018): Scham –Die tabuisierte Emotion. Patmos Verlag, Eschbach.
- Mantey**, Dominik (2017): Sexualerziehung in Wohngruppen der stationären Erziehungshilfe aus Sicht der Jugendlichen. Weinheim.
- Meyer**, Ian. H. (2003): Prejudice, Social Stress, and Mental Health in Lesbian, Gay and Bisexual Populations: Conceptual Issues and Research Evidence. *Psychological Bulletin*, 129, S. 674 – 697.
- Meyer**, Ian. H. (1995): Minority Stress and Mental Health in Gay Men*. In: Journal of Health and Social Behavior 1995, Vol. 36 (März), S. 38 - 56.
- Migrationsrat** Berlin-Brandenburg e.V. (2010). Leben nach Migration, Bd. 12/2010: Homophobie und Rassismus. <http://neu.migrationsrat.de/wp-content/>

uploads/2018/07/MRBB-NL-2010-12-Special-Leben-nach-Migration.pdf (letzter Zugriff: 24.6.2020)

Page Group (2018): Charta der Vielfalt – Diversity Management Studie 2018. Aktuelle Entwicklungen, Zielsetzungen und Ausblicke für Unternehmen in Deutschland. Online: https://www.charta-der-vielfalt.de/uploads/tx_dreipccdvdiversity/Diversity%20Studie%202018.pdf (Letzter Zugriff: 25.6.2020).

Plöderl, M./Kralovec, K./Fartacek, C./Fartacek, R. (2009): Homosexualität als Risikofaktor für Depression und Suizidalität bei Männern. In: Blickpunkt DER MANN 2009, 7 (4), S.28 - 37.

Plöderl, Martin/ Tremblay, Pierre (2015): Mental health of sexual minorities. A systematic review, International Review of Psychiatry. Volume 27, Issue 5. S. 367-385.

Pohlkamp, Ines (2010): TransRäume. Mehr Platz für geschlechtliche Nonkonformität. In: Busche, Mart/Maikowski, Laura/Pohlkamp, Ines/Wesemüller, Ellen (Hg.): Feministische Mädchenarbeit weiterdenken. Bielefeld. S.37 - 59.

Schlegel, Leonhard (2002): Handwörterbuch der Transaktionsanalyse. Sämtliche Begriffe der TA praxisnah erklärt (2. Aufl.). Freiburg im Breisgau.

Schmauch, Ulrike (2020): Regenbogenkompetenz in der Sozialen Arbeit. In: Timmermanns, Stefan/Böhm, Maika (Hg.): Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt – Interdisziplinäre Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis. Weinheim/Basel. S. 308 - 325.

Schmauch, Ulrike (2016): Sexualpädagogisches Handeln in der Sozialen Arbeit. In: Henningsen, Anja/Timmermanns, Stefan/Tuider, Elisabeth (Hg.): Sexualpädagogik kontrovers. Weinheim/Basel. S. 32 - 45.

Schmauch, Ulrike (2014): Auf dem Weg zur Regenbogenkompetenz. In LSVD (Hg.): Homosexualität in der Familie – Handbuch für familienbezogenes Fachpersonal. Köln. S. 37-50.

Sielert, Uwe/Timmermanns, Stefan (2011): Expertise zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher in Deutschland – eine Sekundäranalyse vorhandener Untersuchungen. Online: https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/Expertise_Sielert_Timmermanns_komplett.pdf (Letzter Zugriff: 25.6.2020)

Singer, Merrill (2009): *Introducing Syndemics: A Critical Systems Approach to Public and Community Health*. San Francisco CA, Jossey Bass.

Sinus Milieu (2010): <https://www.sinus-institut.de/sinus-loesungen/sinus-milieu-deutschland/> (Letzter Zugriff: 31.12.2019).

Stangl, W. (2019). Stichwort: ‚Selbstwirksamkeit‘. Online Lexikon für Psychologie und Pädagogik. Online: <https://lexikon.stangl.eu/1535/selbstwirksamkeit-selbstwirksamkeitserwartung/> (Letzter Zugriff: 8.8.2019).

Statistisches Landesamt: Sozialeleistungen – Kinder- und Jugendhilfe. Online: <https://statistik.hessen.de/zahlen-fakten/sozialeleistungen-kinder-jugendhilfe-gesundheit-bildung-bildungsindikatoren-iabe-kult-0> (Letzter Zugriff: 26.6.20).

Statistisches Bundesamt (2017): Vorläufige Schutzmaßnahmen für Kinder und Jugendliche. Bundesländer, Jahre, Anlass. Online: <https://www-genesis.destatis.de/genesis/online#astructure> (Letzter Zugriff: 26.6.20).

Stevens, Suzanne (2015): Normal Sleep, Sleep Physiology, and Sleep Deprivation. Department of Neurology, Medical and Laboratory Director of Sleep Medicine Clinic, University of Kansas. Online: <https://emedicine.medscape.com/article/1188226-overview> (Letzter Zugriff: 29.8.2019).

Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1998): *Basics of qualitative research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. London.

Timmermanns, Stefan (2016): Vielfalt erwächst aus Freiheit. Zur theoretischen Verortung einer Sexualpädagogik der Vielfalt. In: Henningsen, Anja et al. (Hg.): *Sexualpädagogik kontrovers*. Weinheim. S. 17 - 31.

Timmermanns, Stefan/Thomas, P.M./Uhlmann, C. (2017): Dass sich etwas ändert und sich was ändern kann – Ergebnisse der LSBT*Q-Jugendstudie „Wie leben lesbische, schwule, bisexuelle und trans* Jugendliche in Hessen? Wiesbaden.

TransPULSE (2010). Ontario’s Trans Communities and Suicide: Transphobia is Bad for Our Health. TransPULSE E-Bulletin. Online: <http://transpulseproject.ca/wp-content/uploads/2010/11/E2English.pdf> (Letzter Zugriff: 31.12.2019).

Tuider, Elisabeth (2013): Diversität von Begehren, sexuelle Lebensstile und Lebensformen. In: Schmidt, Renate-Berenike/Sielert, Uwe (Hg.): Handbuch Sexualpädagogik und Sexuelle Bildung. 2. überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa, S. 245–254.

Wilke, Thomas/Timmermanns, Stefan (2015): HIV/STI, Vulnerabilität und sexuelle Vielfalt. In: Huch, Sarah/ Lücke, Martin (Hg.): Sexuelle Vielfalt im Handlungsfeld Schule. Konzepte aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik, Bielefeld. S. 257 - 274.

Winkelmann, Iris (2014): Systemisch-ressourcenorientiertes Arbeiten in der Jugendhilfe. Online: <https://www.carl-auer.de/media/carl-auer/sample/LP/978-3-8497-0018-8.pdf> (Letzter Zugriff: 25.6.2020).

Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität – Zur Analyse sozialer Ungleichheit. Bielefeld.

Wolf, Gisela (2017): Substanzgebrauch bei Queers – Dauerthema und Tabu. Göttingen.

Young, S. (2010): Changing Faces: Homelessness Among Children, Families and Young People. FEANTSA.

Zick, Andreas/Küpper, Beate/Krause, Daniela (2016): Gespaltene Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland. Bonn.

Ziegenhain, Ute (2001): Sichere Mentale Bindungsmodelle. In: Gloger-Tippelt, Gabriele (Hg.): Bindung im Erwachsenenalter. Göttingen. S. 154 – 173.